03243

81.
89832

Fern von Paris.

Erzählungen und Novellen
der Schweiz und dem Innern Frankreichs.

Mitgeteilt
von
Professor Herman Semmig.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Eugen Peterson.

£10

Bayerische Staatsbibliothek
<3664734431001 0

Fern von Paris.

Erzählungen und Novellen
aus der Schweiz und dem Innern Frankreichs.

Mitgeteilt
von
Professor Herman Semmig.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Eugen Peterson.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Jedermann kennt Paris, wenige nur kennen Frankreich. In das Innere des Landes, das der Verfasser dieses Buches zwanzig Jahre lang bewohnt und nach den verschiedensten Richtungen durchwandert hat, in die sogenannte „Provinz“ führt er den Leser. Das Publikum, das von französischer Unterhaltungslektüre fast nur jene mit geringen Ausnahmen krankhaften Romane kennt, die in der fieberhaft erhitzten Atmosphäre vou Paris ausgebrütet werden und auch meist nur Pariser Leben darstellen, erfährt aus diesem Buche, wie es im eigentlichen Frankreich und zwar besonders auf dem Dorfe zugeht; es erfährt daraus, daß die französische Volkslitteratur ebenfalls wie die deutsche ihre Sagen und Legenden hat und daß das echte Volksgemüt sich an harmlosen Erzählungen erfreuen kann, was der an Pariser Litteratur gewöhnte Ausländer bei den Franzosen gar nicht für möglich gehalten hätte. Und daß die in der Provinz lebenden Schriftsteller, was Menschenkenntnis und Schilderung der geheimsten Seelenvorgänge anlangt, den Pariser Romanschreibern ebenbürtig sind, beweisen die mitgeteilten Erzählungen „Eine Vendéer Mutter“ und „Die Große Steingrube“. Wer nun die Französinnen,

die in diesem Volksgemälde eine Hauptrolle spielen, näher kennen lernen will, den verweisen wir auf unser Buch „Französisches Frauenleben. Ein Mosaikgemälde von Herman Semmig. Leipzig, A. Krüger“, wo Pariserinnen und Provinzlerinnen aus Dorf und Stadt ausführlich geschildert sind.

Die erste Erzählung spielt außerhalb Frankreichs; sie beginnt in demjenigen Teile der Schweiz, wo die französische Sprache sich eingebürgert hat. Die reiche Litteratur, die hier zur Entwickelung gelangt ist, hat der Verfasser in seinem Werke „Kultur- und Litteraturgeschichte der französischen Schweiz. In ihrer selbständigen Entwickelung zum erstenmale dargestellt von Dr. Herman Semmig. Zürich, Th. Schröter“ ausführlich geschildert. Die Verfasserin der Novelle „Die Wahl einer Frau“, Jeanne Mussard, ist eine Genferin. Auch der Titel dieses Buches ist einem Genfer Dichter, Petit-Senn, entlehnt; ein Gedicht des letztern ist „Der Dichter fern von Paris“ überschrieben. Fern von Paris, in seiner Provinz, so sagt Petit-Senn, wird der Dichter Natur, Wahrheit und reine Begeisterung finden. Fern von Paris hat Verfasser dieses Buches die Blumen unterhaltender Erzählungskunst gepflückt, die er hier zu einem Strauße gebunden dem Leser darbietet.

Leipzig. **Herman Semmig.**

Es ist seit langer Zeit auch bei uns in Genf Mode geworden, daß man einen Teil des Sommers auf dem Berge zubringt. Die Fremden, die zu uns kommen, wie auch die Genfer der wohlhabenden Klasse, suchen in der heißen Jahreszeit teils auf dem Salève, teils auf den waldigen Abhängen des Jura stärkende Luft und schöne Landschaft.

Besonders sind die Pensionen von Saint-Cergues am Fuße der Dôle sehr besucht; in eine derselben bitten wir den Leser mit uns einzutreten.

Um eine lange Tafel, auf der man eben den Thee aufgetragen hat, finden wir fünfundzwanzig Personen vereinigt, die die verschiedensten Nationalitäten Europas vertreten; ein amerikanisches Paar vergegenwärtigt uns sogar die neue Welt.

Diese vom Zufall zusammengeführte Menge, die aus den verschiedenartigsten Elementen besteht,

bietet natürlich die interessantesten Gegensätze. Auf das Französische, welche Sprache man hier am meisten vernimmt, folgen zuweilen die kräftigen deutschen Laute, die tonreichen Klänge der spanischen Zunge und das englische Gezwitscher. In einem solchen Sprachenwirrwarr kann die Unterhaltung keine gemeinsame sein, man führt sie gruppenweise.

Am untern Ende der Tafel plaudert ein Engländer, Herr James Warrington, mit mehreren Damen, die ihn wegen seines Zögerns, eine Wahl zu treffen, neckend aufziehen, über Liebe und Heirat. In einiger Entfernung hört eine reizende Schwedin von dreißig Jahren nur zerstreut auf die süßen Worte eines alten russischen Obersten, der ihr den Hof macht, um kein Wort von dem ernsten Gegenstande zu verlieren, den man zu ihrer Linken verhandelt.

Herr James Warrington bemüht sich, durchaus in nichts seinen Landsleuten zu gleichen, über die er sich erbarmungslos lustig macht; ein langer Aufenthalt auf dem Kontinent und die Bewunderung, die er für die französischen Gewohnheiten und Sitten hegt, haben aus ihm eine ganz besondere Persönlichkeit gemacht, die zwar sehr interessant zu beobachten ist, für die man sich aber nicht gerade sehr erwärmt. Es fehlt ihm indessen nicht an Geist, und niemanden wird es beikommen, die Vornehmheit seiner Züge, seines Benehmens, ja des Schnitts seines Barts und seiner Haare zu bestreiten, durch deren Kastanienbraun es zuweilen wie rötliche Blitze zuckt. Man wirft ihm nur seine Hartnäckigkeit vor,

jung scheinen zu wollen, während doch die Kirchenregister von London seine Geburt auf dreiundvierzig Jahre zurückdatieren.

Seine Ideen über die Ehe sind von solcher Exzentrizität, daß alle Umstehenden gewaltig große Augen dazu machen.

„Warum sollte ich Eile haben, mich an eine Kette schmieden zu lassen, die so thöricht wie drückend ist? sagte er. In unsern Tagen haben die Frauen mehr Vernunft als Herz, sie sind pedantisch geworden; nur zu häufig hört man sie über eine wichtige philosophische oder religiöse Frage diskutieren, wenn sie nicht gar für diese oder jene politische Frage leidenschaftlich Partei ergreifen; andere wieder entsagen ganz und gar jener unschuldigen Koketterie, die dem Weibe niemals fremd werden sollte, und befassen sich mit abstrakten Wissenschaften oder vertiefen sich in bestäubte Scharteken. Schon im Pensionat lehrt man sie tausenderlei Dinge, die sie niemals wissen sollten; man macht Doktorinnen aus ihnen, das heißt langweilige Geschöpfe, die nicht imstande sind, ihre Gatten an sich zu fesseln."

„„Sie würden aber doch keine Frau ohne Bildung heiraten wollen?"" warf Frau Lotze ein, eine geistreiche deutsche Dame, die die Theorieen des Gentlemans sehr belustigten; „„ein Mann der sich selbst achtet, kann sich nicht zeitlebens mit einer unwissenden Person verbinden.""

„Es kommt darauf an, was man unter Bildung versteht. Ich möchte, daß meine Frau tanzen

und singen kann, einen anmutigen Gang hat, sich nicht linkisch benimmt, Anstand bei Tisch besitzt und besonders sich mit jener vollkommenen Eleganz kleidet, die man nur in Paris kennt. Jede andere Wissenschaft ist für eine Person Ihres Geschlechts überflüssig."

„„Sie werden ihr indessen den Geschmack an der Litteratur gestatten?""

„Gott bewahre mich davor! Ich würde zu große Angst haben, daß sie ein lächerlicher Blaustrumpf mit Tintenflecken an den Fingern würde. Federn, Papier, Bücher werden bei mir streng verbotene Ware sein.

„„Und das Piano?""

„Um mir die Ohren zu zerreißen? Nein, nein, der Gesang ist alles, was ich ihr erlaube, wenn sie eine angenehme Stimme hat."

„„Sie haben Recht, mein Herr, unterbrach eine Genferin, man erzieht die jungen Mädchen sehr schlecht; die Kunst der Haushaltung sollte einen größeren Platz in ihrer Erziehung einnehmen?""

Diese Anschauungsweise bewirkte von seiten des Junggesellen ein Achselzucken.

„Eine reiche Frau hat nicht nötig zu rechnen, erwiderte er mit geringschätzigem Tone; um nichts in der Welt würde ich erlauben, daß Frau Warrington sich zu derartigen Kleinigkeiten herabläßt, auch werde ich mich hüten, sie in England oder in Deutschland zu wählen, da man hier die Erziehung eines jungen Mädchens nur danach beurteilt, ob man eine gute Köchin und vortreffliche Haushälterin daraus gemacht hat."

„„Verzeihen Sie, mein Herr, warf eine alte Dame ein, die bisher ein aufmerksames Stillschweigen beobachtet hatte, ich sinne vergebens nach, womit Frau Warrington ihre Zeit zubringen wird. Werden Sie ihr wenigstens die nützliche Zerstreuung der Modearbeiten bewilligen?““

„O, bitte, bitte! war die Antwort, das muß man den armen Ständen überlassen. Meine Frau soll keine andere Beschäftigung haben, als die mir, zu gefallen; ist es denn so schwer, nur an seine Toilette zu denken und wie die Blumen von jenem süßen Nichtstun zu leben, das den Glanz der Schönheit noch erhöht?“

„„Das wäre vielleicht mit fünfzehn oder sechzehn Jahren möglich; aber Sie haben, wie ich annehme, mein Herr, nicht die Absicht ein kleines Mädchen zu heiraten, das noch mit dem Reifen spielt und in seine Puppe vernarrt ist?““

Diese Erwiderung rief einige Heiterkeit hervor; Herr Warrington hielt sich jedoch noch nicht für geschlagen.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, verehrte Frau, sprach er mit ruhigem Tone; die Frauen altern so schnell, daß man sie wohl als Kinder wählen muß, wenn man sie einige Jahre lang lieben können will; mit dreißig Jahren ist ihr Reich vorüber, vollständig vorüber.“

Frau Lotze allein sah mit ihrem gewohnten Scharfblick die schwedische Gouvernante, der diese brutale Theorie ins Herz schnitt, erbleichen. Sie wollte das arme Mädchen, dessen geheimen Schmerz

sie erriet, rächen, und auf die Gefahr hin, sich den Engländer zum Feinde zu machen, machte sie die ironische Bemerkung:

„Ein junger Mann könnte allenfalls, ohne allzuviel Tadel zu verdienen, die Ehe von dem Standpunkt dieser früh welkenden Blume der Schönheit aus betrachten; aber bei Ihrem Alter, mein Herr, möchte man über eine so wenig ernste Anschauungsweise beinahe lächeln. Es ist übrigens nicht sehr galant, uns derlei ins Angesicht zu sagen; nicht in Frankreich, nicht in Paris hat man Ihnen das Beispiel eines solchen Mangels an Ritterlichkeit gegeben."

Nach Frau Lotze ergriff der alte Russe, der zuletzt auch dem Gespräch zugehört hatte, mit Begeisterung die Partei der Frauen, die zu jener vollen Reife von Geist und Schönheit gelangt sind, die man die zweite Jugend nennt. Er betrachtete die Gefährtin des Mannes als ein denkendes Wesen, nicht aber als ein Spielzeug und warf die ziemlich asiatischen Ansichten seines Gegners unter dem Beifall aller Zuhörer siegreich nieder. Ein Blick der Gouvernante war seine süßeste Belohnung.

Da der Abend schön war, zerstreuten sich nach dem Thee die meisten Gäste in die Umgegend des Dorfes zu Spaziergängen, auf die der zunehmende Mond seine Strahlen herabgoß.

Chrisna Ottensen, der die Galanterien des alten Obersten lästig wurden, gab vor, auf ihr Zimmer gehen zu wollen, und lehnte sich gedankenvoll in die Ecke einer ländlichen Gallerie, die ein großer

weißer Rosenstrauch in voller blühender Pracht umduftete.

Da der Horizont hier von einem Gürtel grüner Hügel umgrenzt war, so konnte sie von dieser Stelle aus den See nicht sehen; aber ihr Blick schweifte in das Leere und verlangte von der Natur nur jene heitre Ruhe, nach welcher aufgeregte Herzen so sehr verlangen.

Für andere ist die Freude geschaffen, für andere das herzerfreuende Lächeln, die trauliche Plauderei oder das witzfunkelnde Gespräch, das Glück, den Arm auf den Arm eines geliebten Wesens zu stützen! Chrisna steht allein in der Welt!

Ein hartes Schicksal raubte ihr schon in der Wiege Vater und Mutter und legte ihr später das mühevolle Exil auf, das die Mädchen ohne Vermögen erwartet, wenn sie einige Bildung erhalten haben.

Zur Belohnung für ihre Anstrengungen hat die englische Familie, bei der sie acht Jahr lang als Erzieherin geweilt hat, sie nach Paris und in die Schweiz mitgenommen. Fräulein Ottensen gedenkt sich hier einige Monate auf den Bergen auszuruhen und hofft dann eine neue Anstellung zu finden.

Einige Damen der Pension gefallen ihr, aber keine besitzt ihr volles Vertrauen. Wem sollte sie gestehen dürfen, daß sie einen Mann liebt, der nie einen Blick für sie gehabt hat; einen Mann, dessen Verkehrtheiten ihr anfangs der Gegenstand interessanter Studien zu sein schienen, denen sie sich

ohne Besorgnis hingeben konnte, und daß diese Analyse, die sie gerade vor jeder Liebe hätte bewahren sollen, zur Schlinge geworden ist, in der sie sich wider alles Vermuten gefangen sieht?

Ihr Geheimnis muß sterben, erstickt von der Hand, die doch das stürmische Klopfen ihres Herzens nicht zurückzuhalten vermag. Um sie herrscht das Schweigen. Die Grillen zirpen im Grase; sogar die kleinen Grillen lieben und werden geliebt. Diese weißen Rosen, die ihre träumende Stirn berühren, sprechen zu ihr von dem Brautkranze, den man niemals für sie flechten wird.

Chrisna wird von niemand geliebt.

Armer Oberst, der du so eben ihre Sache gegen einen Mann verteidigtest, der sie verschmäht, du zählst also für nichts?

Ach, in der Sprache des Herzens hat das Wort niemand eine ganz andere Bedeutung, als in den Wörterbüchern. In der Liebe und in dem Stile der gänzlichen Entmutigung bedeutet niemand nur den oder die, dessen oder deren Gleichgiltigkeit uns schmerzt.

Zum hundertsten Mal vielleicht wirft sich Fräulein Ottensen ein Gefühl vor, dessen sie nicht Herrin werden kann und gegen das sich ihre Kräfte erfolglos aufreiben. Plötzlich, zu verloren in ihre Träumereien, als daß sie die Schritte auf der Treppe hätte vernehmen können, schauert sie zusammen und dreht sich ungestüm um, als sie eine Hand sich auf ihre Schulter legen fühlt.

Frau Lotze ist's, die, über ihr Erschrecken ein wenig lachend, zu ihr sagt: „Beruhigen Sie sich, liebes Fräulein, Ihr alter Anbeter, der Moscowite, träumt von der Dame seines Herzens auf der Bank dort unten, wo man die Aussicht auf den See hat, während ich Ihnen meinen Arm anbiete, um einen Spaziergang durch den Garten zu machen. Ein wenig Bewegung nach dem Thee kann uns nicht schaden, alle Welt ist fortgegangen, wir können ungestört plaudern."

Die Gouvernante war überrascht von dieser zuvorkommenden Artigkeit, sie sehnte sich nach einer Pause in ihren traurigen Gedanken und folgte Frau Lotze mit herzlichem Dank für ihre Freundlichkeit.

Am Fuße der Treppe angelangt, legte die gute Dame ihren Arm um den schlanken Leib der Schwedin und flüsterte mit einem Tone des Bedauerns:

„Wie Schade!"

„„Was meinen Sie?"" sagt Chrisna und senkt einen fragenden Blick in die Augen ihrer Begleiterin.

„Ich meine, liebes Kind, daß die Männer blind sind. Wie viele suchen ihr Leben lang einen Schatz, den die Vorsehung ihnen zur Seite gestellt hat."

„„Ich verstehe nicht . . .""

„Ich will meinen Gedanken ergänzen. Heute Abend noch hat sich Herr Warrington in seiner Schilderung der Frau, wie er sie wünscht, recht lächerlich gezeigt. Wenn er ein ausgelassenes Kind heiratet, das einzig mit Toilette und Vergnügungen

beschäftigt ist, so wird er im höchsten Grade unglücklich werden und hat sich die Schuld nur selbst zuzuschreiben. Glaubt er denn, daß ein ganz junges Mädchen ihn wird lieben können und vor allem lange lieben können? Sehen Sie, es ist nicht zum ersten Mal, daß ich ihn so sprechen höre; das Herz, der Geist, die sittlichen Eigenschaften sind in seinen Augen nichts; alles tritt vor der physischen Schönheit zurück, die allein Wert für ihn hat. Ich muß bekennen, daß dieser reine Materialismus mir die unerfreulichste Meinung von seinen Grundsätzen und seinem Charakter gegeben hat."

Hier hielt Frau Lotze inne; da sie aber sah, daß Chrisna die Augen senkte und im Schweigen verharrte, so begann sie von neuem:

„Mein Kind (gestatten Sie mir Ihnen diesen Namen zu geben, wenn ich auch nur um zwölf Jahre älter bin als Sie), mein Kind, ich habe Ihr Geheimnis erraten . . . Sie lieben Herrn Warrington?"

„„O! werte Frau!"" rief die Gouvernante bestürzt aus; „„Sie . . .""

„Wir sind allein, Sie können mir ohne Furcht den Kummer anvertrauen, der an Ihrem Herzen nagt; ich habe auch einst geliebt; meine Erinnerungen sind nicht so ganz verloschen, daß ich Sie nicht verstehen könnte. Haben Sie Angst vor mir? Erraten Sie nicht eine Freundin, eine aufrichtige Freundin in dieser Frau Lotze, die in Ihren Augen wie in einem offenen Buche liest?"

„„Ich wagte es nicht zu glauben", stammelte Chrisna, „meine Hoffnungen sind so oft getäuscht worden.""

„Liebes Kind! Sie haben nie das Glück gekannt?"

„„Nie!""

„Die englische Familie indessen, die Sie verlassen haben, hat sich wohlwollend gezeigt; sie spricht mit vielem Lob von Ihnen, das ist schon etwas."

„„Ja wohl! Ich wurde mit einer gewissen Achtung bei ihr behandelt; und doch fühlte ich mich fremd daselbst; man ließ es nicht an Höflichkeit gegen die arme Erzieherin fehlen, aber bei keiner Gelegenheit erlaubte man ihr nur einen Augenblick, den untergeordneten Rang zu vergessen, den sie einnahm.""

„Das überrascht mich nicht; ich erkenne daran die hohe englische Aristokratie. Aber wie ist es Ihnen dann möglich gewesen . . ."

„„O! werte Frau, fragen Sie mich nicht . . . ich weiß es selbst nicht. Ich möchte ihn hassen . . . zuweilen scheint es mir, als ob nichts leichter sei; ich appelliere an meine Vernunft, an meinen Stolz; ich zähle in meinen Gedanken die Fehler oder die Lächerlichkeiten auf, die mir an ihm mißfallen; ich gelobe mir, nicht mehr an ihn zu denken . . . und dann . . .""

„Ja wohl, ich weiß, was diese Gelübde bedeuten. Sie müssen indessen, mein Kind, auf ein

Mittel sinnen, sich von einer hoffnungslosen Liebe zu heilen."

„„Ich wünsche es von ganzem Herzen.""

„Sind Sie dessen gewiß? Man macht sich zuweilen sonderbare Illusionen über seinen eignen Willen. Zum Beispiel, wären Sie bereit Saint-Cergues zu verlassen?"

Bei dieser Frage durchlief ein eisiger Schauer Chrisnas Adern. Sie schwieg.

„Sehen Sie," hob Frau Lotze wieder an; „ich wußte es wohl; die Vernunft will, das Herz will nicht und gewöhnlich behält dieses die Oberhand."

„„Wird die Stunde meiner Abreise nicht früh genug schlagen?"" stotterte Fräulein Ottensen; „„die Berge sind noch so grün, der Himmel so rein, der See so blau. Im Herbst nimmt hier jedes seinen Flug nach einem andern Klima; bis dahin habe ich ohne Zweifel eine Stellung gefunden; ich werde mich dann leichter losreißen.""

„Ja, ich verstehe; Sie werden dem Zwange nachgeben; aber ich verlangte eine That des Mutes."

„„Ich habe schon soviel gelitten!""

„Nichts erhebt und veredelt die Seele, wie so peinliche Kämpfe. Wie Sie, mein Kind, habe auch ich nie die Befriedigung des Herzens gekannt. Jung an einen Mann verheiratet, den ich nicht liebte und der in nichts mit mir sympathisierte, habe ich mich später gegen eine Liebe verteidigen müssen, die ich lange Zeit zu empfinden gewünscht hatte, die aber mein Verderben gewesen wäre. Mit Gottes Hilfe habe ich sie überwunden; indessen, ich muß es wohl

gestehen, mein Herz blutet noch davon. Zuweilen ist mir das Leben verhaßt, und wenn man mich für recht heiter hält, frage ich mich gerade, ob ich der Lockung des Selbstmordes werde widerstehen können, die unaufhörlich in meinem Gehirne gährt."

„„O, teuere Frau,"" rief die Erzieherin aus „„da Sie so freundlich sind, mich ein wenig lieb zu haben, so müssen Sie nicht sterben, ich würde mich zu sehr grämen.""

„Wirklich?"

„„Ich schwöre es Ihnen.""

„Nun wohl, meine liebe Chrisna! So möge Ihr Bild sich immer zwischen mich und den Abgrund stellen, das soll mich selbst freuen."

„„Wie man sich irren kann! Ich hätte Sie für glücklich gehalten . . . denn Sie scheinen ja an das Glück zu glauben?""

„Ja, wie ein Bewohner der Pole (wenn die Pole bewohnt wären) an die Sonne glauben könnte, die er sechs Monate lang am Horizonte sähe, ohne ihre wohlthätige Wirkung zu fühlen. Aber es handelt sich nicht um mich, ich bin alt und habe keine Zukunft mehr. Was gedenken Sie zu thun, mein Kind, wenn Sie Saint-Cergues nicht verlassen? Soll Ihre Aufregung Sie vor andern Augen als den meinigen verraten? Soll der eingebildete Warrington erraten, welche Herrschaft er über Sie ausübt, und sich über seine Eroberung einer Dreißigjährigen, einer Frau, deren Zeit nach seiner Meinung um ist, lustig machen?

„„Nein, nein!““ murmelte Chrisna, indem sie ihr Gesicht verhüllte, „„ich würde sterben vor Scham.““

„So müssen Sie fliehen, aber mit Ehren fliehen, mit der Sicherheit einer guten Stellung in einer Familie, der Sie auf das Wärmste empfohlen sein werden. Durch die Vermittlung einiger Freunde hoffe ich nächstens Ihnen dazu zu verhelfen.“

Das Wort nächstens hätte wegbleiben können, ohne daß Fräulein Ottensen sich darüber beklagt hätte; nichtsdestoweniger bezeigte sie sich gegen Frau Lotze sehr dankbar für deren Teilnahme und versprach, mutig zu sein, wenn der entscheidende Augenblick gekommen sein würde. Die traulichen Mitteilungen und guten Ratschläge wurden hier durch das amerikanische Paar, Herr und Frau Quatro, unterbrochen, die sich von einer Besteigung der Dôle unterhielten, welche die Gäste der Pension C. verabredet hatten, und an welcher sich noch andere Fremde beteiligen sollten.

„Sie müssen schlechterdings mitkommen,“ sagte Frau Lotze zu Chrisna; „die Besteigung ist etwas mühsam, aber man fühlt sich reich belohnt, wenn man das Glück hat, von diesem hohen Gipfel aus bei heiterem Wetter die Sonne aufgehen zu sehen.“

„„Und dabei hat es seinen Reiz, in der Nacht, um ein Uhr, aufzubrechen, fügte Herr Quatro hinzu; wir werden Russen, Engländer, Deutsche, Spanier mit uns haben, ohne die Franzosen und Schweizer zu rechnen.““

„Sie vergessen eine reizende Schwedin, mein Herr, sagte lächelnd die treffliche Dame; unsre Ge=

sellschaft wird eine wandelnde Geographie bilden, wo Nord und Süd, die Eiszone und die Wendekreise zuweilen neben einander spazieren."

„„Wir erwarten meinen Neffen und seine Tochter; ich möchte, daß sie noch rechtzeitig ankämen, um an dem Ausfluge Teil zu nehmen.""

„Sie kommen aus Mexiko?" frug Chrisna.

„„Ja, mein Fräulein, antwortete Quatxo; Sie werden meine kleine Nichte kennen lernen, sie ist sehr schön: obgleich kaum vierzehn Jahr alt, ist sie doch schon eine wahre Frau. Ihr Vater, der sich ein großes Vermögen gegründet hat, bringt sie nach Europa ... ""

„Ohne Zweifel, um ihre Erziehung zu vollenden?"

„„Nein! um Sie zu verheiraten.""

Diese Antwort war der armen Chrisna wie ein Stich ins Herz, es war ihr, als hätte sie ihr Todesurteil aussprechen hören, und ängstlich blickte sie ihre neue Freundin an. Beide hatten sich verstanden. Die schöne Mexikanerin war sicher wie geschaffen, um James Warrington zu gefallen. Nur das junge Mädchen selbst könnte Hindernisse bereiten.

Würde sie einen Gemahl von fünfundvierzig Jahren annehmen, dessen Schädel sich schon zu entblößen begann? Würde ihr Vater diese Verbindung nicht zu ungleich finden, um eine ernste Bürgschaft des Glückes zu bieten?

All diese stillen Bedenken glichen nur zu sehr jenen schwimmenden Trümmern, an welche sich die

Schiffbrüchigen klammern. Das Herz hat geheimnisvolle Ahnungen, die nicht getäuscht werden.

Eine fieberhafte Nacht erwartete die arme Gouvernante. Diesmal schwor sie sich zu, nicht Zeuge sein zu wollen, wenn die Nichte des Herrn Quatxo das Weib dessen werden sollte, den sie allen Vernunftgründen zuwider liebte.

Wäre Saint-Cergues näher bei einer Eisenbahnstation gelegen gewesen, so würde Fräulein Ottensen nicht die Morgenröte abgewartet haben, um den Ort zu verlassen. Als es Tag war, sagte sie sich, daß es zum Abreisen Zeit wäre, wenn die Mexikaner angekommen sein würden und sie den Eindruck hätte beurteilen können, den das junge Mädchen auf das Herz Warringtons machen würde.

II.

Zwei Tage nachher fuhr Herr Quatxo nach Nyon, um seinen Neffen, seine Nichte und die sie begleitenden Bedienten abzuholen, unter denen sich eine alte Negerin befand, die die schöne Carmen niemals verlassen hatte.

Die Ankunft dieser Personen brachte ganz Saint-Cergues in Aufregung. Keine Wohnung war für den reichen Mexikaner elegant und komfortabel genug; endlich verstand sich der Besitzer eines reizenden, schön gelegenen Hauses dazu, ihm dasselbe gegen eine gewaltige Menge Goldstücke

abzutreten, die der überseeische Nabob seiner Hand mit einer Sorglosigkeit entrollen ließ, als ob sein Reichtum unversiegbar wäre.

Beim gemeinschaftlichen Diner benutzten die Gäste die Abwesenheit von Herrn und Frau Quatro, um sich über die verschwenderische Freigebigkeit ihres Neffen und die Schönheit seiner Tochter zu unterhalten, die nur zwei Personen gesehen hatten.

Chrisna lauschte dem Gespräche mit vor Angst klopfendem Herzen und die Augen auf James Warrington gerichtet.

Dieser schien sehr gleichgültig gegen das Porträt, das man von der dunkelfarbigen Tochter des Landes der Sonne entwarf.

Umsonst ging man nach dem Gespräch Wetten ein über die Schwere ihrer Haare, die, schwarz wie Ebenholz, sich um ihre Stirn wie ein Diadem in drei Flechten rollten; über ihre großen Augen, deren Glanz von einer echt südlichen Morbidezza gemildert wurde; über ihren goldschimmernden Teint, über ihre granatroten Lippen, über die Anmut ihrer Taille, ihre kleine, von Edelsteinen blitzende Hand, über ihre wunderbar originelle Kleidung, an der die glänzendsten Farben durch ihre künstlerische Verteilung ein harmonisches Ganzes bildeten, über ihre Stimme endlich, die noch lange nachher in dem Herzen dessen wiederhallte, der sie vernommen hatte. James Warrington gab sich nicht einmal die Mühe, die Herren zu bitten, nicht gar zu sehr zu übertreiben, obgleich er glaubte, daß man bei dem Porträt zu helle

Farben auftrüge. Er dachte nur bei sich selbst: „Sie sind närrisch!“

Drei Tage lang ruhten die Angekommenen von der Reise aus und empfingen nur ihre Verwandten Quatxo.

Der für die Besteigung der Dôle festgesetzte Tag brach an; ein leichter Nordwind versprach für den folgenden Morgen einen heiteren Himmel; man traf alle nötigen Maßregeln, um bei den Strapazen nicht der Stärkungen zu ermangeln.

Man hatte Herrn Espinoso und seine Tochter durch ihren Onkel einladen lassen; aber der Mexikaner antwortete lächelnd, daß Carmens Füße eine solche Anstrengung nicht gewohnt wären. Man rechnete also nicht auf sie.

Viele der Teilnehmer legten sich gar nicht nieder, andere suchten durch einige Augenblicke Schlaf neue Kräfte zu gewinnen. Der russische Oberst befand sich unwohl und mußte das Haus hüten. Um ein Uhr war die ganze Gesellschaft zum Ausflug bereit.

Nur ungern und nur um Frau Lotze gefällig zu sein, machte sich die schwedische Erzieherin ebenfalls auf den Weg; und doch hatte niemals eine heitrere Nacht ihre blitzenden Diamanten auf den blauen Grund des Himmels hingestreut. Der schwarze Umriß der großen Wälder hob sich im schimmernden Mondlicht scharf auf den Hügeln ab, über die man wie auf Stufen zur Dôle gelangt. Eine reine, leichte Luft machte die Ersteigung weniger mühsam; trotzdem fühlte sich Chrisna beklommen, als lastete die Atmosphäre bleiern auf ihr.

Bei einer Biegung des Weges bot sich der Karawane eine große Überraschung dar; begleitet von zwei Bedienten, welche Fackeln trugen, kamen der Mexikaner und seine Tochter auf die Gesellschaft zu.

Nach den ersten Begrüßungen erklärte Herr Espinoso in ziemlich holperigem Französisch, daß Carmen, die sicher ihren Kräften zuviel zutraute, an der Partie hatte teilnehmen wollen, daß er aber stark bezweifelte, das eigensinnige Kind werde weit hinauf kommen.

Dieses unerwartete Begebnis bestätigte die Ahnungen Fräulein Ottensens. Was hätte sie nicht darum gegeben, in Saint-Cergues in ihrem bescheidenen Stübchen zurückgeblieben zu sein, wo sie sich wenigstens hätte ruhig ausweinen können!

Beim ersten Ruhepunkt kam sie zufällig an Carmen vorüber, auf welche die Fackeln ihren hellen Schein warfen; sie suchte unter der kirschroten Kapuze, in der die Mexikanerin ihren Kopf eingehüllt hatte, das Gesicht der fremden Schönheit zu entdecken, aber sie sah weiter nichts, als zwei schwarze Augensterne, die sich in einem flüssigen Glanze zu baden schienen.

„Er nähert sich ihr nicht, sagte Frau Lotze, die Herrn Warrington seit dem Auszuge aus Saint-Cergues beobachtete; ich fange an zu glauben, daß wir uns getäuscht haben; die Blume, die er sucht, wächst vielleicht nicht unter der Sonne der Wendekreise.

Ein Seufzer war die Antwort Chrisnas; dieser Seufzer wollte nach unsrer Deutung sagen: „Geduld! er hat sie noch nicht gesehen; warten wir ab!“

In der That, nur wenige Schritte weiter, als man aus dem Pfade heraus in ein kleines Thal trat, das der Mond mit seinem Lichte übergoß, stellte Herr Quatro James Warrington seinem Neffen vor. Letzterer war umsomehr erfreut, einen Fremden zu begegnen, der des Spanischen mächtig war, als seine Tochter keine andre Sprache verstand. Fügen wir sofort hinzu, daß, wenn James Warrington sich dieses glücklichen Umstandes erfreute, er dies weniger seinen Studien als seiner Amme, einer schönen Andalusierin, verdankte, die ein Marineoffizier entführt und dann in London hilflos verlassen hatte.

Nach geschehener Vorstellung verließ der Engländer die mexikanische Familie nicht mehr; Carmen schien an seiner Unterhaltung Vergnügen zu finden, wenn man nach ihrem hellen Gelächter urteilen wollte, das in dem Herzen der armen Chrisna wie ein Totengeläute wiederhallte.

Eine solche Zuneigung, die mit der kältesten Gleichgültigkeit vergolten wurde, kann unglaublich scheinen; wenn man indessen das gesellschaftliche Leben näher beobachtet, so entdeckt man eine Menge Beispiele dieser Art. Wer weiß nicht, daß die am tiefsten wurzelnden Neigungen sich weit mehr auf Fehler oder Verkehrtheiten gründen, als auf Tugenden?

Vergebens suchte Frau Lotze ihre neue Freundin durch ihre Unterhaltung zu zerstreuen; vergebens

schilderte sie ihr in begeisterter Rede die Poesie dieser nächtlichen Wanderung durch Wälder und über Berge auf unbekannten, oft steilen Höhen; vergebens rühmte sie ihr die phantastischen Licht- und Schatteneffekte der wechselnden Landschaft, die erhebende Stille der schlummernden Natur, die plötzlich durch fröhliche Stimmen unterbrochen wurde. Fräulein Ottensen erblickte nur Carmen, gestützt auf Warringtons schützenden Arm; sie vernahm nur das ferne Geflüster der beiden Stimmen, das ihre Seele fieberhaft erregte.

Eifersüchtige allein werden ihr Leiden begreifen, denn sie kennen Seelenqualen, gegen welche die grausamsten Martern verschwinden.

Unterhalb einer Sennhütte weckte die Karawane eine Herde auf, die im Grase ihre Nachtruhe hielt. Ein wenig abseits davon lag, von starken Fesseln festgehalten, der Stier; in seinem Schlafe gestört, erschütterte er die Luft mit dumpfem Gebrüll, dem das helle Geklingel von hundert Glöckchen antwortete. Einige Minuten lang belebte sich das enge Thal, dann versank alles wieder in Schweigen. Die Touristen waren weiter gezogen.

Schon seit lange fühlte sich Carmen, ohne es zu sagen, ganz ermattet; wiewohl ihr Vater ihr vorhergesagt hatte, daß sie den Gipfel der Dôle nicht erreichen würde, beharrte sie doch eigensinnig darauf, weiter zu gehn, um nicht einzugestehen, daß sie sich besiegt fühlte.

Ihr frisches, fröhliches Gelächter war verstummt, sie sprach kaum noch. Herr Warrington

bemerkte es und schlug vor, ein wenig auszuruhn. Die ganze Gesellschaft protestierte laut dagegen, am meisten die Führer. Man war langsam gegangen und hatte keinen Augenblick mehr zu verlieren, wenn man den Gipfel der Dôle vor Sonnenaufgang erreichen wollte.

Diesmal erklärte Fräulein Espinoso mit Entschiedenheit, daß sie nicht weiter gehen würde, daß man sich aber ihretwegen nicht zu genieren hätte, sie würde unter der Obhut ihrer Bedienten furchtlos die Rückkehr der Karawane erwarten.

„Wir bleiben zusammen, sagte ihr Vater zu ihr; um nichts in der Welt würde ich dich hier allein lassen."

„„Dann erlauben Sie, mein Herr, daß ich bei Ihnen bleibe, unterbrach James Warrington; eine angenehme Unterhaltung hat für mich ebensoviel Wert, wie die schönste Aussicht von der Welt.""

„Sie sind zu gütig, mein Herr; wir würden uns vorzuwerfen haben, Sie eines Vergnügens zu berauben."

„„Dies Vergnügen kann ich mir morgen bereiten, übermorgen, alle Tage, während unsere Unterhaltung . . .""

„Sie würden sie ungern einbüßen?"

„„Höchst ungern.""

„In diesem Fall, mein Herr, nehmen wir Ihr freundliches Anerbieten an."

Herr und Frau Quatxo, die schon sehr müde waren, blieben ebenfalls zurück, und die wandernde Schar machte sich wieder auf den Weg, nicht ohne

ihre Unzufriedenheit über die verringerte Zahl ausgesprochen zu haben.

Der Weg wurde steiler, holperiger. Die Dôle wuchs zusehends, es schien unmöglich, noch vor Tagesanbruch auf den kahlen Gipfel zu gelangen, dessen Höhe die Bergsteiger zu verlachen schien, die sich zu sehr auf ihre Sehnen verlassen hatten.

Chrisna, mehr und mehr entmutigt, sah in dieser mühsamen Ersteigung ein Sinnbild des Zieles, das sich jeder beim Eintreten in die Welt steckt. Welche Anstrengungen, welche Mühen, welche Erschöpfung, welche Enttäuschungen!

Wie viele geben ihre liebsten Pläne auf, weil das Ringen danach ihre Kräfte übersteigt! Wie viele schreiten nur deshalb weiter, um sich nicht vor den Augen der Welt für besiegt zu bekennen! Und wenn sie endlich erreichen, was sie mit solcher Inbrunst ersehnt haben, finden sie dann auch in dem Resultat ihrer Anstrengungen alles, was ihnen die Hoffnung durch ihr Prisma vorgespiegelt hatte?

Um indessen Frau Lotze nicht zu verstimmen, versuchte ihre Begleiterin ihrer düstern Melancholie Herrin zu werden; seitdem Herr Warrington der Mexikanerin vorgestellt worden war, war infolge einer stillschweigenden Übereinkunft zwischen den beiden Freundinnen sein Name nicht mehr ausgesprochen worden.

Nach und nach verblichen die Sterne und die Nacht verzog sich mit ihren Schatten. Die Pfade, die immer schmaler und steiler wurden, zuweilen sogar Gefahr boten, machten den meisten Damen Angst,

jeden Augenblick mußte man ihnen zu Hilfe kommen. Angstgeschrei und Gelächter mengte sich ineinander; viele glitten aus und thaten im Fallen den Schwur, sich nicht wieder solchen Gefahren auszusetzen.

Nichtsdestoweniger setzte man mit schweißbedeckter Stirn die Ersteigung fort. Die Morgenröte färbte den Himmel mit ihrem Purpur, als die Letzten im Zuge den Gipfel des Berges erreichten.

Wir unternehmen es nicht, die Ausrufe zu wiederholen, welche die Touristen beim Anblick des prächtigen Panoramas ausstießen, das sich vor ihren Augen entrollte. Mehrere richteten ein vortreffliches Fernrohr auf die Kette der Alpen und bezeichneten alle Spitzen vom Montblanc bis zur Jungfrau mit Namen. Die sogenannten Nadeln, Grate und Gletscher schienen so nahe, daß man die Kälte des ewigen Schnees zu empfinden glaubte; und jedermann beeilte sich, die Kleidungsstücke wieder anzulegen, die während des forcierten Marsches zu warm und zu schwer geworden waren.

Nach Verlauf einiger Minuten begrüßte ein gewaltiges Hurrah die feurige Sonnenkugel, die jetzt hinter den weißen Gipfeln emporstieg. Das Entzücken, das Bedürfnis der Anbetung, womit dieses Schauspiel alle Herzen erfüllte, läßt sich nicht durch prunkhafte Phrasen wiedergeben. Nur ein Name, der Name des Schöpfers, bewegt jede Lippe; hier gibt es nicht mehr, wie in den Kirchen und Tempeln, Katholiken, Protestanten, Schismatiker, Juden; hier gibt es nur Menschen, die einen und denselben Gott anbeten.

Tief ergriffen steht Chrisna vor diesem Schauspiel und vergißt sich selbst.

Von dem riesigen Spitzenwerk der Alpen, halb in Granit und halb in Schnee ausgezackt, senkt sich ihr Blick zum Genfersee und den fruchtbaren Gefilden seiner Gestade hinab. Im Westen glitzern die Wasser des kleinen Sees Les Rousses, im Norden die Seen von Neuchatel und Murten in den ersten Strahlen der Morgensonne. Nach Frankreich hin zieht sich ein grünes Thal, durchfurcht von Straßen, geschmückt mit Städten und Dörfern in sanftem Abhang und holt die grünen waldigen Hügel der zweiten Kette des Jura ein. Überall lacht die Schönheit in verschiedener Gestalt; überall erhebt sich jene Größe, die die Seele aufheitert, überall atmet die Ruhe der Natur, die unwillkürlich auch das Herz ruhiger stimmt.

Eine Stunde lang blieb man im Anschauen versunken, stärkte sich wohl auch ein wenig an den mitgebrachten Erfrischungen, dann machte sich die Gesellschaft wieder auf den Rückweg nach Saint-Cergues. Fröhliche Lieder und Scherze in allen Sprachen weckten das Echo; alle Touristen schienen sich des Lebens zu freuen ... Alle? wir täuschen uns: Fräulein Ottensen hätte gewünscht, immerdar in dem Entzücken zu verharren, worein die Pracht der Landschaft sie auf Augenblicke versenkt hatte; die Rückkehr brachte ihr den Schmerz zurück und das glühende Eisen der Eifersucht wühlte aufs neue in ihrem Herzen.

In der Sennhütte erkundigte man sich nach

der mexikanischen Familie, sowie nach dem galanten Engländer, der bei ihr geblieben war; sie waren bei Tagesanbruch mit einem Hirtenbuben als Führer fortgegangen.

In Saint-Cergues angekommen, zerstreute sich die Gesellschaft, um auszuruhen; der jungen Schwedin blutete das Herz, schweigend drückte sie die Hand der Frau Lotze und ging auf ihr Zimmer, es verlangte sie, endlich allein zu sein, um sich ohne Zwang ihrem Schmerz zu überlassen.

III.

Eines Morgens hielt in Saint-Cergues ein mit Koffern bepackter Wagen vor der Pension C., während Fräulein Ottensen sich von den Personen verabschiedete, die Interesse oder Sympathie für sie bezeigt hatten.

Haben wir nötig hinzuzufügen, daß James Warrington sich nicht darunter befand? Er besuchte gerade mit Carmen, die er eben, von ihrer Negerin begleitet, angetroffen hatte, die Ruinen des Schlosses.

Dank der unermüdlichen Thätigkeit der Frau Lotze hatte die junge Schwedin eine vortreffliche Stellung als Gesellschaftsdame bei einer jungen Schottländerin gefunden, die, da sie zu erblinden drohte, ihr Vater durch ganz Europa reisen ließ, in der Hoffnung, einen geschickten Arzt zu finden, der ihr das Augenlicht wiedergeben könnte.

Nichts konnte Chrisna willkommener sein, als die edle Aufgabe, der sie sich jetzt unterzog; ein Leben voll Aufopferung verheißt ihrem inniger Zuneigung bedürftigen Herzen in ferner Zukunft eine Genesung, die sie aus voller Seele herbeisehnt.

In den drei Wochen, die seit der Ankunft der Mexikaner verflossen waren, hatte sie die glühende, grenzenlose Liebe James Warringtons zu der schönen Carmen entstehen und wachsen sehen. Dieser Mann, dessen geckenhafte und eitle Theorien so oft den Spott der Frauen herausgefordert hatten, dieser Mann ist nun der unterwürfige Sklave eines grausamen Kindes geworden, das umsomehr Gefallen daran findet, mit seinem Herzen zu spielen und über ihn eine tyrannische Herrschaft auszuüben, als es ihn durchaus nicht liebt. Er amüsiert sie, er zerstreut sie, wie es ihr Sapajou, ihr Windspiel oder ihr Papagei thun könnte. Je demütiger er sich bestrebt, ihr zu gefallen, desto mehr rückt er für Carmen in die Klasse der Haustiere oder der Farbigen ein, die man zertreten kann, ohne daß sie es wagen eine Klage auszustoßen.

Auf dem Observatorium (Restaurant auf der Höhe über Saint-Cergues), auf der Promenade, überall wo Chrisna sie zusammen getroffen hat, hat sie auch begriffen, daß die Liebe Warringtons zu Fräulein Espinoso eine solche ist, wie das Schicksal sie knüpft und der Tod allein trennen kann. Der Engländer lebte nur noch für Carmen; es war daher notwendig, daß Chrisna abreiste, schnell abreiste, um ihn nicht jeden Tag nach dem Hause des

reichen Mexikaners gehen zu sehen, von wo James sein Herz nur immer wunder und wunder heimbrachte.

Sollen wir die Qualen des armen Mädchens beschreiben, die sie jedes Mal empfand, wenn auf der Treppe ein wohlbekannter Schritt wiederhallte und sie hinter dem halbgeöffneten Jalousieladen dem Engländer soweit nachblickte, als es die Richtung der Straße ihr erlaubte?

Nein! Diese Folterschmerzen kann man nur nachempfinden, wenn man sie selbst gelitten hat; keine Feder vermag sie zu schildern.

Glücklicherweise hatte endlich die Stunde der Abreise geschlagen. Die Schwedin drückte also noch ein letztes Mal die nach ihr ausgestreckten Hände und hatte auch eine freundliche Antwort für den betrübten russischen Oberst, der ihr alles Glück wünschte; dann stieg sie mit Frau Lotze in den Wagen; ihre Freundin wollte sie bis Genf begleiten, wo Herr und Fräulein Mackenzie sie im Hotel zur Metropole erwarteten.

Während der Reise sprach Fräulein Ottensen sehr wenig, sie bat nur ihre Freundin, ihr oft zu schreiben und sie von allem zu benachrichtigen, was sie in betreff Warringtons erfahren könnte.

„Aber das ist nicht das Mittel, zu vergessen," wandte Frau Lotze ein.

„„Gleichviel, liebe Dame, ich bitte Sie darum.""

Herr Mackenzie und seine Tochter, die schöne sanfte Kitty, kamen eben von der Promenade zurück, als ein Diener des Hotels Frau Lotze und Fräu-

lein Ottensen anmeldete. Der herzlichste Empfang wurde den beiden Damen von seiten des alten schottischen Herrn zu teil. Alles an Chrisna gefiel ihm: sowohl ihr anmutiges, etwas blasses Gesicht, harmonisch von jenem blonden, leis kupferfarbigen Haar eingerahmt, das bekanntlich von der Kaiserin von Frankreich in die Mode gebracht worden war, als ihr schüchterner Blick, ihre feine, schlanke, der seiner geliebten Tochter ähnliche Taille, ihr sittsames Wesen und besonders ihre frische, wohllautende Stimme.

Das junge Mädchen aber, dessen Augen die Gegenstände nur noch durch einen Nebelschleier gewahrten, ging freundlich auf ihre künftige Gesellschafterin zu und reichte ihr die Hand mit der Bitte, sie doch ja ein wenig lieb zu haben.

„O! von ganzem Herzen, mein Fräulein! antwortete Chrisna gerührt, wenn ich dessen nicht gewiß gewesen wäre, würde ich mich nicht verpflichtet haben, Ihnen Gesellschaft zu leisten.“

Diese gegenseitige Sympathie schien dem trefflichen Vater große Freude zu machen; Frau Lotze war um so glücklicher darüber, als es ihr sehr schwer fiel, sich von Fräulein Ottensen zu trennen, für die sie eine aufrichtige Zuneigung gefaßt hatte.

Nachdem sie sich noch versprochen hatten, einen lebhaften Briefwechsel mit einander zu unterhalten, mußten sich endlich die beiden Freundinnen auf unbestimmte Zeit, vielleicht auf immer Lebewohl sagen. Herr Mackenzie hatte nur auf die Gesellschafterin seiner Tochter gewartet, um sich aufs

neue nach Paris zu begeben, wo soeben ein berühmter Okulist aus Berlin angekommen war, der schon eines europäischen Rufes genoß.

Noch zwei Küsse auf der Treppe, einige Thränen, die mehrmals wiederholten Worte „Vergessen Sie mich nicht!“ und die Trennung war vorbei.

Als Frau Lotze am Abend wieder in Saint-Cergues war, fand sie das ganze Haus in Aufregung infolge einer großen Neuigkeit, die Herr Quatro soeben mitteilte.

Herr Espinoso hatte die Hand seiner über eine Million reichen Tochter Herrn Warrington gewährt.

War diese Heirat auch nach dem Geschmacke Carmens? Ihr Großonkel versicherte es. Wir dagegen glauben vielmehr, daß sie den Engländer mit Gleichgültigkeit, nur um ihrem Vater keinen Verdruß zu machen, angenommen hatte, ohne daß sie daran dachte, daß ihre Schönheit und ihr Vermögen ihr das Recht gaben, wählerisch zu sein, ohne sich überhaupt um diese feierliche Verpflichtung mehr Sorgen zu machen, als wenn es sich um ein zu kaufendes Juwel oder um eine neue Toilette handelte.

Die Liebe dieses Mannes, den ein Blick, ein Lächeln von ihr in Entzücken versetzte, schmeichelte ihrer Eitelkeit, ohne ernstlich ihr Herz zu rühren. Dachte sie wohl daran, ihn glücklich zu machen, um die Verehrung zu erwidern, von der er ihr so viel Beweise gab? In der That, nein. Herr Warrington hatte um ihre Hand angehalten; alles was das junge Mädchen darauf thun konnte, war, ihn nicht zurückzuweisen; oder, sagen wir es gerade heraus, sie kannte die Pflichten nicht, welche die Ehe auferlegt.

Einen Augenblick hatte Frau Lotze den Gedanken, Chrisna sofort von dem großen Ereignis in Kenntnis zu setzen, das den Gegenstand so vieler Unterhaltungen bildete und zu so viel Kommentaren die Veranlassung gab, aber sie bedachte, daß man schmerzliche Dinge immer früh genug erfährt und daß man zuvor der Zeit und der Entfernung die Sorgen überlassen müsse, die Wunden dieses armen Herzens ein wenig vernarben zu lassen, ehe man ihm neue schlüge.

Fräulein Ottensen reiste also nach Paris ab, ohne zu ahnen, daß die Vermählung des Herrn Warrington auf die ersten Tage des September, das heißt in etwa einem Monat festgesetzt war.

Die Schweiz verlassen zu müssen, wo sie gern ihr Leben verbracht hätte, war für Chrisna fast so peinlich, als wenn sie aufs neue ihre Heimat verließe; indessen bot sie alles auf, ihren Kummer nicht merken zu lassen. Was war auch ihr Schmerz neben dem Unglück des jungen Mädchens, das Gott des Augenlichtes in einem Alter beraubte, wo die Pracht der Natur so schön mit dem fröhlichen Herzen harmoniert?

Übrigens war Kitty höchst liebenswürdig und was Herrn Mackenzie betrifft, so war es ein geistreicher, feinfühliger Mann, in dessen edlem Herzen der Egoismus niemals Platz gefunden hatte und der sich immer das Glück seiner Umgebung zum Ziel setzte. Seit länger als zehn Jahren war er Witwer und sein ganzes Denken und Fühlen ging

in der Sorge für seine geliebte Tochter auf; den schwersten Kummer mußte ihm daher das Unglück bereiten, von dem dieselbe heimgesucht ward. Doch verlor er den Mut nicht; jeder getäuschten Hoffnung folgte bei ihm eine neue. Kitty mußte das Licht des Tages wiedersehen; ein geheimes Etwas verhieß es ihm, und darum konsultierte er unermüdet die berühmtesten Ärzte.

Derjenige, den sie bei ihrer Ankunft in Paris besuchten, machte ihnen wenig Hoffnung; die Lähmung des Sehnerven nahm immer mehr zu; bald, so besorgte der Arzt, würde Kitty Tag und Nacht nicht mehr unterscheiden können, wenn eine Behandlung mittels der Elektrizität ohne Erfolg bliebe.

Die Versuche waren nicht glücklich, sei es, daß die Empfindsamkeit der Nerven dem Okulisten nicht erlaubte, kräftig zu operieren, sei es, daß überhaupt alle Hilfe schon zu spät kam, und Herr Mackenzie, der große Hoffnung auf diese letzte Behandlung gesetzt hatte, fühlte sich durch diese Enttäuschung um so grausamer getroffen, als er sie seiner Tochter verbergen, immer heiter scheinen und vorgeblich von der Zukunft erwarten mußte, was er für unmöglich zu halten begann.

Chrisna hatte die Versuche des Okulisten mit so lebhaftem Interesse verfolgt, als wenn es sich um sie selbst gehandelt hätte; zu ihrem Lobe müssen wir sagen, daß, als sie endlich die Vermählung Herrn Warringtons erfuhr, sie von dieser Nachricht weniger angegriffen wurde, als von dem Mißerfolg des Arztes, der einen Vater und sein liebes Kind

aufs neue in bittre Angst versetzte, die sie sich beiderseits auf das Sorgfältigste verheimlichten.

Wer weiß nicht, daß die Entfernung das sicherste und schnellste Mittel gegen die Liebe ist?

Gewiß litt Chrisna viel bei der Kunde, daß ihre Besorgnis sich so schnell verwirklicht hatte; aber ihr Schmerz verlor viel von seiner Schärfe jetzt, wo das Mitleid ihr unaufhörlich gebot, sich selbst zu vergessen, gewissermaßen ein Leben zu leben, das nicht das ihre war, und soviel als möglich durch mündliche Schilderung dem schönen jungen Mädchen das zu ersetzen, was seine Augen nicht mehr sehen konnten.

Auf dem Spaziergang wetteiferten Herr Mackenzie und Chrisna in freundlicher Aufmerksamkeit mit einander, damit nichts von allem, was um sie vorging, der lieben Kitty fremd blieb; im Theater, im Konzert, überall wo ihr Vater sie hinführte, damit sie keine Zeit fände über ihr Unglück nachzudenken, weihte man sie geschickt und sorglich in die geringsten Einzelheiten ein, die sie interessieren konnten.

Frau Lotze war daher ebenso verwundert wie erfreut, aus Chrisnas Briefen zu ersehen, daß in dem Seelenzustande ihrer Freundin eine bedeutende Besserung eingetreten war; der Name des blinden Mädchens war in dem Briefe fast ebenso oft wiederholt wie die Namen James und Carmen.

Sie erriet außerdem aus demselben auch noch ein gewisses moralisches Wohlbehagen, eine Besänftigung des Gemütes, die sich leicht begreifen läßt,

wenn man bedenkt, daß Fräulein Ottensen nicht wie in England, eine jener Stellungen einnahm, wo nur der Verstand seine Beschäftigung findet und das Herz auf sich allein angewiesen ist. Bei Herrn Mackenzie durften sich die hochherzigsten Gefühle, die edelsten Fähigkeiten der Seele frei entfalten; Chrisna hatte das Bewußtsein, dem alten schottischen Herrn sowie seiner Tochter wahrhaft nützlich zu sein. Ein trauliches Band umschlang daher diese drei Personen, die alle erfahren hatten, daß man in dieser Welt nur auf wenig zählen darf.

Der Aufenthalt auf den Bergen ist nur während der heißesten Monate wirklich köstlich; sobald die Abende länger werden, suchen die Fremden wie die heimischen Städter eine mildere Luft in einer Örtlichkeit auf, die dem Wechsel der Witterung weniger ausgesetzt ist. Die Gesellschaft der Pension C. lichtete sich nach und nach.

Da der Tag seiner Vermählung herannahte, so verließ Herr Warrington nebst der mexikanischen Familie Saint-Cergues und alle ließen sich zusammen im Hotel des Bergues zu Genf nieder.

Carmen dachte nur daran, schön zu sein, schöner als alle junge Frauen, denen sie in der Gesellschaft

begegnet war. Täglich wurden ihr kostbare Kleinode, reiche Stoffe, wertvolle Spitzen vorgelegt, ohne daß die überraschten Kaufleute in ihrem Blicke etwas andres lasen, als jenes unbefriedigte Wesen, das den Personen eigen zu sein pflegt, die ein großer Reichtum frühzeitig abgestumpft hat.

Was wünschte denn noch das eitle Kind?

Ach, was wir alle wünschen, wenn auch in einem höhern, edleren Maß und Sinn:

Das Unmögliche!

James Warrington dagegen, den die Zaubergewalt der Liebe wahrhaft verjüngt hatte, schwamm in einem Wonnemeer. Er empfand eine kindliche Freude, wenn er nach langem beschwerlichem Umhersuchen endlich für Carmen irgend ein Meisterwerk der Kunst oder der Industrie entdeckte, das er im Triumph nach Hause brachte, und fühlte sich reichlich belohnt, wenn man ihn mit einem Lächeln beehrte. Alle Tage sandte er eine verschwenderische Fülle von Blumen der seltensten Art an die junge Mexikanerin, die sich noch unter dem schönen Himmel ihrer Heimat wähnen konnte.

Und was gab ihm Carmen für all diese Liebe?

Nichts, nicht einmal ein wenig Dankbarkeit.

Obgleich Frau Lotze auch nach Genf zurückgekehrt war, so war es ihr doch schwer, von dem Treiben und Thun des verlobten Paares unterrichtet zu bleiben. Als sie hinterher ihre Vermählung erfahren hatte, beeilte sie sich, an Chrisna zu schreiben, daß die Neuvermählten abgereist seien, daß aber die Personen, die sie befragt hatte, ihr nicht hatten

sagen können, ob sie sich in London niederließen oder ob sie irgendwo anders in Europa eine Hochzeitsreise machten.

Dieser Brief frischte den Kummer von Fräulein Ottensen aufs neue auf, drei Nächte hintereinander fand die Arme keinen Schlaf. Nach diesen schlummerlosen Nächten erinnerte sie sich eines Brauches ihrer nordischen Heimat, wo die jungen Mädchen eine Art die Zukunft zu befragen haben, die sie eine Sympathie nennen; sie machte drei Knoten in ein Taschentuch, richtete an jeden dieselbe Frage: „Wird er glücklich sein?“ und legte dann das Tuch unter ihr Kopfkissen, überzeugt, daß diesmal der Schlummer kommen und ihr im Traume die Antwort auf ihre Frage geben würde.

Die „Sympathie“ ließ sie nicht im Stich.

Chrisna schlummerte ein und träumte, daß James, von einem heftigen Fieber geschüttelt, nahe am Sterben war; in seinem Irrereden sprach er nur einen Namen aus: Carmen. An seinem Bett stand eine große blonde Frau, deren Züge Fräulein Ottensen nicht unterscheiden konnte, die seine Stirn mit ihrem genetzten Tuche erfrischte und ihn ins Leben zurückzurufen schien. Darauf verschwand alles. Chrisna fand sich nachher in einer Kirche wieder, die ihr ganz unbekannt war und worin sich eine große Gesellschaft versammelte. James trat aus der Menge und bot einer verschleierten Dame seinen Arm; sie wechselten zwei Worte, die Chrisna nicht verstehen konnte, dann gingen sie zusammen hinaus.

Ein Klingelzug weckte die Schläferin plötzlich auf; es war Kitty, welche Rosa, ihr Kammermädchen, rief. Es war heller Tag.

Fast eine Woche lang frug sich Chrisna, was dieser Traum bedeuten könne. James Warrington sollte nicht glücklich sein, das war klar; aber diese Krankheit, diese Kirche, dieses Wort in der Menge zu einer Frau gesprochen, die größer als Carmen war?

Ein zweite Heirat vielleicht? Ohne Zweifel wartete ihrer ein neuer Schmerz; aber dann würde die Zeit ihr mehr Kraft gegeben haben, sie würde weniger leiden.

IV.

Nach ihrer Vermählung verabschiedeten sich Herr und Frau Warrington von Herrn Espinoso und Herrn und Frau Quatro, die alle drei nach Mexiko zurückkehrten; dann reisten sie nach London ab, wo sie Familienbesuche zu machen hatten und eine wichtige Erbschaftsangelegenheit Herrn Warringtons Gegenwart verlangte.

Carmen war den englischen Hausfrauen, denen sie vorgestellt wurde, keineswegs sympathisch. Dieselben konnten sich nicht direkt mit ihr unterhalten, da Frau Warrington nicht englisch sprach; zudem begriffen sie schnell, daß eine so junge Frau, die ohne Mutter im spanischen Amerika auferzogen worden war, wo die Leitung des Haushalts vollständig den Bedienten überlassen ist, nicht gelernt

haben konnte, wie man am besten den Thee bereite oder Pudding, Sandwich und andere nationale Leckereien zurichte.

Zudem wurden sie gewahr, daß sie nicht zeichnete, nicht Piano spielte, keine Nadel zu halten verstand und ihre Zeit damit zubrachte, vier oder fünf Mal des Tages ihre Toilette zu wechseln.

So war denn das Urteil über sie gesprochen.

Carmen ihrerseits konnte diese kalten Personen, die sie so hochmütig ansahen und James zu bedauern schienen, keine bessere Wahl getroffen zu haben, nicht ausstehen. Zwischen ihr und ihrer neuen Familie herrschte offenbare Feindseligkeit. So drängte es sie denn, dies nebelige Land, wo die Liebe ihres Gemahls ihr keineswegs die Sonne ersetzte, bald wieder zu verlassen.

In den Salons indessen war Carmen von den jungen Herrn der feinen Welt stark umschwärmt, diese zauderten nicht, die blonden Ladys zu entthronen und die schöne Mexikanerin zur Königin auszurufen. Konnten ihr auch nicht alle in ihrer Muttersprache huldigen, so umgaben sie sie doch immer, wie ein Hofstaat seine Souveränin, und zollten ihre Verehrung durch Blicke.

In den ersten Tagen fühlte sich Herrn Warringtons Eigenliebe sehr durch den Weihrauch geschmeichelt, den man verschwenderisch seiner Gattin streute, aber bald mischte sich die Eifersucht hinein und düstre Wolken drohten seiner Ruhe, seinem Glücke.

Carmen war kokett.

Wohl wissend, daß sie schön war, machte es

ihr Vergnügen, sowohl James zu peinigen, dessen unablässige Anbetung sie zu ermüden begann, als auch die Personen ihres eigenen Geschlechts, denen sie die Verehrer und Gatten entfremdete, um dieselben vor ihren Siegeswagen zu spannen.

Die Bangigkeit einer andern Frau, der Schmerz, der sich auf dem Antlitz dessen malte, dem sie Glück und Treue versprochen hatte, das waren ihre Triumphe, das entlockte ihren großen Augen verderbensprühende Funken.

Noch waren nicht zwei Monate seit Carmens Ankunft in London verflossen und schon waren drei geplante Heiraten durch ihre kleinen verführerischen Manöver zerstört.

Selbstverständlich hatte ihr Gatte viel darunter gelitten. Auf die Vorwürfe, die er ihr eines Tages machen zu müssen glaubte, antwortete die junge Frau mit Spöttereien über die eifersüchtigen Ehemänner und erklärte, sie überschreite in nichts die Grenzen der Salonkoketterie.

„Ihre Landsmänninnen hassen mich, fuhr sie fort, ich vergelte es ihnen wieder, nichts ist natürlicher. Nichts macht mir mehr Vergnügen, als diese steifen, hochmütigen Geschöpfe, die mir so zuwider sind, vor Eifersucht gelb werden zu sehen. Mit was für Augen betrachten sie mich, wenn der Gentleman ihrer Wahl an meiner Seite ein Rad schlägt."

„Die armen Dummköpfchen! sie begreifen nicht, daß sie, anstatt ein Gesicht zu machen, wie wenn sie aus dem Grab zurückkämen, anstatt sich rot-

verweinte Augen anzulegen, alle Anmut, Artigkeit und Eleganz aufbieten sollten, um ihre bevorzugte Nebenbuhlerin auszustechen — wenn es möglich."

„Ach! hören Sie, James, Ihre Engländerinnen, die soviel gelernt haben, dauern mich."

„„Aber, meine Geliebte, warf Warrington ein und legte mit liebevollem Blick seinen Arm um Carmens Taille, Sie vergessen, daß die Ehe Ihnen diesen Hof von Anbetern verbietet, die um Sie herumschwärmen. Ich weiß, daß Sie kein Gewicht darauf legen; ich will glauben, daß all diese Verehrer Ihnen nur Spaß machen, als wären es Puppen; aber Sie lächeln ihnen zu, Sie lassen Ihren Fächer fallen, damit ihn einer von ihnen aufhebt; Sie zerpflücken Ihren Blumenstrauß und sehen zu, wie man sich mit Ihren Blumen schmückt; ein so unbesonnenes Betragen muß Ihnen zuletzt in der Gesellschaft nachteilig werden.""

„Was kümmert mich die Gesellschaft? Lebe ich für sie?"

„„Um Vergebung, liebe Carmen, Sie vergessen, daß Ihr Ruf meine Ehre ist; es darf nicht sein, daß ihn jemals jemand antastet.""

„Ich weiß nicht, wo Sie damit hinauswollen; bin ich schön, ja oder nein?"

„„Ja, tausend Mal ja, meine Geliebte.""

„Fordern Sie mich nicht selbst auf, Toilette zu machen, Ihre Verwandten zn überstrahlen?"

„„Sicherlich. Kaufen Sie die schönsten Stoffe, die glänzendsten Juwelen; schmücken Sie sich von früh bis Abend; ich werde mich nicht beklagen.""

„Aber man macht Toilette nur um zu gefallen, um bewundert zu werden."

„„Nun wohl, Sie werden mir gefallen, ich werde Sie bewundern.""

Auf diese Antwort, die Carmen nicht zu erwarten schien, verzog sie ihr Gesicht mit so kläglicher Miene, daß der arme James sich wie von einem Pfeil getroffen fühlte. Auf diesen schmollenden Lippen las er deutlich die Worte:

„Toilette für Sie! Für Sie allein! .. Wozu?"

Sein Weib, das er anbetete, für das ihm nichts zu kostbar gewesen wäre, sein Weib liebte ihn nicht! hatte ihn vielleicht nie geliebt!

Der Schleier fiel plötzlich von seinen Augen; seine süßen Illusionen entflogen mit grausamer Schnelle. Er allein liebte, ohne Gegenliebe, liebte ein junges schönes Geschöpf, das Geschmack, Alter, kurz alles ihm immer mehr entfremden mußte.

Und das Weh war unheilbar!

All diejenigen, deren Fuß eines Tages über eine solcher trostlosen Realitäten gestrauchelt ist, wissen, welch unermessene Leere sie im Herzen verursachen. Mit fünfundzwanzig Jahren hätte James vielleicht die Kraft gehabt, die zu hassen, die ihn betrogen hatte, indem sie seine Gattin ward, ohne ihn zu lieben; in dem Alter, wo er jetzt stand, bietet man nicht mehr Trotz, man biegt, man fügt sich.

Getroffen in seiner Liebe, zerschmettert durch die Demütigung, die sein Stolz erlitten, alterte Warrington in wenigen Minuten um zehn Jahre, das heißt, von diesem Tage an täuschte sich niemand

mehr über das Datum seiner Geburt, wie man es bis hieher wohl that. Was Carmen anlangt, so ahnte sie durchaus nicht, welchen Schmerz sie ihrem Gatten zugefügt hatte. Von Natur wenig empfindsam, war sie unfähig, ein Leid des Herzens zu erraten; Traurigkeit und üble Laune schienen ihr ein und dasselbe zu sein. Nach ihrer Meinung alterte James zusehends nur deshalb, weil er hartnäckig darauf bestand, ärgerliche Familienangelegenheiten in der nebligen Heimat des Spleens zu erledigen, anstatt in Spanien, Italien oder Griechenland zu reisen.

Was Carmen Hartnäckigkeit nannte, war einfach Klugheit.

Ein Prozeß, betreffend die Erbschaft eines in Indien verstorbenen Großonkels, erheischte die Gegenwart Warringtons in London, solange die Sache noch nicht in letzter Instanz entschieden war. Und wie anderswo schleppen sich auch in England derlei Rechtshändel unendlich lange hin. So verging denn der Winter, dann der Frühling und der Sommer. So konnte denn James Warrington, durch diese Erbschaft aufs neue bereichert, aber unglücklicher als je, erst gegen Mitte des nächsten Herbstes die Reise nach Italien antreten, wohin es im Augenblick Carmen verlangte.

In dem kurzen Zeitraum eines Jahres war James von einer Täuschung nach der andern heimgesucht worden; er war nicht nur sicher, daß ihn seine Frau nicht liebte, er hatte sogar verschiedentlich die Bestätigung erhalten, daß sie kein Herz be-

saß. Die Wohlthätigkeit, diese wesentlich weibliche Tugend, war ihr gänzlich unbekannt; fremdes Leid und Elend ließen sie kalt oder flößten ihr eher Widerwillen als Mitleid ein. Sie hatte von ihrem Vater, vielleicht auf immer, Abschied genommen, ohne eine Thräne zu vergießen; wohl aber vergoß sie Thränen ängstlicher Unruhe bei dem Gedanken, daß sie Mutter werden und eine zeitlang gezwungen sein könnte, den kleinen Triumphen der Koketterie zu entsagen, die einen so großen Platz in ihrem Dasein einnahmen.

James im Gegenteil konnte seit seiner Verheiratung kein rosiges Engelsköpfchen ansehen, ohne sich gerührt zu fühlen. Ein Kind sein zu nennen, war sein sehnlichster Wunsch; vielleicht dachte er, daß die Mutterpflichten und Mutterfreuden Carmen von dem zerstreuenden Weltleben abbringen würden, dem er sie vergeblich zu entreißen suchte.

Carmen, die die Lektüre zu ermüdend fand, die nicht musikalisch war, sich mit keiner Nadelarbeit beschäftigte und von der Leitung eines Haushalts nichts verstand, langweilte sich in der That tödlich, wenn sie nach beendigter Toilette nicht einen Kreis von Bewunderern um sich versammeln konnte, die Witz genug hatten, ihrer Schönheit auf pikante Weise neuen Weihrauch zn streuen.

Keiner von ihnen indessen erhielt von der jungen Frau ein Zeichen besonderer Auszeichnung; ihre Eitelkeit selbst bewahrte sie vor den Schlingen, in welche vielleicht ein Weib von Herz gefallen wäre. Nicht nach der Liebe dieses oder jenes Herrn ver-

langte es sie, sie wollte, daß alle ihrer Eitelkeit schmeichelten; zu diesem Zweck durfte sie keinen Einzelnen begünstigen.

Als Frau Warrington London verließ, wurde sie von niemand vermißt. Die Frauen haßten sie als eine gefährliche Nebenbuhlerin, und die Herren die ihr am eifrigsten den Hof gemacht hatten, sahen sie wie eines jener Meteore verschwinden, von denen die Augen nur vorübergehend geblendet werden.

Obgleich Frau Lotze und Chrisna fortwährend einen lebhaften Briefwechsel mit einander geführt hatten, war letztere doch ohne Nachrichten über Warrington geblieben, den sie glücklich wähnte.

Diese Überzeugung, verbunden mit Orts- und Gewohnheitswechsel, mit der Abwesenheit von allem, was ihr das Bild des einst Geliebten hätte zurückrufen können, ließ dasselbe nach und nach in ihrer Seele erbleichen. Doch glaubte sich Fräulein Ottensen noch keineswegs genesen, denn jedes Mal, wenn in der Menge eine schwankende Ähnlichkeit die Erinnerung an James in ihr wieder weckte, rötete die Überraschung ihre Stirn und ihr Herz begann heftig zu schlagen.

Dann verharrte sie einen Tag lang in stürmischer Aufregung, zuweilen sah sie Warrington sogar in ihrem Schlummer wieder, aber dann erschien er ihr krank oder niedergeschlagen.

„Träume sind Schäume!“ murmelte sie beim Erwachen; „er betet seine Carmen an ... gewöhnlich sieht man im Traum das Gegenteil von dem, was wirklich vorgeht.“

In diesem Wechsel von Vergessen und Wiedererinnern verfloß die Zeit.

Herr und Fräulein Mackenzie aber wurden nicht müde, Chrisna durch die zartesten Beweise der Aufmerksamkeit zu bezeigen, wie glücklich sie waren, sie zur Freundin und Gesellschafterin zu haben.

Ein Neffe des alten Schotten, der seit längeren Jahren in Paris wohnhaft war, wurde von Herrn Mackenzie öfters zum Besuch eingeladen. Zeuge der rührenden Sorge, mit der sich Fräulein Ottensen der jungen Blinden annahm, faßte er für Chrisna eine so achtungsvolle Zuneigung, daß er keinen Augenblick zögerte, um ihre Hand anzuhalten, sicher von einem Mädchen ohne Vermögen keinen Korb zu erhalten.

Er fand sich sehr enttäuscht.

Chrisna, sehr ergriffen von dieser ehrenden Werbung, antwortete ihm, daß eine Erinnerung, die sie nicht ganz aus ihrem Herzen verscheuchen könnte, ihr verbot, an eine Verheiratung zu denken, und daß es ihr übrigens, so lange Kitty nicht das Augenlicht wiedererlangt hätte, unmöglich wäre, dieselbe zu verlassen.

Umsonst verwendete sich Herr Mackenzie für seinen Neffen, sogar im Namen seines großmütigen Kindes, das durch diese Vermählung ihre freundliche Pflegerin eingebüßt hätte; Fräulein Ottensen blieb unerschütterlich bei ihrem Entschluß. Die Armut, die sie von Kindheit an kannte, schreckte sie weniger, als eine lange Kette, deren Ringe nicht die Liebe zusammengefügt hatte Anstatt der Hoffnung, anstatt des Glückes blieb ihr ein Gut, das so viele Frauen sehnsüchtig vermissen: die Freiheit.

Als die Badesaison herankam, führte Herr Mackenzie seine Tochter nach Dieppe, wo die Krankheit, das Bedürfnis der Zerstreuung und die Mode jährlich eine elegante Gesellschaft vereinigt.

Hier schien Kitty in eine Erinnerung versunken zu sein.

Vor drei Jahren war sie, auf dem nämlichen Strande, einem jungen deutschen Gelehrten begegnet, dessen Bild sich tief in ihr Herz eingegraben hatte. Für sie war Dieppe nur der Rahmen, in welchem ihr damals Karl Werner erschienen war. Diese ganze Vergangenheit stand lebhaft vor ihrer Seele; ein dichter Schleier bedeckte ihre Augen, aber ihr Herz hätte Karl erraten, wenn irgend welche neue meteorologische Studien ihn an die Küste des Kanals zurückgeführt hätten.

Während der ersten Wochen hielt eine falsche Scham das junge Mädchen ab, Chrisna ihr Geheimnis anzuvertrauen. Ihre Gesellschafterin bemerkte es und war betrübt darüber. Zu zartfühlend, um Kitty auszufragen, bemühte sie sich, den poetischen

Traum zu enträtseln, der das junge Mädchen stundenlang gebannt hielt; sie entdeckte nichts. Herr Mackenzie war nicht weniger von der Veränderung befremdet, deren Ursache seinem väterlichen Scharfblick entging; nach und nach besann er sich auf den jungen Mann, den er damals seiner Tochter vorgestellt hatte, und er erinnerte sich der gegenseitigen Sympathie, die aus dem kurzen Begegnen erfolgt war.

Also Kitty liebte Karl, aber Kitty war blind! Sogar ihr Reichtum genügte nicht, um dies Unglück aufzuwiegen. Dieser Gedanke erschwerte noch den Kummer des trefflichen Vaters; das volle Glück des Lebens sollte seinem geliebten Kinde versagt sein? . . . Nein! es war unmöglich. Das konnte Gott nicht wollen; es galt Geduld, es galt vor allem Hoffnung.

Bei der Rückkehr einer Spazierfahrt auf dem Meere, die ihr eine andere ins Gedächtnis zurückrief, die sie drei Jahre früher, als die Welt ihr noch lachte, gemacht hatte, ließ Kitty, als ihr Vater auf Augenblicke abwesend war, ihr Herz vor Chrisna überströmen.

Was Fräulein Kitty bei dem Verlust ihres Augenlichts besonders betrübte, war die Unmöglichkeit, den jungen Gelehrten noch ferner in den Städten, durch die sie reiste, mit den Blicken zu suchen; niemals jene lebhafte, flüchtige Aufregung zu empfinden, die die Ähnlichkeit einer Person im Herzen hervorrief.

Im Konzert, auf der Promenade, im Waggon der Eisenbahn, überall hoffte Kitty Karl wiederzu-

finden; ein geheimnisvolles Etwas sagte ihr, daß sie ihn, ohne ihn zu sehen, an der sympathischen Anziehungskraft, die er auf sie ausübte, wiedererkennen würde; aber der Zweifel, der auch die aufrichtigsten und liebendsten Herzen heimsucht, bereitete ihr eine Folterqual aus dem Unvermögen, sich seiner Gegenwart in der sie umgebenden Menge zu versichern.

Ein Wort an ihren Vater gerichtet und die ganze Schwierigkeit war gehoben; aber dieses Wort auszusprechen, dazu konnte sich das junge Mädchen nicht entschließen.

Niemand konnte besser die Qual der armen Blinden begreifen, als Chrisna; auch ward ihre Freundschaft für das unglückliche Kind um so inniger; indessen ließ sich Fräulein Ottensen durch Kittys Geständnis nicht ebenfalls zu traulichen Mitteilungen hinreißen; sei es, daß ihr eigenes Leiden ihr für andere wenig interessant schien, sei es, daß sie fürchtete, in den Augen ihrer Gefährtin lächerlich zu erscheinen, sie bewahrte ein strenges Schweigen über das Leid ihrer Seele.

Von der Stunde an, wo Kitty sich ihrer Begleiterin mitgeteilt hatte, hegte sie den Wunsch, öfter mit Chrisna allein gelassen zu werden; aber die Augenblicke, wo das blinde Mädchen ihrer Freundin ihr Herz offenbaren konnte, waren kurz und selten; ein Seufzer, ein Händedruck, ein unbestimmtes Wort erinnerte Fräulein Ottensen daran, daß sie überall, daß sie fortwährend den jungen Mann suchen solle, dessen Porträtkarte Kitty ihr heimlich im Album ihres Vaters bezeichnet hatte.

Karl war nicht in Dieppe.

Auch in der Schweiz, wohin man sich nach der Badesaison begeben hatte, traf man ihn nicht an. Würde man in Italien glücklicher sein, wo Kitty den Winter zuzubringen wünschte?

In Turin, in Genua begegnete sie neuer Täuschung. In Mailand hatte die arme Blinde eine kurze Illusion von ein paar Stunden. Es verhielt sich damit folgendermaßen:

Die drei Reisenden, sich nach guter Musik sehnend, hatten eine Loge im Theater della Scala eingenommen. Niemals hatte eine solche Gesellschaft schöner und eleganter Frauen Chrisnas Augen geblendet. Sie bemühte sich, ihre Bewunderung ihrer jungen Freundin mitzuteilen, als eben eine wohlbekannte Stimme sie tief erschauern ließ und ihr einen Schrei entriß, den sie mit Mühe zu ersticken suchte. Diese nervöse Bewegung und der schlecht verhehlte Ausruf waren Kitty nicht entgangen. Sie glaubt, sie ist sicher, daß Chrisna irgendwo im Saal Karl entdeckt hat. Hat er seine alten Freunde aus Dieppe wiedererkannt? Wird er sie aufsuchen und begrüßen?

Aus Besorgnis, von ihrem Vater gehört zu werden, wagt es Kitty nicht, ihre Begleiterin zu befragen; die Ungeduld versetzt sie in fieberhafte Aufregung. In jedem Zwischenakt erwartet sie den Eintritt des Geliebten und jedes Mal vergebens. Ohne Zweifel erkennt sie Karl nicht wieder. So geht es in der Welt zu; man liebt sich einen Tag, man verläßt sich . . . einige Monate später . . .

Nein! lieber redet sie sich ein, er sei nur zerstreut. Vielleicht sitzt neben ihm eine jener reizenden Italienerinnen, deren Eleganz Fräulein Ottensen ihr soeben gerühmt hat. Welche Qual, sich darüber nicht Gewißheit verschaffen zu können! Und Chrisna ahnt nicht die Folterqualen, die sie aussteht und schweigt! Könnte sie nicht irgend ein sinniges Zeichen der Verständigung finden?

Fräulein Ottensen hätte dieses Zeichen gewiß entdeckt, wenn es sich um Karl und die schöne Schottin gehandelt hätte; aber es war ihr eignes Herz, das von einer jener unerwarteten Begegnungen getroffen wurde, die plötzlich die Vergangenheit wieder aufwecken und lebendig vor die Seele führen.

Dürfen wir uns wundern, wenn sie, ihrer Gewohnheit zuwider, Herrn Mackenzie und seiner Tochter kaum eine Antwort gab? Alle beide waren wie aus ihrem Gedächtnis verschwunden; all ihr Fühlen und Denken war nur mit dem beschäftigt, was in der Nachbarloge vorging, seitdem sie dort die Stimme ihres James vernommen hatte, seitdem sie gesehen hatte, wie er, düster und gealtert, die Aufmerksamkeit Carmens wieder auf sich zu lenken suchte, die all seine Freundlichkeit mit harten, eisig kalten Worten wieder vergalt, während sie die elegante Gesellschaft des Theaters durch ihr anmutiges Begrüßen und Lächeln entzückte.

„Kokette! Kokette!“ murmelte Chrisna voll Entrüstung; er betet sie an, ich sehe es, ich fühle es; er liebt sie bis zum Wahnsinn; aber anstatt dankbar zu sein, verschmäht sie seine Liebe!

Wie verändert sieht er aus! wie er leidet!"

In einem Zwischenakt brachten zwei junge, angehende Diplomaten Frau Warrington ihre Huldigungen dar, die sie auf das Schmeichelhafteste entgegennahm. Zwischen der Kälte, die sie James bezeigte, und der Anmut, mit welcher die junge Frau auf die an sie gerichteten Komplimente antwortete, war ein so greller Abstand, daß Chrisna die schmerzlichste Teilnahme für den armen Eifersüchtigen empfand, den sie jetzt von denselben Qualen gefoltert sah, die er einst ihr bereitet hatte.

Ein so tiefes Mitleid bemächtigte sich ihrer Seele, daß sie ihren Anteil von Glück auf dieser Erde hingegeben hätte, damit sich Carmen nicht nur weniger kokett, sondern auch liebevoll und zärtlich gegen ihren Gatten bezeigte.

Nachdem sie ins Hotel zurückgekehrt, die arme Blinde über ihren Irrtum aufgeklärt hatte, schloß sich Fräulein Ottensen in ihre Stube ein und schrieb unter dem Eindruck ihrer heftigen Aufregung an Frau Lotze folgenden Brief:

„Er ist in Mailand, liebe Dame, ich habe ihn soeben wiedergesehen; kaum vermag ich eine Feder zu halten, so zittert meine Hand.

Ich, die ich glaubte ihn nicht mehr zu lieben!

Warum muß ihn das Verhängnis auf meinen Weg zurückführen, gerade jetzt, wo die Ruhe nach und nach in meine aufgeregte Seele zurückkehrte; wo sein Bild in meiner Erinnerung verblich und mir nur noch in weiter Nebelferne erschien?

Warum habe ich ihn wiedergesehen?

Ach, teure Frau, schonen Sie mich, damit ich nicht über meine Schwäche erröte! Ich stehe beschämt vor Ihnen; nichts demütigt mich mehr, als daß ich nicht vermocht habe, dieses lächerliche Gefühl zu besiegen, gegen das ich so lange angekämpft.

Wenn ich frei wäre, schon morgen würde ich Mailand verlassen, mehr noch, Italien; ich würde nach Schweden heimkehren, wo ich gewiß bin, daß er Carmen nicht hinführen wird. Dort würde ich wenigstens nicht Gefahr laufen, in einem Tage das Resultat der Anstrengungen eines Jahres zu verlieren.

Vor einer Stunde war er nur wenige Schritte von mir im Theater; die Bühne, die Zuschauer, Herr und Fräulein Mackenzie, alles war vor meinen Augen verschwunden; ich sah nur ihn; ich hörte nur seine Stimme, die wehmütig seiner Angebeteten Worte zuflüsterte, die ich nicht verstand und auf welche die stolze Mexikanerin sich nicht die Mühe gab zu antworten.

Was Sie vorausgesagt haben, ist eingetroffen; er ist unglücklich, sehr unglücklich, aber weit entfernt, von der Wucht seiner Kette niedergedrückt zu werden, scheint er im Gegenteil nur durch sie noch am Leben zu hangen. Die Koketterie seiner Frau bringt ihn zur Verzweiflung; eine düstre Eifersucht verzehrt ihn und jede Stunde bringt ihm neue Qual.

Sie würden ihn kaum wiedererkennen; es ist nicht mehr er; es ist sein Schatten; hätte er nicht im Augenblick ein wenig laut gesprochen, vielleicht

würde ich nicht den Blick in diese Loge geworfen haben, die an die unsere stieß. Alle Fiebern meines Herzens zuckten bei seiner Stimme zusammen; ich hätte mein Leben darum gegeben, ihn lächeln zu sehen, ihn glücklich zu wissen, sei es auch durch ein Weib, das ich verabscheue.

Meine frühere Eifersucht ist dem Mitleid gewichen; ihn leiden zu sehen, geht über meine Kräfte; mich möge Gott heimsuchen ... aber er, o! er sei glücklich!

„Wahnsinnige!" rufen Sie.

Ja, Sie haben recht; mein Wahnsinn ist unheilbar, und ich glaube zuletzt, daß die sittliche Freiheit des Menschen nur eine hochmütige Theorie ist, der diejenigen, welche ernstlich nachdenken, keinen Glauben beimessen können. Die Bahn, auf der wir wandeln sollen, ist uns im voraus vorgezeichnet; wir können nicht einmal nach Belieben langsamer oder schneller gehen; Umstände, die wir weder vorauszusehen noch zu lenken vermögen, beleben oder dämpfen unsern Mut; unsere kostbarsten geistigen Kräfte, die, mit welchen wir uns zuweilen, thöricht genug, brüsten, hängen von einer höhern Gewalt ab, die oft unserem Willen widerstreitet, von einer Gewalt, die selbst nur ein Werkzeug in den Händen Gottes ist.

Hätte ich soviel gelitten, würde ich noch immer leiden, wenn es von mir abhinge, eine wahnsinnige Liebe aus meinem Herzen zu reißen?

Wolle Gott, daß ich ihm nirgends mehr begegne, es thut meinem Herzen zu weh. Trotz meiner Vernunft, meines Stolzes, die sich empören, vergesse

ich alles für einen Menschen, dessen Blick sich niemals bis auf mich verirrt hat, alles, sogar meine Pflichten gegen das arme Kind, das mich liebt.

Kitty hat meine Aufregung bemerkt, sie hat anfangs eine ganz andere Ursache vermutet; was soll ich ihr sagen, wenn sie morgen fragt? Eine Lüge ist ihrer und meiner unwürdig; ihr meine unverzeihliche Schwäche zu gestehen, dazu habe ich den Mut nicht. Gott weiß, daß ich an ihrer Verschwiegenheit nicht zweifle, aber es liegt mir an ihrer Achtung, und ich fürchte, daß eine so thörichte Leidenschaft ihr eine schlechte Meinung von der gibt, die sie so gern ihre Freundin nennt.

Wenn Herr Mackenzie erraten sollte! ... ich wage es nicht, bei diesem Gedanken zu verweilen.

Warum kann ich sie nicht, ohne undankbar zu sein, verlassen, weit, weit von hier in irgend ein vergessenes Thal unserer skandinavischen Alpen fliehen; ich fürchte mich vor Italien. Die Milde des Klimas, die Schönheit des Himmels, die Meisterwerke der Kunst, alles spricht hier eine zu aufregende Sprache, als daß das Herz in dem kalten Leichentuche des Vergessens einschlafen könnte.

Schnell, schnell, einige Worte von Ihnen, Freundin; ich bedarf einer Stütze in diesem moralischen Kampfe, den Sie allein kennen und verstehen werden; schnell einen Rat, eine Beruhigung, eines jener Worte, die die Seele stärken; vergessen Sie mich nicht, ich erwarte mit Ungeduld dies neue Zeugnis einer freundschaftlichen Gesinnung, die mir so wohlthut, mir, Ihrer armen

Chrisna Ottensen."

V.

Während Chrisna dies an ihre Freundin schrieb, hatte Herr Warrington mit seiner Frau eine jener heftigen Szenen, die nichts Gutes für die Zukunft weissagen.

Carmens Koketterie, ihre Sorglosigkeit in betreff ihres guten Rufes, die kalte Ironie, die sie den verständigen Vorstellungen ihres Gatten entgegensetzte, alles machte es letzterem zur Pflicht, seine Ehre durch eine Festigkeit zu wahren, deren er sich nicht immer fähig fühlte. Dieser Kampf wurde ihm um so schwerer, als er, nicht ohne daß ihm das Herz blutete, die Stirn der schönen jungen, launenhaften und blasierten Frau verfinstern konnte, für die alle erlaubten Genüsse ohne Reiz waren.

Niemand hatte in der Erfüllung seiner Wünsche mehr Dornen gefunden als er. Sein Traum, der sich in Carmen verwirklicht hatte, hatte sich wider ihn gewandt; alle oberflächlichen glänzenden Eigenschaften und der gänzliche Mangel soliden Grundes, womit seine Einbildungskraft sonst die künftige Frau Warrington ausstattete, waren zu Werkzeugen der Folter geworden.

Anmut, Schönheit, Jugend, gänzliche Sorglosigkeit, Trägheit des Geistes, unbesiegbare Abneigung gegen alle Art ernster Beschäftigung, unabweisbares Bedürfnis, zu gefallen und bewundert zu werden, alles dies besaß die verführerische Mexikanerin zum Unglück für James, der endlich einzusehen begann, daß Kenntnisse und Geschmack an geistiger Thätigkeit für eine reiche Frau nicht ganz

überflüssig sind, da sie ihr behilflich sind, die Langeweile zu vertreiben, diese gefährliche Feindin der Ruhe und Tugend.

Oft schon hatte er sich unangenehm von der Unwissenheit berührt gefühlt, die ihm anfangs so wünschenswert erschienen war, und sah mit Erstaunen, wie wenig sie dem poetischen Bilde engelhafter Naivetät glich, das er sich davon gemacht hatte.

Die mangelhafte Bildung Carmens verriet jeden Augenblick eine Frivolität, die ihn fast zur Verzweiflung trieb. Weder die erhebenden Schönheiten der Alpenregionen, weder die lachenden Ufer der Seen der Schweiz und Italiens, noch die Offenbarungen des Genies in den Künsten weckten in ihr einen Funken der Begeisterung. Unfähig sich selbst zu vergessen, wäre es auch nur auf eine Minute, um etwas Großes, Schönes, Erhabenes zu bewundern, verabscheute sie ebensowohl das großartige Schauspiel der Natur, wie die Wunder der Kunst. Alles was geeignet war, die Blicke der Gesellschaft von ihrer Person abzulenken, verletzte ihre närrische Eitelkeit. Die herrlichen Fernsichten, die prächtigen Denkmäler, die lebenatmenden Gemälde, die vom Genie des Künstlers beseelten Marmorbilder, in allen sah sie ihre Feinde, ihre Nebenbuhler.

Was lag ihr an den Namen der großen Maler und Bildhauer! Und warum hätte sie dieselben kennen sollen?

Wenn James sie auf die Erhabenheit oder die Eleganz eines Gebäudes aufmerksam machte, wenn er

sie nötigte, vor einer Jungfrau Raphaels oder Correggios, vor einer Landschaft Salvator Rosas, einem Porträt Titians stehen zu bleiben, hörte sie nur zerstreut die scharfsinnigen Bemerkungen ihres Gatten an und knüpfte lieber die Bänder ihres Hutes zusammen oder beschäftigte sich mit der Schleppe ihres Kleides oder jeder anderen Kleinigkeit ihrer Toilette, die in ihren Augen weit wichtiger war, als irgend ein Meisterwerk der Kunst

Dieselbe Gleichgültigkeit zeigte sie in der Oper für die Musik, für die ihr das Verständnis abging. Die Töne trafen ihr Ohr, ohne daß ihre Harmonie vermocht hätte, ihr Herz zu rühren. Was hätten sie dieser trocknen Seele offenbaren können, in der die Selbstsucht alle edlen Gefühle erstickte?

Man errät leicht, wie unglücklich sich Warrington fühlte, sich nicht mit seiner Frau von den Wunderwerken unterhalten zu können, die sie zusammen betrachten gingen, niemals in ihr ein Echo seiner Eindrücke zu finden, sie zerstreut oder gelangweilt zu sehen, wenn die Musik im Gegenteil ihre Seele für das ewig schöne Gedicht der Liebe hätte empfindsam stimmen sollen, dessen Zauber sein Herz selbst noch wie in den Tagen seiner Jugend umfing.

Im Laufe seines Lebens war James gewiß von manchem schönen und verführerischen Weibe angezogen worden, aber bei Carmen allein hatte er die Liebe gekannt.

Man wende nicht ein, es sei unmöglich; genug Beispiele bezeugen, daß das Alter des Herzens ganz unabhängig vom Taufregister ist. Hat nicht Jean

Jacques Rousseau bekannt, daß er fünfundvierzig Jahre alt war, als er zum ersten Male geliebt hat, Béranger sogar noch später, trotz aller Lisetten, die er besungen hat?

Es sind dies Ausnahmen von den weisen Gesetzen der Natur, wir leugnen es nicht; da indessen diese Ausnahmen durchaus nicht selten sind, so müssen wir sie berücksichtigen und diejenigen beklagen, deren Herz sich so spät diesen süßesten Regungen erschließt, wenn ihr welkes Gesicht schon im Widerspruch mit der Jugendblüte steht, die sich in ihnen entfaltet.

Der arme Warrington! Die Kälte seiner Frau, die unbarmherzige Wahrheit, die sein Spiegel ihm ins Gesicht schleuderte, zerrissen sein Herz umsomehr, als ein zweiter Frühling, süßer und duftreicher als der des zwanzigsten Jahres, seine Brust fast zu sprengen drohte.

Ein wütender Schrei entfuhr ihm, wenn er allein war. Es fehlte nichts, so hätte er alle Spiegel zerbrochen, die ihm alle um die Wette die Worte wiederholten:

„Die Runzeln durchfurchen deine Stirn, die Haare gehen dir nach und nach aus, du wirst alt!“

„„Ihr lügt! rief er ihnen zu. Mein Herz überströmt von Zärtlichkeit, ich sterbe vor Liebe, und ihr sagt, ich sei alt!““

Zuweilen auch war er niedergeschlagen, entmutigt, dann wollte er an allem im Leben verzweifeln.

Weit entfernt, Carmens Zuneigung zu gewinnen, nahm er wahr, daß ihre Gleichgultigkeit nach und

nach in Antipathie ausartete; schon mehrmals hatte sie ihm gedroht, nach Mexiko zurückzukehren, um seiner eifersüchtigen Tyrannei zu entfliehen. Gott weiß indes, daß er sie keines Vergnügens beraubte. Da er wußte, wie leidenschaftlich gern sie tanzte, so machte er es sich zur Pflicht, sie auf alle Bälle zu führen, wo sie sich zu zeigen wünschte. In eine Ecke zurückgezogen, sah er sie hier, mit Spitzen, Bändern, Juwelen und Blumen geschmückt, fröhlich sich in den Armen eines Mannes drehen, dessen Schmeicheleien sie lächelnd schlürfte.

War dann die nicht endenwollende Ballnacht, während der an seinem Herzen die Eifersucht gleich dem Geier des Prometheus nagte, zuletzt doch zu Ende, so führte er die verdrießliche, müde, eigensinnige Tänzerin nach Hause, die der Rausch des Triumphs nicht mehr elektrisierte. Bei dem geringsten Worte ihres Gatten schrie sie über Tyrannei, stampfte mit dem Fuße auf, wie ein widerspenstiges Kind, dem noch niemals etwas widerstanden hat, und erklärte, daß sie unmöglich länger so leben könne und zu ihrem Vater heimkehren wolle, wo ihr wenigstens niemand widerspräche.

Umsonst suchte James ihr zu beweisen, wie ungerecht sie gegen ihn wäre. Carmen wollte auf nichts hören. Sie hatte Abscheu vor Europa; sie wollte ihre Sonne wiederhaben, ihre Gewohnheiten nachlässigen Müssiggangs und vor allem die glänzenden Caballeros, denen, wie sie meinte, die Fashionables der alten Welt weder in der Galanterie noch in der Eleganz gleich kamen.

Indessen glaubte James nicht, daß seine Frau wirklich den Gedanken hegte, ihn zu verlassen; er betrachtete diese Drohung nur wie eine Waffe, deren sich Carmen geschickt bediente, wenn er ihr ihren Leichtsinn, ihre Koketterie vorwarf, wenn er sie anflehte, ihren Ruf nicht aufs Spiel zu setzen und daran zu denken, daß er vor der Welt für die Unbesonnenheiten verantwortlich sei, die zu begehen ihr Vergnügen zu bereiten schien.

Da, wie wir erzählten, Warrington beim Verlassen des Theaters seiner Frau einige Bemerkungen über die zu große Vertraulichkeit gemacht hatte, mit der sie die Fremden, die in ihre Loge gekommen waren, um ihr mit ihren Huldigungen aufzuwarten, empfangen hatte, so geriet Carmen in Zorn, gab ihrem Gatten zu verstehen, daß er seine beleidigenden Worte nächstens bereuen würde, und hatte zuletzt einen Nervenanfall, der das ganze Hotel in Aufregung setzte.

James war in Verzweiflung.

Sein Gewissen warf ihm nichts vor, er war im Gegenteil überzeugt, in allen Umständen mit Sanftmut und Mäßigung gehandelt zu haben; er fühlte, daß er seine Pflicht erfüllt hatte, indem er Carmen vor der Deutung warnte, die man in der Gesellschaft allerlei kleinen Nichts geben konnte, die zusammen ein ganzes Arsenal von Verführungskünsten bildeten und von denen sie einen nur zu häufigen Gebrauch machte; aber es schmerzte ihn, sich des Despotismus anklagen zu hören, da er doch nichts unterließ, was die Launen der jungen Frau

befriedigen konnte, und sich sogar das schmerzliche Schauspiel ihrer Triumphe auferlegte, um sie nicht des Balles zu berauben, wo ihre herausfordernde Schönheit, die wollüstige Grazie ihrer Bewegungen alle Blicke fesselten.

Am andern Tage weigerte sich Carmen entschieden auszugehen, trotz der wiederholten inständigen Bitten ihres Gatten, der sie gern ins Palais Brera führen wollte, in der Hoffnung, daß die Meisterwerke der großen Künstler in ihr endlich die Fiber der Begeisterung und Bewunderung in Schwingungen versetzen würden.

An diesem Tage begaben sich Herr Mackenzie, seine Tochter und Fräulein Ottensen in den Dom, um auch das Innere dieses prachtvollen Bauwerks zu betrachten. Bei jedem Paare, das unterwegs an Chrisna vorüberging, schauerte sie zusammen; die Furcht, Herrn und Frau Warrington aufs neue zu begegnen, verursachte ihr eine solche Beklemmung, daß sie kaum sprechen konnte. Verwundert über dies ungewohnte Schweigen, frug der alte schottische Herr sie scherzend, in welchen Regionen ihre Gedanken umherschweiften. Diese Frage war nicht geeignet, die Aufregung des armen Mädchens zu beschwichtigen; auch stotterte sie, glühenden Gesichtes, ein paar Entschuldigungen, deren Unverständlichkeit das Staunen Herrn Mackenzies nur steigerte.

Glücklicherweise war Chrisna von einem so regen Kunstsinn begabt, daß sie angesichts des genialen Bauwerkes alles vergaß. Die gewaltigen Verhältnisse der Kathedrale von Mailand, die er=

hebende Majestät des Ganzen, der außerordentliche Reichtum der architektonischen Ausführung, ihre zahlreichen Spitztürme, Sinnbild der zum Himmel aufstrebenden Seele, die elegante Vollkommenheit ihrer Zieraten, verscheuchten jeden andern Gedanken aus Fräulein Ottensens Geist und Herzen.

Vor diesem wundervollen Zeugnis von dem, was die Intelligenz und der Wille des Menschen vermögen, schwang sich ihre Seele dankbar zum Schöpfer auf, der die Generationen durch die unzerstörbaren Kettenglieder des Gedankens mit einander verbindet und dadurch es gestattet, daß durch den Lauf von Jahrhunderten hindurch große Werke zu ihrer Vollendung gelangen.

Im Innern des Domes sollte die Bewunderung Chrisnas noch wachsen. Der Anblick der großartigen, von riesigen Säulenreihen getragenen Wölbung, des prachtvollen Hochaltars, der Kapellen, Grabmäler, unzähligen Bildsäulen, funkelnden Glasmalereien, marmornen Arabesken, dieser ganzen Offenbarung des Schönen unter tausend Gestalten, erfüllte ihre Brust mit unsagbarer Begeisterung.

Inmitten dieses erhabenen Bauwerkes schienen ihr die Feierlichkeiten des Kultus, selbst das Wort des Priesters überflüssig. Offenbarte sich Gott hier nicht allen in der Kühnheit, in der beharrlichen Thätigkeit und dem Genie des Menschen?

Der alte Herr, der seit langer Zeit die Schönheiten dieser Kirche kannte, beschrieb dieselben seiner Tochter und überließ Fräulein Ottensen der Betrachtung, in die sie voll Entzücken versunken war,

aus der sie aber bald ein unerwartetes Begegnis wecken sollte.

James Warrington hatte sich entschlossen, ohne Carmen auszugehen, wäre es auch nur, um den Sturm zu besänftigen, der in seiner Brust tobte. Eine Zeit lang war er ohne Ziel vor sich hingegangen; als ihn der Zufall dem Dom gegenüber geführt hatte, meinte er, in dem Innern desselben seine Ruhe wiederzufinden; aber der wundervolle Bau, den er während seiner vielen Reisen schon hundert Mal besucht hatte, übte nicht den erwarteten wohlthuenden Einfluß auf ihn aus. Er sah ihn an, ohne zu sehen, versunken in ein Gewoge schmerzlicher Gedanken, als bei einer Kapelle eine männliche Stimme ihm plötzlich eine Erinnerung aus seiner Jugend ins Gedächtnis zurückrief.

Der Herr, der einem aufmerksamen jungen Mädchen die künstlerischen Schönheiten des heiligen Ortes schilderte, war sehr gealtert, sehr verändert, und doch zauderte Warrington nicht, ihm die Hand mit den Worten zu reichen:

„Um Vergebung, mein Herr, ich irre mich nicht; Sie sind es, mit dem ich vor — nun, vor zwanzig Jahren von Rom nach Neapel gereist bin?“

„„Zweiundzwanzig, mein Herr, sagte Kittys Vater, erfreut alte Erinnerungen wiederzuerwecken. In der That, Ihr Gesicht bringt mir ein gewisses Abenteuer mit Räubern, das uns beinahe das Leben gekostet hätte, ins Gedächtnis zurück. Damals waren unsere Haare noch nicht weiß, das war die schöne Hälfte unseres Lebens.““

„Ja wohl!“ seufzte Warrington, den die letzten Worte unwillkürlich wieder traurig stimmten. „Die Zukunft täuschte uns mit ihrer Fata Morgana; wir glaubten an das Glück .... und an etwas glauben ist fast soviel, wie es besitzen.“

Ein jeder weiß, daß in gewissen Stunden die Kraft des Willens an der Entmutigung erlahmt. Warrington befand sich in dieser Lage; aus seinem gefolterten Herzen quoll die Verbitterung in schweren Tropfen, ohne daß er die Wunde zu schließen vermochte.

Chrisna und Kitty lauschten, mit verschiedenen Eindrücken, dem Gespräch der beiden ehemaligen Reisegefährten. Erstere, überzeugt, daß das Schicksal sich gegen sie erklärte, öffnete groß und weit ihr Herz dem Mitleid, das ihr die Leiden des beklagenswerten Herrn Warrington einflößten. Was der schottische Herr und seine Tochter nicht erraten konnten, sie empfand es so lebhaft, als hätte es sich um sie selbst gehandelt; für einen Augenblick auch wenigstens verschwanden ihren Augen die Wunder der Kunst, die sie noch soeben gefesselt hatten. James beherrschte allein ihre Gedanken und ihr Herz.

Nach einer kurzen Plauderei folgte Warrington dem schottischen Herrn, dem es am Herzen lag, seine Tochter seiner eigenen Eindrücke teilhaftig zu machen, auf der weiteren Wanderung durch den Dom.

Von dem Unglück des schönen Mädchens gerührt, unterstützte Warrington den zärtlichen Vater in seiner liebevollen Bemühung und richtete mehrmals das Gespräch an Chrisna, dabei immer in

seiner Erinnerung nachgrübelnd, wo und bei welcher Gelegenheit er derselben schon einmal begegnet sei. Aber sein widerspenstiges Gedächtnis wollte ihm nichts sagen.

Weniger verwirrt, als man glauben könnte — denn das Unvorhergesehene einer Lage hat das Vorrecht, das Nervensystem aufzureizen und ihm eine augenblickliche Kraft mitzuteilen — antwortete Fräulein Ottensen, wenn sie gebeten wurde ihr Urteil über den Wert einer Zeichnung oder die Ausführung einer Arbeit abzugeben, mit ungemeiner Schärfe und legte in allem, was sie sagte, einen großen Geschmack an den Tag. Nichts verriet an ihr den Hochmut des Wissens. Nicht etwa um ihre Kenntnisse zu zeigen, gab sie ihre Meinung kund; nein, die Schönheiten eines Kunstwerkes sprachen zu ihrer Seele in einer göttlichen Sprache, die sie ohne Schwulst mit einfachen Worten übersetzte, die ein klares Bild ihres Gedankens gaben oder vielmehr denselben wie ein Spiegel zurückstrahlten.

James Warrington schien ebenso überrascht wie entzückt, soviel bescheidene Zurückhaltung bei einer so gebildeten Frau zu finden; er fand daher ein Vergnügen darin, sie der stummen Betrachtung zu entreißen, der sie nur ungern zu entsagen schien.

Als Kapellen, Grabmäler, Statuen, Reliquien, Skulpturen, kurz alles der Reihe nach besichtigt war, nahm, bei der vorgeschrittenen Zeit der Schottländer von Herrn Warrington Abschied, mit der Bitte sich am andern Tage im Palais Brera in der Gemäldegalerie einzufinden. James, der bis

dahin auf eine bessere Stimmung bei Carmen rechnete, versprach mit ihr zu kommen.

Auf dem Heimweg machte er sich zwar zum Vorwurf, gar zu lange ausgeblieben zu sein, indessen hatte ihm der Ausgang wohlgethan; er kam ruhiger, nachsichtiger zurück, fähiger die phantastische Laune und die höhnische Kälte der jungen Mexikanerin zu ertragen.

Eine schreckliche Überraschung erwartete ihn bei der Rückkehr.

Carmen und ihre Negerin waren abgereist, ohne sich die Zeit zu nehmen, ihre Koffer zu packen. Gold und Juwelen war alles, was sie mitgenommen hatten.

Ein offenes Billet, das wir hier mitteilen, durchbohrte wie ein Dolch Warringtons Herz und versetzte ihn einige Minuten lang in eine gänzliche Erschlaffung.

Folgendes enthielt Carmens Schreiben:

„Ich benutze Ihre Abwesenheit, um zu einem Korrespondenten meines Vaters zu fliehen, der mir für den Fall bezeichnet worden war, wo ich mich eines Tages bei Ihnen unglücklich fühlen sollte.

Vielleicht haben Sie kein böses Herz; aber Sie sind alt, eifersüchtig, langweilig, kurz, Sie sind mir zuwider.

Kommen Sie mir also ja nicht nach Cadix nach, wohin ich mich allein mit Pepita begebe; Ihre Reise wäre vergeblich; lieber stürbe ich tausendmal, als daß ich ferner mit Ihnen leben wollte.

Mein Vater weiß, daß ich nach Mexiko zurückkehren will; ich habe es ihm geschrieben, er wird

binnen kurzem mich in dem Hause seines alten Freundes abholen, wo ich ihn erwarte. Vergessen Sie vor allem ja nicht, daß ich Ihnen verbiete, mir zu folgen. Ich bitte die heilige Jungfrau und alle Heiligen nur um ein Glück: Sie niemals wiederzusehen. Carmen."

Die Absicht, ihre Kette zu zerreißen, war von der jungen Frau so bündig wie möglich ausgesprochen; indessen wurzelt die Hoffnung so zähe im Herzen des Menschen, daß sich der arme James überredete, Carmen habe ihren Widerwillen übertrieben, es handle sich im Grunde nur um einen tollen Streich und es sei nicht unmöglich, sie mit Worten der Sanftmut zu rühren. So ordnete er denn schnell seine Rechnung im Hotel und reiste nach Spanien ab.

Frau Warrington war ihm nicht weit voraus; vielleicht würde er sie noch unterwegs einholen. Auf jeden Fall gebot ihm seine Pflicht, ja sein Gewissen diesen Versuch, so demütigend auch derselbe für ihn war. So verließ er denn Mailand mit blutendem Herzen, mit fieberhaft brennender Stirn.

Wie man sich denkt, schloß Chrisna, in der Erwartung des anderen Tages, die ganze Nacht kein Auge zu. Bald wollte sie eine Unpäßlichkeit vorschützen, um nicht Carmen im Palais Brera zu

sehen, bald erkannte sie die Vergeblichkeit aller Anstrengungen des Menschen unabänderlichen Beschlüssen des Schicksals gegenüber und hielt es für verständiger, nicht gegen das Geschehende anzukämpfen. Sie entschied sich für das letztere.

Zu der für das Zusammentreffen festgesetzten Stunde traten der alte schottische Herr, seine Tochter und Fräulein Ottensen in die Gemäldegalerie ein, wo sie Herrn und Frau Warrington erwarteten.

Chrisma zitterte und wagte kaum um sich zu blicken; als sie sich indessen versichert hatte, daß sich James und Carmen nicht in den ersten Sälen befanden, wurde sie nach und nach Herrin über ihre Verwirrung, indem sie ihre ganze Aufmerksamkeit den Kunstschätzen um sie her zuwandte, und wenn auch ihre Seele noch zu erregt blieb, um ganz in der Betrachtung dieser Meisterwerke aufzugehen, so zog doch infolge des magnetischen Einflusses des Genies, das seine Strahlen von den Werken eines Raphael, Titian, Carracci, Paul Veronese, Leonardo da Vinci, Tintoretto u. s. w. ringsumher aussandte, eine gewisse Heiterkeit in sie ein.

Mackenzie, überrascht von dem Ausbleiben seines früheren Reisegefährten, zeigte sich zerstreut; er mußte zuletzt annehmen, daß derselbe entweder sein Versprechen vergessen hatte oder daß irgend ein Hindernis eingetreten war; Chrisna, die in die Verhältnisse mehr eingeweiht war, gab seufzend diesem Hindernis den Namen Carmen.

Auch an den folgenden Tagen hatten unsere Schotten und ihre Gefährtin nicht das Glück, dem

Erwarteten zu begegnen. War er krank? schon abgereist? Da er sein Hotel nicht angegeben hatte, so konnte man sich nicht nach ihm erkundigen.

Wenn Mackenzie diese zufällige Begegnung bald wieder vergaß, so verhielt es sich mit Fräulein Ottensen anders. Wohl fürchtete sie, James wiederzusehen und doch empfand sie eine tödliche Angst bei dem Gedanken, Mailand verlassen zu müssen, ohne nähere Kunde von ihm zu haben.

Was lag ihr jetzt an Venedig, an seinen Palästen, seinen Lagunen, seinen Gondeln, wovon sie sonst so viel geträumt hatte! Der ehemalige Glanz, die dramenreiche Geschichte, das lange Leiden dieser stolzen märchenhaften Stadt, Chrisna schien alles dies vergessen zu haben.

James hatte in seiner flüchtigen Unterhaltung davon gesprochen, daß er den nächsten Winter in Florenz zubringen wolle, es war also wenig wahrscheinlich, daß man ihn in Venedig wieder treffen würde. Die Liebe ist vor allem selbstsüchtig; wundern wir uns daher nicht, wenn sich Fräulein Ottensen gegen all den Zauber der Lagunenstadt jetzt höchst gleichgültig verhielt.

VI.

Zwei Monate später blätterte in dem Atelier des Photographen Forcatelli zu Venedig ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, der nach der Farbe seiner Augen und seiner Haare, nach

seiner geistvollen, schwärmerisch sanften Physiognomie für einen schönen Typus der norddeutschen Rasse gelten konnte, in den Albums des damals sehr beliebten Künstlers, von dem er eben ein Bild zu erwarten hatte.

Eine große Reihe von Unbekannten war eben vor seinen Augen vorübergezogen, als ein junges Mädchengesicht ihm einen Schrei der Überraschung entriß.

„Fräulein Mackenzie!“ rief er aus. „Ist es schon lange her, daß Sie ihr Bild aufgenommen haben?“

Der Künstler warf einen Blick auf die Karte und antwortete sofort:

„„Vierzehn Tage höchstens. Sie hat mir mehrere Male sitzen müssen, ihrer Augen wegen.““

„Und doch sind sie nicht einmal getroffen. Ich erkenne hier durchaus nicht den offenherzigen, sympathischen Blick der jungen Schottländerin wieder.“

„„Ihren Blick?““

„Nun ja!“

„„Aber sie blickt nicht, sie ist ja blind.““

„Blind! Fräulein Kitty! Das ist nicht möglich, Sie irren sich.“

„„Sie sollten es wissen, Herr Werner, da Sie sie kennen; sie kann keinen Schritt thun, ohne von ihrem Vater oder ihrer Gesellschafterin geführt zu werden.““

Der junge Gelehrte war von dieser plötzlichen Mitteilung wie niedergeschmettert.

„Wissen Sie, ob sie noch hier sind?“ frug er nach einigen Minuten des Stillschweigens.

„„Ich könnte es nicht behaupten," antwortete Forcatelli, „indessen glaube ich es. Sie waren im Hotel de l'Europe abgestiegen.""

„In diesem Fall will ich sofort hin. Kitty blind! aber das wäre schrecklich."

„„Und Ihr Bild? Sie wollen nicht darauf warten?""

„Nein . . . ich werde es heut Abend abholen . . . oder morgen . . . gleichviel."

„„Sie waren nur eben erst so ungeduldig.""

„Allerdings! aber vor allem muß ich mich dem vortrefflichen Herrn aus Schottland vorstellen, den ich schon wiederzusehen verzweifelte."

Und sofort eilte Karl Werner die Treppe hinunter, stieg in eine Gondel und ließ sich zum Hotel de l'Europe fahren.

Es war mitten im Winter, aber im Zimmer des jungen Mädchens standen die großen Fenster weit offen und ließen die Sonnenstrahlen frei eindringen; zwei Scheite loderten im Kamine, es herrschte also eine laue Luft, wie in unseren Gegenden an einem schönen Frühlingstage.

Bis zur Tafelzeit las Chrisna ihrer Freundin vor, die, ihrer Gewohnheit zuwider, an diesem Tage keine Spazierfahrt hatte machen wollen. Im Nebenzimmer durchstöberte ihr Vater die gelehrten Abhandlungen einiger Augenärzte, um darin das Licht, das heißt das Glück seines lieben Kindes zu entdecken.

Ein Bedienter des Hotels führte Karl bei Herrn Mackenzie ein. Nur ein dünner Verschlag

trennte diesen von Kittys Zimmer; als dieselbe daher nach dem Ruf der Überraschung ihres Vaters den Klang einer lieben Stimme vernahm, geriet sie in eine Aufregung, die dem Herzen unvergeßlich bleibt. Sie legte ihre Hand auf die Chrisnas und sagte ganz leise:

„Still! Er ist da! Unter tausenden würde ich seine Stimme wiedererkennen; Sie werden sehen, meine liebe Chrisna. O, wie ich zittre!“ Plötzlich schlug sie sich an die Stirn und, „mein Gott! rief sie aus, er weiß nicht ...“

Einige Minuten später öffnete ihr Vater die Verbindungsthür und stellte seiner Tochter und Fräulein Ottensen Herrn Karl Werner vor. Kitty, schöner denn je, obgleich sehr bleich und erregt, schien ihr Todesurteil zu erwarten.

Nach den ersten Begrüßungen konnte der junge Mann Fräulein Mackenzie nicht verschweigen, wie schmerzlich er sich berührt fühle, sie im Augenblick des Gesichts beraubt zu finden. Er schien überzeugt, daß die Wissenschaft noch nicht ihr letztes Wort gesprochen hatte und daß sich, gerade wenn man vielleicht an allem verzweifeln wollte, ein Mann von Talent und Herz einstellen würde, der sich der Heilung und zwar mit vollem Erfolge unterziehen wollte.

Bei diesen Worten sicherer Hoffnung glitt ein schönes Lächeln über Kittys Lippen. Konnte er sich täuschen, er? Wenn er an dieses Wunder glaubte, um das sie so inbrünstig zu Gott betete, dann mußte es geschehen.

Nach diesem freundlichen Empfang kam Karl Werner alltäglich in das Hotel de l'Europe, wo er sich von den Anstrengungen seiner Studien erholte und die alten deutschen Herren Professoren vergaß, die bisher fast seinen einzigen Umgang gebildet hatten. Bald machte man keinen Spaziergang ohne ihn, und wenn er behindert war, die Musik auf dem Markusplatz anzuhören, fand Kitty immer einen Vorwand, um zu Hause zu bleiben.

Noch nie war der Winter Fräulein Mackenzie kürzer und milder vorgekommen. Die Liebe Karls, den sein geringes Vermögen zu sprechen hinderte, verriet sich auf tausenderlei Weise, und Chrisna, die sichere Vertraute dieser schönen Liebesidylle, hatte jeden Tag irgend ein neues allerliebstes Nichts anzuhören, aus welchem Kitty die reizendsten Folgerungen zu ziehen wußte.

Das Glück ihrer Freundin ließ Fräulein Ottensen auf Augenblicke ihre trüben Gedanken vergessen. Seitdem sich Kittys Vater entschlossen hatte, den Winter in Venedig zuzubringen, hatte Chrisna alle Hoffnung verloren, James in Italien wiederzusehen. Weniger als je war sie, seitdem sie wußte, daß er unglücklich war, im stande ihn zu vergessen, und jedesmal, wenn man vor ihr den Namen Florenz aussprach, wandte sie sich ab, um eine Thräne zu verbergen oder einen Seufzer zu unterdrücken.

Die Briefe, die Frau Lotze von ihrer Freundin erhielt, behagten derselben durchaus nicht. Umsonst suchte die verständige deutsche Dame ihr zu beweisen, daß Herr Warrington im Grunde nur

die Früchte seiner strafbaren Frivolität einerntete; daß er, wenn er unglücklich wäre, es nur seiner eiteln Selbstsucht zuzuschreiben habe, die ihn dergestalt verblendet hatte, daß er an die dauernde Liebe einer so jungen, so hübschen Frau glauben konnte, welcher jede solide Eigenschaft abging und die von ihrer Kindheit an gewohnt war, keine anderen Gesetze anzuerkennen als ihren Willen.

Chrisna dagegen verteidigte Warrington auf das Wärmste; sie behauptete, daß die Liebe eine Leidenschaft sei, die den Menschen beherrsche und über die die Vernunft nichts vermöge.

Wer wußte das besser als sie?

Zuweilen wurde Frau Lotze auch böse. Da sie aus dem Kampfe, den sie mit ihrem eigenen Herzen zu bestehen gehabt hatte, siegreich hervorgegangen war, so nannte sie die düstere Niedergeschlagenheit, den Lebensüberdruß, die sich in Fräulein Ottensens Briefen verrieten, Schwachheit, Feigheit.

Von lebhafter, reizbarer, aber starker, kräftiger Natur, konnte sie nicht begreifen, daß Chrisna keinen bessern Gebrauch von ihrer Vernunft machen konnte.

„Wollen heißt Können!“ murmelte sie für sich; „sollte man auch darüber zu Grunde gehen, man muß einer Leidenschaft widerstehen, die unsere Vernunft schlechterdings mißbilligt. Ich habe gelitten wie Chrisna, ich weiß, welche Überwindung es kostet, sich das Herz zu zerreißen, aber gerade im Kampfe habe ich neue Kräfte geschöpft. Die Augen brannten mir wie Feuer von den vergossenen

Thränen, auch ich dürstete nach Glück ... und doch, in all meinen Gebeten flehte ich zu Gott:

„O Herr! Du, der du alles kannst, reiß mit Gewalt diese Liebe aus meiner Seele; lege mir alle Opfer, alle Qualen auf, aber gib mir die Kraft, mich selbst zu besiegen, da es die Ehre mir zur Pflicht macht, niemals glücklich zu sein.“

Wie Frau Lotze, so tadeln viele Personen das, was sie bei dieser oder jener Gelegenheit nicht gethan haben würden, ohne die Verschiedenheit der Charaktere, das größere oder geringere Maß von Kräften, als einem jeden von uns zugeteilt ist, kurz das, was die Individualität ausmacht, in Anschlag zu bringen.

Nichts ist ungerechter.

Wer dächte daran, von einem Birnbaum zu verlangen, daß er uns Pfirsiche, von einem Apfelbaum, daß er uns Pomeranzen geben soll?

Die Pflege des Baumzüchters verbessert ohne Zweifel die Früchte, macht sie schöner, süßer, schmackhafter, aber sie verändert nicht ihre Natur.

Ebenso verhält es sich mit den denkenden Wesen.

Den Einfluß der Erziehung, der guten Beispiele einer sittlichen Atmosphäre zu leugnen, wäre ungereimt; aber alles dies übt seine Wirkung nur in gewissen Schranken, es kann wohl einen rauhen Charakter etwas abschleifen, die Tugenden und guten Eigenschaften, deren Keime wir besitzen, in uns entwickeln, aber sie zu schaffen vermag es niemals, wenn sie einmal fehlen.

Chrisna, empfindsamer, sanfter, zärtlicher als Frau Lotze, besaß notwendigerweise weniger Energie; wenn ihr Herz mit ihrer Vernunft und ihrem Willen in Streit lag, so behielt, bei dieser Ungleichheit der Kräfte, gewöhnlich das erstere die Oberhand.

Gegen Mitte März umwölkte sich nach einigen prächtigen Tagen, während deren Venedig den Fremden den Anblick einer bezauberten Stadt geboten hatte, der Himmel so plötzlich, daß Karl und Kitty, die auf einen Balkon getreten waren, um etwas Kühlung zu suchen, das Gewitter erst bemerkten, als es über ihren Häuptern ausbrach.

Einige Schritte von ihnen entfernt saß Fräulein Ottensen vor dem Piano im Salon; von der schmelzenden Musik der „Traviata" weit, weit in jenes ideale Reich getragen, wo auch die schmerzhaftesten Gefühle noch einen Reiz haben, blieb sie allem, was um sie her vorging, vollständig fremd.

Sobald der junge Gelehrte anwesend war, nahm Kitty selten ihre Bemühung in Anspruch. Sie verlangte von der Gesellschafterin keinen weiteren Dienst, als im selben Zimmer mit ihnen zu bleiben, ohne sie zu sehr in ihrer süßen, unschuldigen Plauderei zu stören; auch trieb Chrisna, fast immer Musik, um die beiden ein Glück genießen zu lassen von dem sie hundertmal geträumt hatte, ohne es kennen zu lernen.

Der Himmel ward immer düsterer.

Bei den ersten Donnerschlägen wollte sich Kitty, erschreckt von dieser mächtigen Stimme des Sturmes, auf ihr Zimmer zurückziehen; aber Karl, der ihre Hand ergriff, malte ihr mit solcher Beredsamkeit und wahrer Poesie die Schönheiten der Natur im Aufruhr, daß trotz der heftigen Aufregung, in die sie der Sturm und das Tosen der Wellen, die sich zu ihren Füßen brachen, versetzt hatte, sie bebend und doch entzückt bei ihm blieb und seinen Worten lauschte.

Das Ungewitter hatte Herrn Mackenzie in das Hotel zurückgeführt; er trat zu den beiden jungen Leuten auf den Balkon und vertiefte sich bald mit Werner in ein Gespräch über die Elektrizität und ihre verschiedenen Wirkungen auf den menschlichen Organismus. Beispiele und Belege dafür waren nicht weit zu suchen; Kitty empfand bei jedem Donnerschlag ein schmerzhaftes Zucken, während der junge Gelehrte aus voller Lunge aufatmete und bei den elektrischen Erschütterungen ein unbeschreibliches Wohlbefinden empfand.

Da zuckte plötzlich als unwiderlegliches Argument ein Blitz am Himmel hin, in dessen Schein das Hotel wie in Brand zu stehen schien, Fräulein Mackenzie stieß einen durchbohrenden Schrei aus und die Gesellschaft trat in den Salon zurück.

Der Blitzstrahl war etwa fünfzig Schritte entfernt in den großen Kanal gefahren.

Nach einigen Sekunden völliger Betäubung stürzte sich Kitty, wahnsinnig vor Freude, in die

Arme ihres Vaters. Kein Wort entfuhr ihren zitternden Lippen.

Endlich schrie sie auf: „Ich sehe dich! ich sehe dich, mein Vater; das Wunder ist geschehen, ich bin nicht mehr blind!"

Und als es noch keines der Anwesenden zu glauben wagte, fuhr sie fort: „So freut euch doch mit mir! Seid ihr nicht alle glücklich? Warum dies Staunen auf euern Gesichtern? Glaubt ihr, daß ich träume und euch täusche? Wollt ihr Beweise? Herr Werner, den ich vollkommen wieder erkenne, trägt heute eine blaue Krawatte. Da steht meine liebe Chrisna in violettem Kleide; wie hübsch sie ist! wie gefällt mir ihr sanftes anmutiges Gesicht unter diesem prächtigen, goldenen Gelock!"

Und zur Rede die That fügend, schlang das schöne junge Mädchen, trunken vor Freude und Dankbarkeit, unfähig die stürmische Aufregung ihres Herzens zu mäßigen, ihre beiden Arme um den Hals ihrer Gesellschafterin und küßte sie mit inniger Zärtlichkeit.

Es war kein Zweifel mehr möglich, Herr Mackenzie und der junge Gelehrte waren zu Thränen gerührt und fanden keine Worte für das, was in ihnen vorging.

Ein Dankgebet zum Schöpfer, der seiner geliebten Tochter das Licht der Augen wiedergegeben hatte, war das erste Wort des alten schottischen Herrn. Werner, ganz in das Glück der Gegenwart verloren, ward nicht müde, Kitty zu betrachten und sie hundertmal wiederholen zu lassen, daß kein

Nebel mehr ihr die Personen verschleierte, die sie umgaben.

Chrisna, entzückt, vergaß sich selbst inmitten dieses Freudenjubels, der in so ergreifendem Gegensatz zu dem entfesselten Sturme stand, der gerade im Augenblick draußen mit voller Macht raste.

Das offen gebliebene Piano schien Kitty zu rufen; sie verstand die Aufforderung. Unter der Gewalt ihrer tiefen Erregung fand sie in dem Instrument einen treuen Dolmetscher, der die Hymne der Anbetung und frommen Dankbarkeit, die ihr Herz zu Gott sang, wiederzugeben verstand. Diese Musik, weniger die Sprache der Kunst als des Herzens, war nur ein Aufschwung der Seele zum Unendlichen; aber als bei den letzten Klängen die drei Zuhörer dem jungen Mädchen die Hände drückten, erblickte Kitty in ihren Augen die durchsichtigen Perlen der Thränen.

Als gegen Abend die Sonne wieder erschienen war, bezeigte Fräulein Mackenzie, die vor Freude alles zu sehen wie trunken war, den Wunsch, eine Gondelfahrt zu machen. Sie sehnte sich danach, das Traumgebild ihrer Phantasie mit dem wirklichen Venedig zu vergleichen, auf dessen Anblick sie sich schon in ihrer Kindheit gefreut hatte.

Dieses Mal wurde das Phantasiegebild weit von der Wirklichkeit übertroffen. So seltsam, so poetisch sich auch Kitty die Stadt der Dogen vorgestellt hatte, so erschien sie ihr doch weit wunderbarer. Bei ihrer Rückkehr bat das entzückte Mädchen ihren Vater, sich für immer unter diesem schönen Himmel niederzulassen.

„Ich will schon gern", antwortete lächelnd ihr Vater; „aber wenn du auf diesem Wunsche bestehst, so wirst du dich später mit jemand anders verständigen müssen, der eines Tages auf dein Leben mehr Einfluß haben wird, als ich. Jetzt, wo du nicht mehr blind bist, wird dein Herz ohne Zweifel einmal eine gewisse Wahl treffen müssen; weißt du, ob der Gewählte dein Verlangen wird befriedigen wollen oder auch nur können?"

Bei diesen Worten streiften die Blicke des alten Herrn mit seltsamem Ausdruck den jungen Werner, der fast zu beklagen schien, daß Kitty ihre Sehkraft wiedergewonnen hatte. Noch Tags vorher konnte von Heirat keine Rede sein ... morgen aber ...

Ah! wenn er Vermögen besessen hätte! Aber so, nein! es war unmöglich ... niemals würde Herr Mackenzie seine Einwilligung geben ... er durfte nicht daran denken.

Es war Nacht, als man in das Hotel zurückkehrte. Beim Biegen um einen Treppenabsatz stieß Kittys Vater mit einem Fremden zusammen, der hastig herabkam. Gleichzeitig ertönten zwei Rufe der Überraschung.

— „Herr Mackenzie!"

— „Herr Warrington!"

Bei diesem Namen stand Chrisnas Herz einige Sekunden lang still; ihre Augen verschleierten sich; ihre Kniee wankten, doch gelang es ihr noch, sich zu bezwingen. Und das war gut, denn Mackenzie faßte ihren James unter den Arm und nötigte ihn umzukehren, laut beteuernd, daß er ihn nicht eher frei-

lassen würde, als bis er sich wegen seines nicht gehaltenen Versprechens gerechtfertigt hätte. Es geschah dies in zu artigen Worten, als daß Warrington der freundschaftlichen Nötigung den geringsten Widerstand hätte leisten können. Er folgte also seinem ehemaligen Reisegefährten in den Salon; letzterer war zu glücklich, als daß er auch nur einen Augenblick das Wunder hätte verschweigen können, das ihn so überglücklich machte, als er plötzlich inne hielt.

„Um Vergebung! rief er, ich spreche nur von meinem Glück, ohne gewahr zu werden, wie sehr Sie sich verändert haben. Sind Sie krank gewesen?"

„„Nein!"" antwortete James und unterdrückte einen Seufzer; „„ich habe alles verloren, was mich an das Leben fesselte; ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt.""

Der erste Gedanke des Fragenden war, daß Frau Warrington gestorben sei, aber er bemerkte an der Kleidung des Engländers kein Trauerzeichen; um welchen Verlust konnte derselbe wohl trauern?

James, dem der erstaunte Blick Mackenzies nicht entgangen war, fuhr fort:

„„Carmen ist nicht tot, aber darum doch nicht minder für mich verloren; sie ist nach Mexiko zurückgekehrt.""

„Ihrer Gesundheit wegen, ohne Zweifel?"

„„Ihres Glückes wegen vielmehr. Sie haßt mich!""

„Ich kann's nicht glauben; nur ein Mißverständnis hat sie beide getrennt, lieber Herr Warrington; Sie hätten an ihr Herz appellieren sollen."

„„Ach! ich habe alles versucht. Carmen hat mit meiner Verzweiflung, meinen Thränen nur ihren Spott getrieben; sie hat mir höhnisch einen Spiegel vorgehalten und mich gefragt, ob ich toll genug sei, zu glauben, daß sie mich lieben könne. Trotzdem hoffte ich noch, ich rechnete ein wenig auf die Vorstellungen des Herrn Espinoso. Leider hat die feurige Tochter der Tropenwelt seine Ankunft nicht abgewartet; sie hatte Eile, den Ozean zwischen sich und mir zu sehen; sie hat sich plötzlich in einer Nacht auf einem Kauffahrteischiff eingeschifft, das nach den Antillen absegelte, wo ihr Vater sie vermutlich erwartet hat.

„„Seit diesem Augenblick ist ein Riß in meinem Leben eingetreten; ich bin in der Welt herumgeirrt, wo? ich weiß es nicht. Mein Kammerdiener wird es Ihnen sagen können; ich besinne mich auf nichts. Ich habe nur einen Gedanken, nur ein Ziel: mir selbst zu entfliehen, mich von einer Erinnerung loszureißen, die unaufhörlich an meinem Herzen frißt; überall steht Carmen neben mir, die spöttische, kalte Carmen, Carmen, die ich hassen möchte und die ich Elender anbete. Morgen reise ich nach Smyrna; vielleicht noch weiter; mein Leiden ist unerträglich geworden, ich muß das Vergessen finden und wäre es in den Finsternissen des Nichts.““

Eben traten Kitty, Karl und Chrisna in den Salon ein, Mackenzie wollte aus Zartgefühl das Gespräch ablenken; aber er erkannte bald, daß in dem Unglücklichen das Bedürfnis, sein Herz auszuschütten, stärker war, als sein Stolz, daß derselbe

zu sehr litt, um seine Wunde zu verbergen. Indessen brauchte er nicht zu lange auf die Eingetretenen acht zu haben. Kitty, die der schöne Abend auf den Balkon lockte, wurde hier bald von dem jungen deutschen Gelehrten eingeholt, der fast ebenso traurig war, als der von seiner Gattin verlassene Engländer.

„Ich komme Abschied von Ihnen zu nehmen, sagte Werner zu ihr, ich kehre nach Deutschland zurück."

„„Wie! schon! rief das junge Mädchen aus und wurde ganz blaß dabei; ich glaubte, daß es Ihnen in Venedig gefiele, wie mir.""

„Ist es nicht eines der Gesetze dieser unvollkommenen Welt, daß man von dem scheiden muß, was man lieb hat?"

Diese mit bebender Stimme gegebene Antwort verriet ein schmerzlich leidendes Herz.

„„Weiß mein Vater von Ihrer Absicht?"" frug Kitty zitternd.

„Nein, mein Fräulein; ich habe noch nicht die Zeit gehabt, es ihm zu sagen."

Das junge Mädchen blieb einige Minuten in Schweigen versunken; ein heftiger Kampf ging in ihrer Seele vor sich. Werner liebte sie, dessen war sie gewiß; sollte sie, durfte sie ihm zu verstehen geben, daß er bei ihrem Vater auf keinen Widerspruch stoßen würde?

„„Herr Werner, hob sie wieder an, erlauben Sie mir eine Frage. Warum reisen Sie ab?""

„Weil ich arm bin, Fräulein, und . . ."

„„Vollenden Sie.""

„Und weil ich mich unfähig fühle, den Kummer zu ertragen, der mich hier erwartet.“

„„Warum wollen Sie nur das Böse voraussehen? warum nicht hoffen, da doch heute erst ein Wunder vor Ihren Augen geschah?““

Statt aller Antwort ließ Karl nur einen tiefen Seufzer vernehmen; seine Brust wollte zerspringen.

„„Seien Sie vorsichtig! nahm Kitty mit schmeichelnder Stimme wieder auf; Ihre finstre Miene wird mich meine Blindheit vermissen lassen.““

„Ich kann mein Gesicht keine Lüge begehen lassen.“

„„Wer verlangt das von Ihnen? Wäre Herr Warrington nicht da, den ich nicht zu unterbrechen wage, würde ich sofort meinen Vater bitten, Ihnen rasch Ihre garstige Absicht auszureden, für die, trotz allem was Sie sagen, keine Notwendigkeit vorliegt.““

„Herr Mackenzie, ich bin dessen gewiß, wird meinen Entschluß gutheißen.“

„„Und ich bin des Gegenteils gewiß. Mein Vater hat Sie sehr lieb.““

„Eben deshalb wird er mir nicht abraten, abzureisen.“

„„Enttäuschen Sie sich, Herr Werner; jede Zuneigung hat ihre große Dosis Selbstsucht; selbst wenn Ihrer in Deutschland das Glück wartete, würden wir doch zu Ihnen sagen: Bleiben Sie bei uns.““

Die junge Schottländerin fürchtete, ihr Geheimnis zu sehr verraten zu haben und kehrte daher in den Salon zurück.

Über ein Buch gebeugt, von dem sie aber kein Blatt umwandte, schien hier Chrisna durchaus nicht

auf die vertraulichen Schmerzensergüsse ihres James zu hören und verlor doch kein Wort davon. Kitty, die, noch ganz ergriffen von ihrer Unterhaltung auf dem Balkon, sich ein gefaßtes Aussehen geben wollte, trat zu Fräulein Ottensen und sprach, indem sie sich über sie neigte:

„Was lesen Sie so Rührendes, meine liebe Chrisna? Eine französische Grammatik! Und darüber weinen Sie?"

Bei dem schmerzlichen Blick, den ihr ihre Gesellschafterin zuwarf, begriff Kitty, daß sie unwillkürlich eine Ungeschicklichkeit begangen hatte.

In der That hatte ihr unzeitiger Ausruf Warringtons Blicke auf die arme Chrisna gelenkt, deren Augen noch von Thränen schimmerten. Da er nicht einem so trocknen Schulbuche, wie eine Grammatik, die Thränen Fräulein Ottensens zuschreiben konnte, so erriet der Engländer in dieser Fremden, deren Geist und Geschmack er in der Kathedrale von Mailand schätzen gelernt hatte, eine Freundin.

Es war ihm noch nicht möglich, dieses Antlitz voll zarten Mitgefühls wieder in den Rahmen zu fügen, worin es ihm zum ersten Mal erschienen war, nichtsdestoweniger fühlte er sich von Dankbarkeit für die Thränen durchdrungen, die er soeben überrascht hatte und deren Ursache er in dem Erröten und der Verlegenheit Chrisnas las.

„Man findet also Frauen von Herz und Gefühl, dachte er bei sich; warum habe ich mich von dem verführerischen Äußern einer Kokette fesseln

lassen, die meine Liebe verachtet und sich ein Vergnügen daraus gemacht hat, mich zu quälen?"

Infolge der Unterbrechung des traulichen Gesprächs der beiden Reisegefährten nahm die Unterhaltung einen allgemeinen Charakter an. Mackenzie, dem es gelungen war, dem Engländer seine Reise in den Orient auszureden, drang inständig in ihn, an ihrem Familienleben teilzunehmen, das er ihm so freundlich und aufheiternd als möglich malte.

Kitty ergriff hastig diese Gelegenheit, ihrem Vater zu berichten, daß das Reisefieber ansteckend wirkte und daß er seinen Einfluß auf Herrn Werner geltend zu machen habe, um ihn ebenfalls in Venedig zurückzuhalten.

„Der Undankbare wollte uns verlassen!" rief überrascht der alte Herr aus; „in meinem Alter läßt man sich nicht mehr mit Worten bezahlen; wenn Ihnen etwas an uns liegt, so bleiben Sie in Venedig; Ihre Abreise würde uns all unsre Freude verderben."

„„Mein Vater spricht vortrefflich, flüsterte Kitty im Vorbeigehen dem jungen Gelehrten zu; ich hatte es Ihnen vorhergesagt, daß Sie nicht abreisen würden.""

Das strahlende Lächeln, das diese Worte begleitete, kam einer Verpflichtung, einem Versprechen gleich; der junge Werner täuschte sich nicht, alle Seligkeit des Himmels zog auch auf einmal in sein Herz ein.

VII.

Der Zeitpunkt, der für die Vermählung Kittys mit Werner festgesetzt war, nahte heran, der Herbst neigte seinem Ende zu, und Chrisna, die sich nun in der Familie für überflüssig erachtete, hatte Frau Lotze im Stillen beauftragt, ihr in Genf eine Stellung zu suchen.

Nicht ohne schweren Kummer hatte sie sich entschlossen, alle Bande auf einmal zu zerreißen, die sie an das Leben fesselten. Mit der schottischen Familie, an der sie hing, verlor sie auch Warrington, dessen Mut sie in den eben verflossenen acht Monaten wieder aufzurichten vermocht hatte.

Auf Mackenzies Bitten war derselbe in Venedig geblieben; ja, er hatte das Hotel de l'Europe nur verlassen, um im Laufe des Sommers mit seinen neuen Freunden eine Reise in die Schweiz zu machen.

Chrisna hatte ihn also jeden Tag und zu jeder Stunde gesehen; eine freundliche Vertrautheit war zwischen ihnen entstanden; angesichts der Pracht der Natur oder der Schönheiten der Kunst hatten sie ihre Gedanken ausgetauscht; die Eindrücke, die sie empfangen hatten, waren zwar zuweilen verschiedener Art, ergänzten sich aber gegenseitig und bildeten unter sich eine wahrhafte Harmonie.

Diese natürliche Übereinstimmung entzückte Warrington umsomehr, als er vergebens versucht hatte, zu derselben auf seinen Ausflügen mit Carmen zu gelangen. Er bewunderte auch die Einfachheit Fräu-

lein Ottensens, ihre Freiheit von Koketterie, und sagte sich oft:

„Das Schicksal ist voll unsinniger Widersprüche; diese liebenswürdige Schwedin, deren ausgezeichnete Eigenschaften mir heute solche Bewunderung entlocken, habe ich, wie es scheint, schon eine ziemlich lange Zeit in Saint-Cergues gesehen, ohne auf sie zu achten. Ihr treffliches Herz, der Reiz und die Bildung ihres Geistes, ihre edlen Gefühle haben damals keinen Eindruck auf mich gemacht . . . Warum? . . . Vielleicht weil ich noch frei war und eines scharfen Kontrastes bedurfte, der mich ihren sittlichen Wert schätzen lehrte.“

Erwähnen wir hier, daß Carmens glänzende Schönheit nach und nach in der Erinnerung Warringtons einigermaßen zu erbleichen begann; zuletzt kam er zu dem Schlusse, daß, wenn den schwarzen Augen eine unbestreitbare Macht verliehen ist, die blauen Augen dagegen einen unwiderstehlichen Zauber besitzen, der das Herz durchdringt, statt es im Sturm zu nehmen.

Im Anfang indessen war ihm an Chrisnas Gesicht nichts der Aufmerksamkeit wert erschienen; er ließ gern seine Blicke auf dieser sympathischen Physiognomie ruhen, auf der sich ein liebendes Herz, eine lautere aufrichtige Seele abspiegelten, weil er, unbewußt und ganz instinktmäßig, in dieser stummen Betrachtung das Vergessen der Vergangenheit und eine Art Wohlbehagen fand, das er genoß, ohne nach der Ursache davon zu fragen.

Er gewöhnte sich so sehr daran, nur von ihr

die erquickende Ruhe zu erwarten, die wieder in seine Seele einzuziehen begann, daß der arme Warrington während einer kurzen Krankheit Chrisnas wie in der Irre herumging und nicht wußte, wie er seine Zeit zubringen sollte.

Fuhr er in einer Gondel spazieren, so erblickten seine Augen in Venedig, das damals noch dem Fremden gehörte, nicht mehr die Königin des adriatischen Meeres, die von den sie besuchenden Fremden den schuldigen Zoll der Begeisterung erwartet; er sah sie bleichen Gesichts als ein verweintes gefangenes Weib sich hinter ihren Witwenschleier verbergen. In jeder Welle, die sich gegen den Marmor der Paläste brach, vernahm er einen Seufzer, eine dumpfe Klage, das Stöhnen eines Herzens, das über das Unglück seines Vaterlandes trauerte.

Warrington konnte sich nicht erklären, warum sein Herz aufs neue in immer trübere Wehmut versank, warum er alles in immer düsterern Farben sah. Der Verlust Carmens war nicht die Ursache davon, er dachte nicht einmal an sie; und doch kam ihm alles schwarz vor, als ob die Sonne nicht für ihn aufgegangen wäre, und er frug sich, warum die Menschen so traurig aussähen, warum die Gemächer so groß, so kalt, so leer wären.

Weder Mackenzie, noch seine Tochter, noch Werner vermochten ihn zu zerstreuen; es war etwas anderes, dessen er bedurfte; was? er hätte es nicht zu sagen gewußt. Sicherlich fehlte ihm Fräulein Ottensen, aber er glaubte nicht, daß sie einen so großen Platz in seinem Denken, in seinem Leben einnähme.

Wer weiß nicht, daß die wahrste, die zäheste Liebe diejenige ist, die man nicht Wurzel fassen fühlt, die heimlich unter dem Namen der Freundschaft wächst und sich erst dann offenbart, wenn sie nicht mehr auszurotten ist.

An dem Tage, wo Chrisna wieder im Salon erschien, glaubte sich Warrington um zwanzig Jahre verjüngt.

Venedig weinte vielleicht noch immer, aber früher oder später, glaubte er, würde es getröstet werden, und die Wellen unter dem Balkon murmelten ganz leise Worte der Liebe.

Seine überströmende Freude war für ihn ein Lichtstrahl. Carmen war fast vergessen; eine andere Neigung hatte sich in sein Herz eingeschlichen und dasselbe nach und nach ganz eingenommen.

Hinweg mit dem Blick in die düstere Ferne, mit der ungewissen Zukunft! Chrisna hatte ihm die schönen Tage seines Lebens, seine Jugend zurückgegeben; er fühlte sich leben, seitdem sie wieder da war, ein wenig abgezehrt, ein wenig blaß, aber lächelnd und gut wie immer. Auch ihr war die Zeit lang geworden; auch sie war glücklich, denjenigen wiederzusehen, den sie trotz allem liebte.

Die junge Mexikanerin hatte den Hochmut ihres Gatten so sehr gedämpft, daß er, wiewohl er mehrere Zeichen des Wohlwollens von Fräulein Ottensen erhalten hatte, doch nicht glaubte, daß ihre Zuneigung zu ihm die Grenzen des Mitgefühls überschreite.

Da er bemerkt hatte, daß sie zuweilen, wenn

sie die jungen Brautleute betrachtete, heimliche Thränen trocknete, so mutmaßte er, daß irgend eine unglückliche Liebe in diesem zärtlichen Herzen begraben sei, irgend eine Erinnerung, die durch Karls und Kittys Liebe plötzlich wieder erweckt worden war.

Über diese Vermutung dichtete er sich einen ganzen Roman zusammen.

Wenn Chrisna bei seinem Unglück gerührt gerührt gewesen war, wenn sie daran teilgenommen hatte, um ihm das Kreuz, womit Carmen ihn beladen hatte, minder schwer zu machen, so war dies ohne Zweifel deshalb geschehen, weil sie dieselben Schmerzen gekannt hatte. Sie wußte, wie grausam es ist, allein zu lieben.

Oft, wenn Fräulein Ottensen arbeitete oder am Piano saß, suchte Warrington den Gedanken zu ergründen, unter dem sich ihre weiße Stirn neigte, die noch keine Falte durchfurchte.

„An wen denkt sie?“ frug er sich. „Sie ist ganz in Träumen verloren? Wohin fliegt dieser Seufzer? Um wen rinnen diese Thränen, die eine nach der andern an ihren langen Wimpern perlen? Ist das Bild ihrer Sehnsucht brünett oder blond? Wo hat sie es zurückgelassen? Hofft sie es wiederzusehen?“

Eines Morgens, als er sie hatte weinen sehen, während im ganzen Hause festliche Freude herrschte, während man sich schon mit dem Brautkranz, dem funkelnden Juwelenschmuck, der hochzeitlichen Toilette beschäftigte, trat er zu ihr und bat sie mit bewegter Stimme, ihm ihren Kummer anvertrauen zu wollen.

„Mein Kummer," murmelte Chrisna und ließ einen traurigen, sanften Blick auf Warrington fallen, „mein Kummer ist derselbe, den alle Welt kennt. Wesen und Dinge, alles was glücklich macht, ist von kurzer Dauer."

„„Aber warum gerade heute diese Gedanken?""

„Weil sich Kitty vermählt und unser Verhältnis sich dadurch ändert."

„„Um Vergebung! Ich sehe nicht, wie Ihre gegenseitige Anhänglichkeit darunter leiden soll. Sie sind nicht eifersüchtig auf Kitty?""

„Gott bewahre mich vor einer solchen Thorheit!"

„„Nun dann?""

Chrisna senkte ihr Haupt; die Thränen rannen über ihre Wangen, ihre Brust hob sich unter lautem Schluchzen.

Nie hatte sie Warrington so weinen sehen; er hätte zehn Jahre seines Lebens darum gegeben, diesen so wahren, tiefen Schmerz zu stillen, dessen Grund ihm doch nicht recht verständlich war.

„„Fräulein Ottensen,"" hob er nach einem Augenblick des Schweigens wieder an, „„Sie betrachten mich hoffentlich als einen alten Freund, dem man jedes Geheimnis, gleichviel welches, anvertrauen kann?""

„Ich will Ihnen einen Beweis davon geben, Herr Warrington," antwortete Chrisna, „ich weine, weil ich, da meine Stellung als Vorleserin und Gesellschafterin bei Fräulein Kitty seit lange nur eine Sinekure ist, eine Stelle als Lehrerin bei einer russischen Fürstin angenommen habe. Die Dame bewohnt

augenblicklich Genf; hier ist ihr Brief, ich verlasse Venedig in acht Tagen."

Ganz niedergeschlagen von dieser Antwort, fand der Freund kein Wort der Ewiderung. Sein Herz hatte nicht nur Liebe um Liebe, sondern auch Wunde um Wunde getauscht.

Diese Trennung erschien ihm weit peinlicher, als die von Carmen, die doch seine Eigenliebe auf die grausamste Weise zerrissen hatte. Nach der Abreise der jungen Mexikanerin hatte sich eine Art Raserei die an Wahnsinn grenzte, seines Gehirns bemächtigt' und ihn jedes andern Gedankens unfähig gemacht. Diesmal war sein Stolz unverletzt; diesmal war es sein Herz, seine geistige Kraft, sein ganzes Wesen, was bei dem Einsturz all seiner Hoffnungen zusammenbrach. Dieser Schmerz würde ihn nicht wahnsinnig machen, wohl aber langsam töten.

Das erkannte Warrington deutlich an der Natur und an der Stärke seines Kummers. Sein erstes Leid hatte er in die Brust eines andern ausschütten können, das zweite mußte er in der Tiefe seines Herzens begraben, das — er sah es voraus — davon aufhören würde zu schlagen.

Nach einigen Minuten fand er wieder Worte.

„„Sie werden nicht abreisen,"" sprach er, „„Sie sind die Seele und die Sonne des Hauses. Herr Mackenzie hält unendlich viel auf Sie, er hat es mir hundertmal gesagt; warum wollten Sie aufrichtige Freunde verlassen? Werden die neuen, die Sie finden werden, diesen gleichen?""

Und da Fräulein Ottensen, ihr Gesicht in das

Taschentuch gehüllt, laut schluchzte, fuhr er mit aufgeregter Stimme fort:

„„Nein! Das wird nicht geschehen. Man wird Sie sicher verhindern, diese Stellung anzunehmen.““

„Es ist schon zu spät, ich habe mein Wort gegeben.“

„„Sie werden es zurücknehmen; diese Verpflichtungen lassen sich leicht aufheben. Ich werde alles Fräulein Kitty mitteilen; wir wollen sehen, ob es ihr nicht gelingt, Sie zu überzeugen.““

„Ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit, Herr Warrington. Sie sind unfähig, ein Geheimnis zu verraten.“

„„Nun wohl! Da Sie es verlangen, so werde ich schweigen. Aber ich beschwöre Sie im Namen einer Familie, die Sie liebt und deren Glück Sie durch Ihre Abreise vergiften würden, bleiben Sie hier; ich bitte Sie dringend darum . . . Ihre Gegenwart war allen, die Sie umgeben, so wohlthuend, verlassen Sie sie nicht, sie wären zu sehr zu beklagen.““

„So werden wir alle leiden, Herr Warrington, aber ich muß fort, ich muß. Da ich keine Beschäftigung mehr im Hause habe, so bin ich nur eine Schmarotzerpflanze; ein solches Verhältnis würde mich auf die Länge verletzen.“

„„Seltsames Mädchen! Ihr Stolz, den ich bewundere, geht zu weit. Hat Sie jemand gekränkt?

„Niemals.“

„„Nun, so gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie übel thun. Ihre Thränen machen den Mangel an Vertrauen nicht wieder gut, den man

gewiß für einen Mangel an Zuneigung halten wird. Wissen Sie, bis zu welchem Grade Sie geliebt werden? Können Sie die Leere ermessen, die Ihre Entfernung in allen Herzen zurücklassen wird?""

Chrisna, schon sehr erschüttert, weinte noch immer. Warrington fuhr fort:

„„Welchen Namen soll ich anrufen, um Sie zu bewegen? Den Ihrer Mutter, oder vielleicht den ... Ja, Sie müssen geliebt haben, ich bin dessen gewiß. Nehmen Sie einen Augenblick an, daß nicht ich es bin, daß er es ist, der Sie mit gefalteten Händen beschwört, nicht für immer sein Leben zu verdüstern. Warum kann ich nicht seine Stimme nachahmen, ich würde Sie sicher überreden. Aber Ihre Thränen rinnen aufs neue, Sie sind gerührt.""

„„Wie glücklich ist der, dessen Andenken Sie so sehr ergreift; wäre mir eine solche Freude zu teil geworden, ich würde ohne Klage aus dem Leben scheiden.""

Hier wurde der Engländer von Fräulein Mackenzie unterbrochen, die fröhlich eintrat, um ihre Freundin in Sachen der Toilette zu Rate zu ziehen. Chrisna hatte noch nicht Zeit gehabt, ihre Thränen zu trocknen.

„Sie weinen!" rief Kitty überrascht, „Sie weinen! Und ich bin nicht die erste, die Ihren Kummer erfährt! Ah! das ist böse von Ihnen, liebe Chrisna. Keine Geheimnisse zwischen uns! Ich will unbedingt wissen, was Sie betrübt ... Nun, Sie antworten nicht?"

„Herr Warrington, sagen Sie es mir, ich bitte Sie; auch Sie scheinen mir tief bewegt; ist Fräulein Ottensen irgend ein Unglück zugestoßen?"

„„Verzeihen Sie, mein Fräulein,““ erwiderte James ganz verlegen; „„die Diskretion, eine Frage der Ehre zwingt mich, das Stillschweigen zu beobachten.““

„Mein Gott, Sie machen mir Angst!“ fing das junge Mädchen wieder an. „Chrisna! meine liebe Chrisna!“ und bei diesen Worten bedeckte sie die Stirn ihrer Gesellschafterin mit Thränen, „bin ich nicht mehr Ihre beste Freundin, mehr noch, Ihre Schwester? Wodurch habe ich mich Ihrer Liebe, Ihres Vertrauens unwert gemacht? Reden Sie! Was soll ich thun, um Ihnen zu beweisen, daß nach Karl und meinem Vater Sie diejenige Person sind, die ich auf der Welt am meisten liebe?“

Warrington neigte sich zu Fräulein Ottensen herab und flüsterte ihr ins Ohr:

„„Sie wollten eine solche Freundin verlassen? Dann müßten Sie kein Herz haben, und Sie sind gefühlvoll, ich weiß es.““

So leise auch diese Worte gesprochen waren, die junge Schottin hörte sie doch.

„Fräulein Ottensen gedenkt uns zu verlassen!“ rief sie in höchstem Erstaunen aus. „Nein, Sie irren sich, Herr Warrington; sie ist uns zu sehr zugethan, um uns einen solchen Kummer zu bereiten; mein Vater würde sich nicht glücklich fühlen, wenn er sie nicht früh und abends an unserer Seite sähe.“

Chrisna, außer sich, warf sich in die Arme ihrer Freundin.

„Vergeben Sie mir,“ sprach sie, „mein Herz

blutet; aber ich kann Ihnen nicht mehr nützlich sein, und um nichts in der Welt möchte ich Ihnen zur Last fallen."

„„O! welch garstiger Gedanke! Wie hat er Ihnen kommen können? Zur Last fallen! uns, die wir nichts zu unternehmen wissen, ohne Sie zu Rate zu ziehen! mir, die ich Sie einst so nötig haben werde, um mir bei der Erziehung meiner Kinder zu helfen und gute Menschen aus ihnen zu machen.""

„O! leider ist das eine Hoffnung, der Sie entsagen müssen. Frau Lotze hat für mich eine Stelle als Hauslehrerin gefunden, in acht Tagen muß ich eintreffen."

„„Schnell, schnell einen Brief an diese Dame, meine liebe Chrisna; unser Unrecht gut zu machen, ist unsere Pflicht.""

„Ich möchte wohl gern, aber Frau Lotze wird es übel nehmen. Wie soll ich ihr sagen . . ."

„„Schön! ich begreife, ich werde schreiben; Sie werden meinem Briefe nur eine Randschrift hinzufügen.""

Ohne eine Minute zu verlieren, befreite Fräulein Mackenzie ihre Gesellschafterin auf so taktvolle, so höfliche Weise von der eingegangenen Verpflichtung, daß Frau Lotze, glücklich, ihre teure Schwedin so hochgeschätzt zu sehen, das Verdrießliche des Schrittes vergaß, der ihr bei der russischen Fürstin zu thun blieb.

Der Brief war kaum nach Genf unterwegs, als Fräulein Ottensen schon einen zweiten zu schrei-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ben hatte, um ihre Freundin von einem äußerst wichtigen Ereignisse zu benachrichtigen. Noch am selben Tage zählte Werner bei einem Gespräch, das man nach Tische über die gefährlichsten Gewässer des mittelländischen Meeres und des Ozeans führte, als Belege die meisten Schiffbrüche auf, von denen die Zeitungen im Laufe des Jahres berichtet hatten.

Bei dem Namen Velasquez erbleichte Warrington.

„Der Velasquez, der in Cadiz nach den Antillen in See gegangen ist?“ rief er in höchster Erregung.

„„Vor zehn bis elf Monaten, ganz genau entsinne ich mich des Datums nicht, ist er mit Mann und Maus, Schiffsmannschaft und Passagieren untergegangen. Nur wenige Trümmer sind an den Küsten der Insel Barbados gestrandet, um von dem Unglück zu berichten.““

Warrington vermochte kein Wort hervorzubringen, er war einer Ohnmacht nahe.

„„Was hab' ich gethan!““ rief Werner aus; „„Herr Warrington ist in Ohnmacht gefallen.““

Ein jedes erriet sofort, welcher Schlag des Schicksals ihn so jäh betroffen hatte, und alle bemühten sich, ihn aufzurichten; es währte lange, ehe er wieder die Augen aufschlug. Sein erstes Wort war:

„Carmen! tot! Nein, ich habe es geträumt, der Velasquez ist nicht untergegangen.“

Und da die ihn Umstehenden in Schweigen

verharrten, verfiel er wieder zum Schrecken aller in Bewußtlosigkeit.

Wie es kam, daß Warrington nicht früher von dem Tode seiner Frau Kenntnis erhalten hatte, läßt sich leicht erklären.

Da seine Familie seinen Aufenthaltsort nicht wußte, so hatte sie ihm Espinosos Briefe nicht zukommen lassen können; und da man, wenn man am Herzen krank ist, am allerwenigsten nach Zeitungslektüre verlangt, so hatte er auch den Untergang des Schiffes nicht erfahren können, auf dem sich seine Frau trotz seines Flehens eingeschifft hatte.

Ein rasch herbeigerufener Arzt erklärte den Zustand Warringtons nicht für zu bedenklich, doch schien ihm ein Aderlaß unerläßlich.

Dieses Ereignis und diese Krankheit versetzten die Freunde des davon Betroffenen in große Aufregung; Chrisna erinnerte sich an ihren Traum in der Nacht, wo sie ihr dreimal geknüpftes Taschentuch unter ihr Kopfkissen gelegt hatte; das abergläubische Spiel ihrer nordischen Heimat hatte ihr richtig die Zukunft geweissagt.

Der Kranke hatte das Bett nur eine Woche zu hüten; indes kam dies ungelegen für die Familie Mackenzie. Man konnte Kittys Vermählung nicht aufschieben, alle Vorbereitungen dazu waren schon geschehen. Übrigens war Warrington durch den Trauerfall abgehalten, an der Festlichkeit teilzunehmen.

Sobald letzterer wieder hergestellt war, schrieb

er an seine Familie und erhielt von ihr zwei Briefe aus Mexiko. Espinoso überhäufte seinen Schwiegersohn mit den blutigsten Vorwürfen und erklärte sich zu einem Prozeß bereit, wenn er ihm nicht sofort die Mitgift seiner Tochter zurückerstattete.

Thaten die ungerechten Vorwürfe dem unglücklichen Manne weh, so rührte ihn die finanzielle Frage wenig. Er traf schleunigst die nötigen Verfügungen, um Herrn Espinoso zufrieden zu stellen; dann kehrte er mit einem Anflug von Melancholie, der ihm schön zu Gesicht stand, allmählich zu seinen Gewohnheiten zurück, wobei er jeden Tag neue und ernstere Gründe fand, Chrisna zu lieben.

Nichtsdestoweniger schien sich jedesmal, wenn er bereit war, es ihr zu gestehen, ein Phantom zwischen sie und ihn zu stellen; es war der Schatten dessen, den sie geliebt hatte, den sie vielleicht noch liebte.

Was hätte er nicht darum gegeben, die innersten Tiefen dieses edlen Herzens zu erforschen, das er nicht zu verlangen wagte. Er war gewiß, nur eine Erinnerung zum Nebenbuhler zu haben; aber manches Andenken ist so mächtig, haftet so fest; und sodann hatte ihm Carmen so oft ein Verbrechen aus seinem Alter gemacht, daß er sich mit Angst frug, ob es nicht zu spät sei, noch ein Glück zu suchen, das seine erste Ehe ihm nicht gegeben hatte.

Zuweilen auch warf er sich sein Zaudern vor und gelobte sich, dem ein Ende zu machen. Aber wenn die Stunde, seinen Entschluß auszuführen, gekommen war, packten ihn der Zweifel und die Furcht aufs neue und erstickten die Rede auf seinen Lippen.

Eines Nachmittags war Chrisna, während ihre Freunde den täglichen Spaziergang machten, allein im Hotel geblieben. Sie holte aus ihrer Mappe ein Porträt hervor, das sie nach dem Gedächtnis entworfen hatte und nun vollenden wollte. Es war wirklich gut getroffen; jedermann hätte sofort Herrn Warrington wieder erkannt.

Während sie die letzte Hand an ihre Arbeit legte, scholl vom Kanal herauf ein anmutiger Gesang, der sie unwillkürlich ans Fenster lockte. Lange blieb sie hier stehen; schon waren die letzten Töne verklungen und noch immer blickte Chrisna träumend hinaus.

Als sie sich endlich umwandte, um wieder an ihre Arbeit zu gehen, stand sie wie geblendet. Warrington war, von ihr ungehört, eingetreten und schien, über ihre Zeichnung gebeugt, wie von unendlicher Freude verklärt. Bei der Bewegung, die sie machte, blickte er auf.

„Chrisna!" sprach er, sie zum erstenmal bei dem Namen anredend, den sein Herz unaufhörlich im stillen flüsterte; „Chrisna, warum diese Verwirrung? warum dies Erröten? Haben Sie nicht seit lange erraten, daß ich Sie liebe und daß nur die Besorgnis, Ihnen zu mißfallen, mir Schweigen auferlegt hat?"

Da Fräulein Ottensen nicht antwortete, ergriff er ihre Hand und fuhr fort:

„Seien Sie offenherzig! Ich werde den Mut haben, alles anzuhören. Wenn Sie sich zu jung finden, um Ihr Schicksal mit dem meinigen zu ver-

binden, sagen Sie es ohne Rückhalt; aber erlauben Sie wenigstens, daß ich für ewig Ihr aufrichtigster Freund bleibe."

„Wie! nicht ein Wort?"

„Ah! ich errate; irgend eine Erinnerung, die Sie nicht aus Ihrer Seele verdrängen können, verbietet Ihnen, Ihr Herz zu vergeben."

„Verzeihen Sie mir! vergessen Sie, was ich Ihnen soeben gesagt habe. Möge eines Tages derjenige, den Sie mir vorziehen, Ihnen all das Glück bereiten, das ich für Sie geträumt hatte."

„Leben Sie wohl, mein Fräulein!"

„„Herr Warrington!""

„Sie rufen mich zurück?""

„„Ja! Mehrmals schon haben Sie auf jemand angespielt, den ich liebe; es ist Zeit, glaube ich, daß Sie ihn kennen lernen.""

Und indem sie James das unvollendete Porträt hinreichte, wollte Chrisna in ein Nebenzimmer entfliehen, um ihre Aufregung zu verbergen.

Warrington hielt sie zurück.

„Habe ich recht verstanden?" frug er. „Ist es wahr, wirklich wahr, daß Ihr Herz mir gehört?"

Von neuem ließ sich dasselbe Lied, das Lied der Liebe, das Chrisna vorhin von ihrer Arbeit weggelockt hatte, unter den Fenstern vernehmen.

„„Hören Sie,"" lispelte sie, „„das ist meine Antwort.""

Als kurze Zeit nachher Mackenzie mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn heimkehrte, verkündete ihnen Warrington freudestrahlend seine Verlobung mit Fräulein Ottensen.

„Wenn Sie damit einverstanden sind,“ fuhr er fort, „so bleiben wir auch fernerhin beieinander. Diesmal bin ich sicher, glücklich zu werden.“

„„Wir werden es alle sein!““ riefen die drei Angeredeten zugleich.

Entzückt von diesem gegenseitigen Übereinkommen, erdrückte Kitty beinahe Chrisna unter ihren Liebkosungen, während Werner und Mackenzie dem freudigen Warrington zu der schönen Zukunft, die ihm an der Seite seiner Erwählten lächelte, Glück wünschten.

Die Vermählung wurde auf den nächsten Monat festgesetzt und Frau Lotze erhielt einen herzlichen Brief, der sie in den Ausdrücken der lebhaftesten Freude einlud, an der schönen Feier teilzunehmen.

Herrn und Frau Warrington blieb bald nur eine schwache Erinnerung all der bösen Tage, die sie durchlebt hatten. Der Liebe ihres Gatten sicher, entsinnt sich Chrisna kaum noch der Qualen der Eifersucht, die sie indessen gar wohl gekannt hat. Denjenigen aber, die ihren James über die so ernste Frage der Verheiratung zu Rate ziehen, antwortet er, daß die Ehe das Heiligtum des Glücks für denjenigen ist, der eine weise Wahl trifft.

Frauengestalten der Volkssage.

1. Die Rosen von Pougues.

Volkssage aus dem Nivernois.

Drei bis vier Stunden nördlich von Nevers, also ziemlich in der Mitte von Frankreich, liegt der kleine, aber lebhafte Ort Pougues, im Sommer wegen seiner beiden Mineralquellen stark besucht; das kalte eisenhaltige Wasser wird namentlich gegen Nierenleiden empfohlen. Der Ort soll sogar von diesen Quellen den Namen erhalten haben: „Podii aquae, die Wasser am Berge"; es liegt nämlich ein Berg dabei, von dem aus man den schönen Strom der Loire sich wie ein langes silbernes Band durch das Thal hinschlängeln sieht, über das sich dort der alte Turm des hochgelegenen Städtchens Sancerre erhebt, während südlich die Kirchspitzen von Nevers und noch weiter hinab die Bergkuppen der Auvergne in die Bläue emporragen. Erwähnt wird der Ort erst in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts; um 1193 war Geoffroy de Pougues Seneschall der Grafschaft Nevers; im Jahr 1330 wählte das Domkapitel von Nevers Pierre de Pougues zum Bischof. Aber dann geht die Ge-

schichte des Ortes in der seiner Mineralquellen auf. Im sechzehnten Jahrhundert wurden sie wissenschaftlich beschrieben, zuerst 1584 und dann wieder 1597 von Jean Pidoux, Arzt des Herzogs Louis von Gonzague, dann 1592 von einem Arzte in Nevers, Antoine de Fouilhoux; um dieselbe Zeit schrieb Raymond de Messac, Dekan der medizinischen Fakultät zu Orleans, ein lateinisches Gedicht auf die Pugea Nympha, das sein Sohn ins Französische übersetzte. Auch „Meister Adam", der Tischlermeister und Meistersinger Adam Billaud, geboren und gestorben (1662) in Nevers, hat die Quellen von Pougues besungen; er entrichtete damit den Zoll der Dankbarkeit, denn er hatte das Privileg derselben erhalten. Dagegen beschrieb sein Zeitgenosse Augustin Courrade in Prosa den „wunderbaren Triumph der Nymphe von Pougues über die weibliche Hyder." Wer nämlich zu sehr vom Becher der Freude gekostet hat, der findet Erfrischung in dem Becher, den ihm besagte Nymphe darreicht.

Solches erfuhr an sich Heinrich, König von Frankreich, der dritte seines Namens. Er klagte sehr über Nierenleiden; „Ach! mein vielgeliebter Miron," sagte der bekanntlich sehr abergläubische König eines Morgens zu seinem Leibarzt, „je suis envoussé, ich bin behext." Miron lächelte. „Ihr müßt über solche Dinge nicht lachen," verwies ihm der König mit ernster Miene, „Herr Jehan Bodin*)

*) Jean Bodin aus Angers (1530—1596), ein sonst hochgebildeter staatswissenschaftlicher Schriftsteller, glaubte an Zauberei und schrieb darüber ein Buch: la Démonomanie.

beweist in seinem gar hoch gelahrten Buche, daß man solches gesehen hat.“ Aber der würdige Doktor entgegnete und lächelte dabei wieder gar fein: „Die, so Eure Majestät krank machen, sind kein Hexenmeister, sondern hübsche Hexen; bleibt ein paar Wochen hübsch ruhig und trinkt von dem Wasser in Pougues.“ Das that denn auch der König und das Wasser bekam ihm so gut, daß seine Mutter, die berüchtigte Katharine von Medici, die sich auch behext fühlte, ebenfalls davon genießen wollte; und weil es ihr ebenfalls gut bekommen war, ließ sie für die Bequemlichkeit armer Kranker ein Kapuzinerkloster bauen, von dem man noch einige Spuren sieht. Nun war der Ruf der Mineralquellen begründet und Heinrich IV., Ludwig XIII., dessen Bruder Gaston von Orleans, Ludwig XIV. und der Prinz von Conti erhöhten ihn durch ihren Aufenthalt; der letzte, der den Ort dreimal besuchte, ließ eine schöne Lindenallee zu den Quellen anlegen.

Aber der schönste Spaziergang bleibt immer der auf den Berg mit der herrlichen Aussicht. Da stand vor Zeiten ein gewaltiges Schloß mit hohen Zinnen und Türmen; es ist längst zerfallen, nur wenige Mauerreste sind davon übrig geblieben und die Kurgäste pflücken darin Veilchen, Singrün und besonders schöne weiße Rosen, in dem Dufte dieser Rosen aber verhaucht sich eine wehmütige Sage.*)

*) Wir entlehnen sie einer Sammlung Feuilletons (Orleans, 1840) von F. Dupuis, geb. in Orleans 1794 und gest. daselbst 1863 als Appellationsrat.

In den Tagen Karls des Großen nämlich hauste hier ein Ritter, der hatte drei Töchter; sie waren alle drei recht hübsch, aber vorzüglich die jüngste, die erst sechzehn Jahr alt war, sie war blond und hieß Emma. Wie soll man auch nicht hübsch sein mit einem so hübschen Namen! Dazu war sie so gut, fromm und mildthätig; jedermann hatte sie auch lieb, segnete sie. Nun zog einmal der Ritter mit dem Recken Roland, dem Vetter der vier Haimonskinder, nach Spanien, gegen die Sarazenen zu kämpfen, und ließ seine drei Töchter allein im Schloß zurück, allein mit dem alten Burgkaplan, denn sie hatten ihre Mutter verloren.

In einer Nacht nun, als der Vater schon weit, weit unten in Spanien sich herumschlug, hatten die drei Schwestern alle einen und denselben Traum; sie träumten, ein Engel kündigte ihnen an, daß eine von ihnen der Blitz erschlagen würde. Weinend umarmten sie sich einander. „Wenn es nur nicht Emma ist,“ riefen die beiden ältesten; „der Vater hat sie so lieb, weil sie unserer guten Mutter ähnlich ist, die so gut und so schön war! Wenn wir es sind, so wird er weinen, aber wenn sie es ist, so stirbt er vor Gram!

Gegen Mittag belud sich der Himmel mit dickem, schwarzem Gewölk, ein Gewitter zog grollend herauf. Über dem Schlosse brach es aus. Noch nie hatte der Donner so furchtbar über dem erschütterten Lande getobt, und doch wehte kein Lüftchen, kein Tropfen Regen fiel zur Erde.

Da sprach die älteste der drei Schwestern:

„Ich will der Stimme des Himmels gehorchen, mich ruft Gott.“ Und sie ging hinaus und setzte sich auf eine Bank, die dem Schlosse gegenüber stand. Einen Tag und eine Nacht saß sie da; das Gewitter tobte noch immer, aber vergebens wartete sie, nicht ihr war der tötende Strahl bestimmt.

Nun ging die zweite hinaus und sprach: „Mich ruft der Donner,“ denn er rollte fort und fort durch den düstern Wolkenhimmel, „ich muß ihm gehorchen.“ Und sie setzte sich au auf die Bank. Den ganzen zweiten Tag und die zweite Nacht harrte sie da aus, kein Blitzstrahl traf sie, er war nicht für sie.

Da sagte Emma: „Ihr seht nun wohl, ich soll sterben,“ denn der Donner rollte fort und fort, „der Wille des Himmels geschehe. Lebet wohl, liebe Schwestern; tröstet meinen Vater und denkt bisweilen an mich.“ Sie ging in die Kapelle, hörte die Messe, beichtete und stiftete Vermächtnisse den Armen; dann zog sie ihr schönstes Kleid an, schmückte ihr Haupt mit einem Kranze weißer Rosen und kniete an der Bank dem Schlosse gegenüber nieder.

Kaum hatte sie ihre Kniee gebeugt, als ein furchtbarer Donnerschlag die Luft erschütterte und ein flammender Blitz auf das junge Mädchen niederstürzte. Sofort hatten sich die Wolken verteilt, und der Himmel lächelte rein und blau wie zuvor, an der Stelle aber, wo das Mädchen gekniet hatte, fand man nichts, als ihren Kranz von weißen Rosen, der seine ganze Frische bewahrt hatte.

Seit diesem Tage sah man jedesmal, wenn

ein Gewitter der Gegend drohte, den Schatten eines weißgekleideten, mit Rosen bekränzten Mädchens um das Schloß irren. Umwoben von einem sanften blassen Schimmer schwebte sie über dem Thale; sie beschützte die Ernte des Armen, schirmte seine Hütte; Kinder, die der Donner ängstigte, schaukelte sie in der Wiege; sie hielt die Bäume, die der Sturm entwurzeln wollte, am Boden fest, überströmende Bäche in ihrem Bett zurück; vor allem wachte sie über dem Hause der Eltern, die ihr Kind verloren hatten. Sie war der gute Engel des Thales. In der größten Gefahr wurde auch der Zaghafteste mutig, wenn er die gute weiße Dame von Pougues erblickt hatte.

Kinder, die das Jahr über artig gewesen waren, konnten sicher darauf rechnen, bei ihrem Erwachen am Weihnachtsmorgen große weiße Rosen in Zucker vorzufinden; die weiße Dame hatte sie ihnen gebracht.

Junge Mädchen, die ihrem Verlobten immer treu geblieben waren, waren sicher, in ihrem Hochzeitstrauße schöne Rosenknospen zu finden, die immer blühend blieben, so lange ihre Liebe währte; die weiße Dame hatte sie ihnen geschenkt.

Eines Tages kam ein armer Hirte den bewaldeten Hügel herab, über den die Straße von Nevers führt und wollte hinein in sein Dorf. Er trieb seine Ziegen vor sich her, oder vielmehr, er ließ sich von ihnen führen, denn er war ganz versunken in Trauer und Träumen. In acht Tagen sollte er Hochzeit halten. Er hatte seine Braut,

die hübsche Bertha, tausendmal lieber als seine Herde und doch hatte kein Hirte schönere Ziegen und liebte sie mehr als er, aber er blieb tief bekümmert.

Der Unglückliche! seine Herde sollte ihm am andern Tage abgepfändet werden, und er besaß nichts um sie loszukaufen. Ohne Herde, ohne Geld, wie sollte er seine hübsche Braut, seine Bertha heiraten? So ging er weiter und weiter und weinte. Dann gewahrte er eine große schwarze Wolke, die von Westen heraufzog und in der schon ein dumpfer Donner rollte. Weiter schritt er seinen Ziegen nach und die Wolke kam immer näher. Da befand er sich plötzlich, obgleich dies nicht sein gewöhnlicher Weg war, nahe beim Schlosse. Auf einmal brach das Gewitter mit aller Gewalt aus; seit Menschengedenken hatte man nichts ähnliches erlebt, und doch wehte kein Lüftchen, kein Tropfen Regen fiel zur Erde.

Wäre er nicht so bekümmert gewesen, so wäre es dem armen Hirten gewiß recht angst geworden; aber er war zu tief in seinen Gram versunken und so schritt er immer vorwärts, als er beim Schein der Blitze, dem Schlosse gegenüber, eine ganz weiß gekleidete junge Dame sitzen sah, die auf dem Kopfe einen Rosenkranz trug.

Als er nahe bei ihr stand, nahm sie den Rosenkranz in die Hand und sprach: „Hör' einmal, Hirte, ich will dir etwas schenken; siehst du die Rosen hier? willst du sie haben?“ — „Sie sind recht schön, meine Dame; aber was sollen mir Blumen? Rosen für mich? Morgen verkauft man mir meine Herde, man wird mir auch mein Bett verkaufen . . . ich

brauche keine Rosen.“ Er seufzte tief und blieb versunken in seinem Gram trotz dem rollenden Donner, — denn das Gewitter tobte noch immer.

„Nimm sie, nimm sie nur, Hirte,“ sagte die Dame mit traurigem sanftem Lächeln. — „Nun wohl,“ sprach er, „ich will eine für meine Braut nehmen . . . für meine arme Bertha, die meine Braut war. So hab ich doch etwas ihr zu schenken; man wird mir wohl eine Blume lassen; wenn ich morgen aus dem Thale scheide, soll sie sie von mir bekommen, und wenn sie sie ansieht, wird sie an mich denken. Die erste Blume, die ich von ihr erhielt, war auch eine Rose; an eine Rose knüpfen sich so süße Erinnerungen. Ach, in acht Tagen hätte die weiße Dame ihr auch eine gegeben, denn meine arme Bertha hat niemals einen andern geliebt als mich. So gebt denn, gebt mir eine Rose für meine Braut.“ — „Hier, Hirte, da ist eine für deine Braut, eine für dich, eine andere für deine alte Mutter, eine für deinen Schwiegervater, eine für deine Schwester, diese hier gib deinem Verwandten, dem Pfarrer im Dorfe, diese da ist für deinen Gläubiger, und diese Knospe behalte zum Andenken an die weiße Dame. Hirte, deine Augen sind die letzten, die sie sehen werden. Die Zeit meiner Prüfung ist vorüber. Es ist heute, in dieser Stunde, zehn Jahre her, daß auf dieser Bank —“ ein furchtbarer Donnerschlag unterbrach sie. Der Hirt neigte sein Haupt; als er es wieder erhob, war alles verschwunden; das Schloß selbst war in Trümmer gestürzt.

Der Himmel war wieder rein und das Wetter heiter wie zuvor.

In seiner Hand sah der Hirte acht schöne große, schwere goldene Rosen. Er schenkte die erste seiner Braut, behielt eine für sich, gab eine andere seiner alten Mutter, eine seinem Schwiegervater, eine seiner Schwester, wieder eine seinem Verwandten, dem Pfarrer und eine seinem Gläubiger; die letzte behielt er als Andenken an die weiße Dame von Pougues, die nicht wieder in das Thal zurückkam, auch nicht zur Hochzeit des Hirten, die acht Tage später statt fand.

Die Trümmer des Schlosses bedeckten sich bald mit Gras und Blumen; aber keine Blume, nicht einmal das Veilchen, noch das blaue Sinngrün wird dort so heimisch wie die weiße Rose, die in vollen Büschen aus den Ruinen hervorwächst, das duftende zarte Sinnbild der weißen Dame.

---

2. Loïse de Vieure.

Sage aus dem Bourbonnais (Dép. de l'Allier.)
(Nach T. Lafosse).

Unfern vom Dorfe Vieure bei Bourbon l'Archambaud fesselt den Blick des Wandrers ein weißer Turm, der sich mit seinen Zinnen und Scharten aus einem Haufen Trümmer erhebt; es sind die Ruinen der Burg la Celle. An diese zerfallene mittelalterliche Behausung knüpft sich eine alte Sage, die noch lange im Gedächtnis der Umwohner haften wird. In der westlichen Ecke der Burg stand ehemals ein zweiter Turm, der dreimal neu gebaut, dreimal wieder vom Blitze zerstört wurde. Nicht ohne Grund hatte ihn der zerschmetternde Strahl des Himmels getroffen. Hört, was sich der Bauer des Bourbonnais mit Grauen und Wehmut erzählt.

Es lebte vor Zeiten im Lande ein Graf Mauguyon; der hatte sich in seiner Jugend durch so gewaltige Ausbrüche wütender Leidenschaft furcht-

bar gemacht, daß das arme Volk, wenn abends beim Herdfeuer davon gesprochen wurde, bei der bloßen Erzählung vor Angst und Entsetzen zusammenschauerte. Eines Tages war er in ferne Länder ausgezogen, um seinen wilden Mut in stürmischen Kämpfen auszutoben, und zahlreiche Danksagungen stiegen in dem aufatmenden Lande zur h. Jungfrau empor. Später kamen Pilgrime von den heiligen Orten zurück und berichteten, daß sie ihn dort gesehen hätten; Bannerherrn, die in Palästina gekämpft hatten, erzählten, heimgekehrt auf ihre Burgen, von den Kriegsthaten des Grafen Mauguyon: kein Schwert war den Ungläubigen verderblicher als das seine, kein Sarazenenharnisch widerstand dem furchtbaren Stoß seiner Lanze. Zuweilen sang wohl auch ein fahrender Sänger beim Zechgelage des alten Barons in der Burg la Celle von den süßen Liebesabenteuern, die der kecke Graf mit den dunkeläugigen Schönheiten des Orients bestanden hatte, und das junge Burgfräulein senkte sittsam errötend ihr Auge.

Fünfundzwanzig Jahre waren verflossen, seit Graf Mauguyon aus dem Lande gezogen war; der Tod, der ein ganzes Menschengeschlecht hingemäht hatte, hatte auch die Erinnerung an die wilde Jugend und den Schrecken, den der Graf der Bevölkerung eingeflößt hatte, bedeutend gemildert, als sich letzterer plötzlich an den Herd des ihm verwandten Burgherrn von la Celle zu setzen kam. Der Kreuzfahrer hatte, obgleich er gealtert war, nicht seinen rauhen, jedoch edlen Gesichtsausdruck

verloren; noch wallte sein Gelock braun und dicht um seine Stirne und kaum mischten sich einige Silberfäden in dasselbe, und die Glut, die aus seinen schwarzen Augen leuchtete, verriet eine leidenschaftliche Seele, die zu reizen gefährlich gewesen wäre. Der Burgherr von la Celle wollte sich nicht den Haß des so gefürchteten Mannes zuziehen; er nahm ihn daher mit wenn auch gezwungener Freundlichkeit auf. Wenn in den langen Winterabenden, während draußen die Stürme um die Burg heulten, Mauguyon in reich geschnitztem Lehnstuhl, dem Ehrensitze edler Gäste, umgeben von der Familie und den Dienern des Herrn de Vieure, seine wunderbaren Abenteuer erzählte, lauschten alle mit verhaltnem Atem seinen Worten. Er war aus weiter Ferne heimgekommen und hatte vielerlei Dinge gesehen; man ward nicht müde, ihm zuzuhören, wenn er mit lebhafter Geberde von den Heldenkämpfen der Ritterschaft im Oriente sprach, wenn er seine mühevollen Züge durch den brennenden Sand der Wüste, seine verwegenen Fahrten auf dem Meere schilderte, wo die Stürme aller kriegerischen Tapferkeit spotten. Er schilderte auch den zauberischen Anblick der gottesdienstlichen Gebräuche der griechischen Kirche, die langwallenden Vorhänge von goldgesticktem Purpur an den schlanken Arkaden, die Priester in prachtvollen Gewändern, welche zu den byzantinischen Kuppeln die Wohlgerüche Arabiens aufsteigen ließen und ihre Gläubigen mit einer sinnlich üppigen Religion berauschten, die dem untersinkenden Heidentum vor seinem Erlöschen noch allen

Prunk und Glanz entlehnt hatte. Wenn aber der Graf von dem schönen Geschlechte sprach, dem er die tiefsten süßesten Aufregungen seines Lebens verdankte, wenn seine Erzählung sich in den Schleier der Zurückhaltung hüllte, sobald er der köstlichen Wonne gedacht hatte, in der er im Arme jener orientalischen Schönheiten geschwelgt hatte, deren Adern der glühende Himmel mit flammendem Blute erfüllt, dann stieg es wie düstre Wolken auf seiner gebräunten Stirn empor; sein Blick ward trübe, scheu; er hielt wie lauschend inne, ob sich nicht ein seltsames Geräusch in seine Worte menge, und seine fast zitternde Stimme zögerte, sich in Worte zu kleiden, als ob er gefürchtet hätte, sein Mund könnte unvorsichtige schreckliche Geständnisse entschlüpfen lassen.

An solchen Abenden saß Loïse de Vieure unter dem weiten, fein verzierten Kaminmantel auf seidenem Kissen zu den Füßen ihres Vaters und, mit dem blonden Kopf sich an die Knie des Barons lehnend, lauschte das junge Burgfräulein, dem achtzehn Lenze das Leben noch nicht vollständig erschlossen hatten, mit Begierde den Erzählungen des Grafen. Vor seiner Ankunft war Loïse ein lachendes sorgloses Kind gewesen und mutwillig heiter über die Wiesen gerannt, bald eine Blume pflückend, bald den bunten Schmetterling haschend, der sich auf dem schwanken Halme einer Sternblume schaukelte. Noch hatte das unschuldige Mädchen den Wunsch zu gefallen nicht gekannt; noch hatte kein noch so flüchtiges Wetterleuchten in ihren Augen den Früh-

lingssturm des Herzens verkündet, den man die Liebe nennt, und wenn die jungen ritterlichen Herren der Umgegend gekommen waren, ihr alles zu Füßen zu legen, was sie besaßen, hatte sie einfach geantwortet: „O, bitte, laßt mich noch tanzen mit meinen Gespielinnen!"

Aber seitdem die hohe Gestalt des Grafen ihr erschienen war, dessen Stirn eine edle Wunde durchfurchte, dessen breite Schultern die schwere Rüstung wie ein leichtes Seidengewand trugen, tanzte Loïse nicht mehr zum Gesange lustiger Weisen und umsonst lockte sie der gaukelnde Schmetterling auf der blumigen Wiese. Wenn der Abend kam und Wirt und Gefolge sich um den Gast versammelten, saß Loïse wie gefesselt; es war nicht kindliche naive Neugier, mit welcher sie den Erzählungen des Grafen lauschte, bezaubert hing ihr Blick an dem Blicke des Erzählers und der Herr de Vieure fühlte das Herz seiner Tochter schneller schlagen, während oft eine plötzliche Röte auf ihrem Antlitz aufflammte. Zuweilen glitt ein sanftes Lächeln über die Lippen des armen Kindes, aber es hatte den wehmütigen Anflug des Abendrotes; Thränen, noch vor kurzem ihrem jungfräulichen Angesichte unbekannt, rannen jetzt oft über ihre blassen Wangen. Es war für den Baron offenbar, daß ein tiefer Eindruck die Ruhe seiner Tochter zerstört hatte. In nächtiger Stunde verriet ein Fiebertraum ihr Geheimnis, das sie sich vielleicht selbst nicht offenbart hatte: Loïse liebte den Grafen. Es war das Los Desdemonens, das ihr geworden. Eine hohe weibliche Seele er-

hebt sich gern über die frivolen Tändeleien der Alltagsnaturen: wenn mit den zunehmenden Lebensjahren auch der Ruhm des Mannes gewachsen ist, ohne daß die Energie seiner Seele und die männliche Schönheit seiner Gestalt gelitten hat, dann schreckt das edle Frauenherz nicht vor der Zahl der Jahre zurück. Mannesgröße zu belohnen, scheint einer solchen Frau die Pflicht, der Beruf ihres Geschlechts.

Loïse erwachte aus ihrem Fieber zum klaren Verständnis ihres Gefühls. Der Graf erhielt die Hand der reichen Erbin von Vieure, ohne darum angehalten zu haben, und ein freudiger Schimmer erglänzte auf seinem sonst so düstern träumerischen Angesicht, als der Baron ihn damit beglückte. Da blühte auch die junge Braut wieder zu Glück und Leben auf, die alte Heiterkeit lachte wieder auf ihren Zügen, jedermann aber in der Gegend war darüber verwundert. Man konnte sich diese Leidenschaft eines achtzehnjährigen Burgfräuleins für einen Mann, der beinahe dem Greisenalter zuschritt, nicht erklären, für einen Mann, dessen ernstes Wesen und düsterfarbiges Äußere so wenig mit der naiven Anmut der Jugend harmonierte. Man murmelte der zarten Jungfrau allerlei unheimliche Dinge ins Ohr, man sprach ziemlich vernehmlich von Zaubermitteln, von Liebestränken; der Graf, sagte man, habe seinem Verwandten die schrecklichste Wendung aus seinem abenteuerlichen Leben verschwiegen. Man erzählte sich: von den Sarazenen zum Gefangenen gemacht, habe er seinen Gott verleugnet und sich von den Magiern des Orients in die

furchtbaren Mysterien der geheimen Wissenschaften einweihen lassen. Die Liebe hat niemals den Reden und Meinungen Glauben geschenkt, die ihr Hindernisse bereiten wollen; sie allein mit dem Durst nach Ruhm ist unfähig, die zu bringenden Opfer zu berechnen oder vor der Gefahr zurückzuweichen.

Der Tag der Vermählung kam endlich heran. Im weißen Hochzeitsgewand, eine weiße Rose im blonden Gelock, schritt Loïse zum Altar und kniete an seinen Stufen nieder, während an ihrer Seite Mauguyon, aufrecht und die Hand auf seinen Dolch gestützt, düsterer aussah als gewöhnlich. Als der Augenblick gekommen war, neigte er sich zu seiner Braut hernieder, steckte ihr den Vermählungsring an den Finger und frug sie mit dumpfklingender Stimme: „Loïse de Vieure, nehmt Ihr mich zu Eurem Gemahle an?“ Die junge Braut versuchte zu lächeln, sie nahm die Blume aus ihren Locken und reichte sie dem Grafen. Wehe! Kaum hatte er die Rose berührt, so erblaßte Loïse; sie murmelte einige unverständliche Laute, ihre Kniee wankten, und plötzlich stürzte sie auf den Boden nieder. Loïse war tot. Im selben Augenblicke hallte das Gewölbe der Kapelle von einem schrecklichen Gelächter wieder, die Kerzen verloschen und durch den finstern Raum ertönten die Worte: „Mauguyon, ich habe sie dir zum Altare geführt, mein Versprechen ist erfüllt, jetzt halte das deine.“ Der Graf war verschwunden. Das hochzeitliche Bett Loïsens war im westlichen Turme des Schlosses la Celle bereitet; es wurde für die Braut des Verdammten zum

Totenbett. Aber kaum bedeckte die Nacht das schöne Thal von Vieure mit ihren Schatten, als ein fürchterlicher Sturm über dem Schlosse ausbrach; ein Blitzstrahl zertrümmerte den Turm, und als die Morgenröte anbrach, war keine Spur von den sterblichen Resten des edlen Fräuleins mehr sichtbar. Wir haben es schon erzählt: zu verschiedenen Zeiten versuchte man den westlichen Turm wieder aufzubauen; es war eine vergebliche Anstrengung gegen ein unheimliches Verhängnis; kaum wieder aufgerichtet, stürzte der Bau wieder zusammen, getroffen vom Feuer des Himmels. Das ist die Sage, die der Landmann im Thale von Vieure dem Wanderer erzählt; er hat sie von seinem Vater vernommen, der sie von dem seinigen überkommen hatte.

Himmelsbräute
und republikanische Massenheirat.

Legenden aus dem Bourbonnais und
dem Berry nebst einer wahren Geschichte aus dem Nivernais.
(Nach Delahaye.)

Saint-Denis! Wer kennt nicht den heiligen Dionysius, den ersten Bischof von Paris, der am Ende des dritten Jahrhunderts auf dem Montmartre den Märtyrertod erlitt und nach seiner Enthauptung seinen Kopf unter den Arm nahm und damit unangefochten bis zu dem Orte spazieren ging, wo man ihm später das prächtige Kloster erbaute? Hier hatte er sein Haupt zur Ruhe gelegt, und stolz waren die Mönche darauf, diese heilige Reliquie zu besitzen. War es denn aber das echte?

Im neunten Jahrhundert nämlich, wo eine ungeheure Geschichtsverwirrung einriß, die sich auch in unserer germanischen Heldendichtung wiederspiegelt, wurde der Bischof von Paris mit Dionysius dem Areopagiten, dem vom Apostel Paulus bekehrten ersten Bischof von Athen, verwechselt, und nun behauptete im elften Jahrhundert das Kloster St. Emmeran in Regensburg ebenfalls das Haupt des Heiligen zu besitzen, im vierzehnten Jahrhundert aber erhob eine Kirche in Paris denselben Anspruch.

Wem nun glauben? Man hätte die Geschichte von den drei Ringen darauf anwenden und sagen können: dasjenige, das die größten Wunder thut, ist auch das echte Haupt des Heiligen.

Aber nicht nur drei Köpfe begegnen einander für einen und denselben Leichnam, selbst die Legende wiederholt sich mehrmals. Als Verfasser dieses einmal in dem Trappistenkloster la Meilleraie bei Nantes einkehrte, zeigte der ehrwürdige Mönch, der die Fremden im Kloster herumführte, das Bild eines dem Orden heiligen Mannes, der ebenfalls nach dem Märtyrertode noch eine Zeit lang mit seinem Kopfe spazieren gegangen war, „ce qui était un très-grand miracle“, fügte der „große Schweiger“ mit ernster Kopfbewegung bedeutsam hinzu. Ich wollt' es wohl meinen; es hätte nur gefehlt, daß der fromme Mönch noch gesagt hätte: „Das machen Sie ihm nicht nach, meine Herren!“ Sie auch nicht, Pater Trappist.

1.

Hundert Jahre nach dem h. Dionysius verrichtete aber dasselbe Wunder der Sohn einer deutschen Dame, „d'une dame allemande,“ Namens Maura, dasselbe Wunder im Bourbonnais (Dep. de l'Allier). Maura wollte den falschen Göttern abschwören, sie verkaufte ihr Besitztum und kam mit ihren zwölf Kindern zum h. Martin nach Tours, der sie taufte. Der eine ihrer Söhne, Principin, zog nun hinunter an die Ufer des Allier, den noch

ungläubigen Gallorömern das Christentum zu predigen. Aber bei der Stadt Cordes (in der Nähe des jetzigen Städtchens Herisson), die später von den Goten verwüstet wurde, und von der man allerlei Trümmer findet, wurde der Apostel von den Verehrern Jupiters überfallen, die ihm, in dem Augenblick wo er für sie betete, das Haupt abschlugen. Sofort raffte Principin dasselbe mit einen Händen auf und ging der Kirche des Dorfes Chasteloi zu, die inmitten einer reizenden Landschaft am Ufer der Aumance auf einem hohen Felsen erbaut ist. Beim Durchschreiten des Flußes verwandelten sich die Blutstropfen, die von seinem Körper in das Wasser fielen, in Steine, die der Wanderer noch im Bette der Aumance sehen kann. An der Kirchthüre angekommen, fand Principin einen armen Blinden, Macharius geheißen, der vom Almosen der Gläubigen lebte und hier eingeschlafen war. Den weckte er auf, ließ sich von ihm in die Kirche führen und gab am Altare seinen Geist auf. Macharius hatte sich die Hände mit dem Blute des Märtyrers benetzt, zufällig rieb er sich die Augen damit, sofort war er wieder sehend.

Der Geschichtschreiber der Stadt Paris, der Conventdeputierte Dulaure († 1835), hat sich, alle gläubige Ehrerbietung beiseite setzend, den kritischen Ausspruch erlaubt: „Die Geschichte des Märtyrertums des heiligen Principin scheint nur eine ungeschickte Nachahmung desjenigen des h. Dionysius zu sein.“ Dulaure war aus Clermont-Ferrand, ein geborner Auvergnat; aber der Aufenthalt in Paris

flößte ihm auch den Pariser Dünkel ein, der geringschätzend über alles abspricht, was aus „der Provinz“ kommt. Der Leser mag sich indessen von dem vornehmen Pariser nicht abhalten lassen, in die Kirche von Chasteloi einzutreten; er wird dort herrliche Freskogemälde byzantinischen Stiles aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts bewundern.

2.

Und glaube man ja nicht, daß bloß Männer dies Wunder zu verrichten vermochten; Principin war der Sohn einer deutschen Dame; zwei Französinnen haben ihm das Wunder nachgemacht, zuerst eine Heilige desselben Departements. Da es eine Frau ist, so ist auch ein bißchen Roman dabei im Spiele.

Ganz unten im Süden dieses Departements, da wo es an die Auvergne grenzt, zu der die Stadt im Anfang auch gehört hat, liegt in dem fruchtbaren Landstrich der Limagne die wohlhabende Stadt Gannat. Zwar auch eine ziemlich unheilige Erinnerung knüpft sich an dieselbe; die Familie de Fontanges besaß hier einen Wohnsitz und vielleicht wurde hier das schöne tolle Kind geboren, das über Ludwigs XIV. Herz die bekannte, wie ein Blitz glühende, aber auch eben so flüchtige Herrschaft ausgeübt hat. Unter der Bourgeoisie-Regierung Ludwig Philipps kam die Stadt sogar in etwas ketzerischen Geruch; aus Gannat ist nämlich der Abbé Châtel gebürtig, der, noch bevor in

Deutschland Ronge die deutschkatholische Kirche gründete, in Paris „die französisch-nationale Kirche" stiftete, unter deren Heilige er auch Napoleon I. aufnahm. Aber sein Kirchenwerk dauerte nur um weniges länger als die Liebschaft des „großen Königs"; die Franzosen sind nun einmal so: entweder alles glauben oder gar nichts. Und so sind auch die Wallfahrer zur Kapelle der h. Procula bei Gannat, sie glauben alles. Die Geschichte derselben versetzt uns aus der gallorömischen Epoche in die der Lehnsherrschaft.

Procula war die Tochter eines Edelmannes. Ihre große Schönheit hatte dem reichen Grafen Gerard von Aurillac eine heftige Leidenschaft eingeflößt, er warb um ihre Hand, aber sie schlug sie ab, erklärend, daß sie sich Gott geweiht habe, und als ihre Eltern sie zur Vermählung zwingen wollten, entfloh sie in die Wälder, die damals noch das Land bedeckten. Hier irrte sie lange Zeit umher, betete wie die Büßerin Magdalene in der Wildnis und zog sich nachts in Felsengrotten zurück. Die Hirten der Umgegend wurden von Verehrung für die schöne fromme Jungfrau ergriffen und sorgten für ihren Unterhalt. Aber bald durchzog die Kunde von der schönen Flüchtigen das Land und kam auch zum Grafen Gerard. Sofort sattelt er sein Roß und streift durch die Wildnis, bis er die reizende Jungfrau entdeckt. Liebeglühend eilt er auf sie zu, preßt sie in die Arme und beschwört sie, ihn zum Altar zu begleiten. Aber Procula bleibt unerbittlich, fest entschlossen, ihre Jungfräulichkeit zu be-

wahren. Da wird des Grafen glühende Liebe zu glühendem Haß; wütend faßt er sein Schwert, läßt es schwirrend in der Luft blitzen, trennt das schöne Haupt mit jähem Hieb vom Leib und entflieht. Die edle Märtyrerin aber blieb stehen, neigt sich sanft zur Erde, nimmt das Engelsköpfchen in ihre Hände und trägt es nach Gannat in die Kirche zum h. Kreuz; dort legt sie es auf die Stufe zum Hauptaltar nieder, läßt sich dann auf den Boden hingleiten und stirbt. An der Stelle aber, wo die Mordthat geschehen war, erbaute ihr das Volk eine Kapelle, und da sich die Heilige nach ihrer Enthauptung fünfmal niedergesetzt hatte, um auszuruhen, so bezeichneten fünf Stationen diese Ruhepunkte. Gerard aber fand keine Ruhe; von Leidenschaft und Gewissensbissen zugleich verzehrt, durchstreifte er lange Zeit die Wildnisse der Auvergne; dann suchte er in dem Gewirre der Schlachten die Ruhe des Todes, aber auch diese verweigerte ihm Gott, damit er noch lange an seinen Herzensqualen zu leiden habe. Und doch reinigte sich sein Herz noch nicht von sündiger Leidenschaft; aber als er einst seinen begehrlichen Blick wieder auf ein junges Mädchen hatte fallen lassen, erblindete plötzlich sein Augenlicht. Nun erst ging er ernstlich in sich; er zog sich in seine Heimat nach Aurillac zurück und stiftete hier zum Zeichen seiner Reue eine Abtei, die er reich beschenkte.

Solches geschah im neunten Jahrhundert. Zu derselben Zeit ereignete sich dasselbe Wunder ganz nahe dabei im Berry.

3.

Die alte Provinz Berry, einst Sitz der gallischen Völkerschaft der Bituriger-Cubi, hat zur Hauptstadt Bourges im Departement des Cher, zur Römerzeit hieß sie das erste Aquitanien; die Bischöfe von Bourges, die seit Karls des Großen Zeiten den Titel Erzbischof trugen, nannten sich daher auch Primas von Aquitanien. Nun hatte sich um 877 Frotaire, Erzbischof von Bordeaux, auf den Stuhl von Bourges gesetzt; die Kirche von Bordeaux hatte damals viel von ihren Einkünften verloren, während die Primatialkirche sehr reich war, übrigens war Frotaire von Seiner Heiligkeit, Papst Johann VIII., zu seiner neuen Würde berufen worden. Der Graf von Bourges aber — denn in der Frankenzeit war Gallien in Herzogtümer und Grafschaften zerfallen, anfangs nur als Verwaltungsbezirke, deren Inhaber sich aber unter den Karolingern erblich zu machen suchten, — also Bernard I., Graf von Bourges, sah in dem neuen Erzbischof einen Eindringling. Nun ging das Gerücht, Frotaire wollte die Stadt den Feinden des Königs von Francien (die Franzosen nennen die Frankenkönige kurzweg rois de France) überliefern; der Graf glaubte gern daran, er machte kurzen Prozeß, verjagte den Prälaten und bemächtigte sich der Besitztümer des Erzbistums. Natürlich that ihn der heilige Vater zu Rom in den Bann, der Graf bekümmerte sich aber nicht darum und behielt, was er hatte.

Da geschah denn ein schreckliches Wunder, das wohl geeignet war, den frommen Berrichons, wie man die Bewohner des Berry nennt, gerechten Abscheu gegen den Frevler einzuflößen und sie vielleicht zu seiner Vertreibung aufzuhetzen; die ehrwürdigen Väter des Augustinerklosters zu Bourges haben die Erzählung davon handschriftlich aufbewahrt.

Also, der Graf hatte einen Sohn — richtiger: er hatte von seiner Gemahlin Blichilde, Tochter des Grafen von Poitiers, zwei Söhne, Guérin, der älteste, wurde Graf von Auvergne, der andere Guillaume erhielt später den Beinamen des „Frommen" und folgte seinem Vater in der Grafenwürde nach. Also, einer dieser beiden — aber, fällt wohl der Leser ein, Guillaume kann's nicht gewesen sein, da er ja „der Fromme" genannt wurde. Meinest du? Guillaume ist nur deswegen der Fromme genannt worden, weil er 910 mit seiner Gemahlin das Kloster Cluny gegründet hat, und einem Klosterstifter hat die Kirche immer viel verziehen; Zeuge des der Burgundenkönig Sigismund, der seiner geehelichten Magd zu Liebe seinen Sohn ermorden ließ, Zeuge u. s. w. u. s. w.

Also, gleichviel welcher, der junge Sohn des Grafen wurde einer gräßlichen Missethat beschuldigt, wie sie eben nur der Sohn eines Kirchenräubers begehen kann.

Drei Stunden östlich von Bourges wohnte in dem Dorfe Villemont, das zur Pfarrei Saint-Martin-du-Cros gehörte, ein wunderschönes Mädchen,

das kaum achtzehn Jahre zählte, Solange war ihr Name. Der Ruf von ihrer Schönheit hatte sich weit, weit hin durch das Land verbreitet, nur sie allein, die sittsame, naive Jungfrau, kannte ihre Reize nicht. Ohne alle Erregung sah sie den Schatten ihres schlanken Wuchses, den zwei Hände mühelos umspannen konnten; wenn sie ihre Augen senkte, um Wiesenblumen zu pflücken, bemerkte sie nicht den hübschen kleinen Fuß, der so leicht über das Gras hinglitt, daß es sich nur wie voll Verehrung vor ihr zu beugen schien, und wenn sie sich zur klaren Welle des Baches neigte, um die flinke Seejungfer darüber hingleiten zu sehen, und sie gewahrte dabei im Wasser das Spiegelbild ihrer engelgleichen Züge, da trübte sie rasch das Wasser, wie um den beweglichen Spiegel zu zerbrechen, aus frommer Angst, sie möchte sich vielleicht hübsch finden. Denn das unschuldige Hirtenmädchen hatte sagen hören, daß die Schönheit eitel macht und daß Eitelkeit große Gefahren für das Heil der Seele in sich birgt. Eine andere Schönheit aber hatte ihr Herz gefesselt; wenn sie unfern der alten Römerstraße, die das Gefilde von Saint-Martin durchschneidet, in der Einsamkeit ihre Schafe weidete, war sie mehr als einmal von der Schönheit der Natur bezaubert worden, die sich vor ihren Augen entfaltete; fromme Schwärmerei durchdrang ihr Herz, wenn sie die Blume, die sie am Abend vorher als Knospe verlassen hatte, am andern Morgen ihren Kelch der Sonne erschließen sah, und wie die Blume erschloß sie ihr Herz dem Schöpfer all dieser

Schönheit und beschloß ihr ganzes Leben in dankbarer Andacht Gott zu weihen.

Aber wie der Duft das verborgene Veilchen verrät, so verbreitete sich auch der Ruf von der schönen Schäferin im Lande und drang bis an den Hof des Grafen von Bourges. Dort verzehrte sich gerade der junge Grafensohn in schrecklicher Langeweile. Feinde gab es seit einiger Zeit nicht zu befehden, vielleicht nicht einmal mehr Damen zu erobern, und der Wurfspieße hatte der Jüngling schon zu viele auf die Eber der nahen Wälder geworfen, um noch Zerstreuung dabei zu finden. Der Vicomte empfand das Bedürfnis, die Leere seiner Tage und seiner Seele mit etwas Ungewohntem auszufüllen; die Kunde von der ländlichen Schönheit kam eben zu rechter Zeit. Der junge Herr verirrte sich also auf der Jagd nach dem Felde, das noch heute le champ de Sainte-Solange heißt und wo die Schäferin unter einer alten Ulme saß, während ihre Herde um sie her weidete. Kaum hatte er sie erblickt, so war es um ihn gethan; „ut vidit, ut periit," erzählt die Legende d. h. wörtlich übersetzt: „er sah sie, und weg war er." Er steigt vom Roß, nähert sich ihr mit sanfter Geberde und macht ihr über ihre Schönheit alle Komplimente, die die höfische Sitte ihn gelehrt hatte; sie antwortet mit einer Einfalt, die den Mangel aller Koketterie und die frömmste Seelenruhe bekundet.

„Weißt du, Solange, daß die himmlischen Reize, womit der Herr dich geschmückt, die schönsten Damen der Stadt vor Neid blaß machen würden, wenn sie einen Vergleich anstellen könnten."

„„Dann danke ich Gott, junger Herr, daß ich fern von der Stadt lebe; ich stürbe vor Kummer, wenn irgend etwas von mir meinem Nächsten schaden würde.““

„Also, du Schönste, wärest du glücklich, deinen Nächsten zu beglücken . . .“

„„O gewiß, Herr; sprecht, gibt es eine Gutthat, die ich arme Schäferin verrichten kann? Ziehen Pilger durch unser Land, deren Füße auf langer Wallfahrt verwundet sind? ich will sie pflegen. Gibt es Aussätzige in der Nähe und befiehlt mir der Himmel, ihre Schmerzen zu lindern? Sprecht, ich bin bereit.““

„Nein, nein, Engelskind.“

„„Herr Graf, ihr entweiht den Namen der Diener Gottes . . . ich bin die Tochter eines armen Landmannes.““

„Du bist darum nicht minder wert, ein Schloß zu bewohnen,“ erwiderte der junge Herr und faßte entzückt ihre Hand; „sieh mich an, ich bin auch schön.“

„„Wenn dies ein Glück ist, so danket dem Herrn dafür.““

„Ich bin reich, und zahlreiche Vasallen gehorchen mir.“

„„Dann könnt Ihr nur um so mehr Glückliche machen, und habt dem Herrn um so mehr zu danken.““

„O, Solange, mit welcher Inbrunst würde ich ihm danken, wenn du alles mit mir teilen wolltest, meinen Reichtum, meine Macht . . . und meine Liebe,“ fügte er stürmisch hinzu und umschlang ihren

schlanke Hüfte mit nervigem Arme. Aber lebhaft riß sie sich los und antwortete mit jungfräulicher Strenge:

„„Edler Herr, ich erkenne an dem düstern Feuer, das aus euren Augen leuchtet, daß Euch Satan eure Rede eingibt; aber meine Stärke ist bei Gott, er wird mich nicht verlassen.““

„Du irrst, Solange; meine Gedanken sind keusch, wie du selbst; den Namen meiner Gattin biete ich dir an.“

„„Edler Herr, ich bin vermählt,““ erwiderte Solange feierlich und schlug ihr blaues Auge auf zum Himmel.

„Vermählt!“ wiederholte der junge Grafensohn mit düstrer Stimme.

„„Ja, hoher Herr; seit meiner Kindheit habe ich Jesum Christum zu meinem Gatten erwählt; ihm habe ich meine Jungfräulichkeit geweiht. Ich kann den Geschöpfen der Erde nicht angehören. Kehret zurück in das Schloß Eures Vaters; genug hohe Damen werden sich durch Eure Werbung geehrt fühlen. Für mich steht Ihr zu hoch auf Erden, und, ich wiederhole es, mein Gemahl wohnt im Himmel.““

„Vasallin,“ rief der junge Grafensohn erzürnt aus, „dein Herr läßt sich zu dir herab und du weigerst dich, das Glück anzunehmen, das er dir anbietet? Fürchtest du nicht meine Geduld zu ermüden?“

„„Ich gehorche meinem Gott, indem ich mich weigere.““

Da brauste der Grafensohn auf, erschrocken floh die Schäferin. Wütend eilt ihr jener auf seinem Renner nach und hat sie bald erreicht. Mit kräftigem Arm, dessen Stärke der Zorn verdoppelt, hebt er sie vor sich auf sein Roß, die vor Schrecken bebt und in Thränen zerfließt. Aber ihr Wille steht fest, um keinen Preis dem Mann der Leidenschaft zu gehören. Biegsam wie ein junges Weidenreis windet sie sich in den Armen des Reiters und gleitet zuletzt auf den Boden nieder. Da kennt die Wut des jungen Mannes keine Grenze mehr, mit kreischender Stimme ruft er aus:

„Das ist zuviel, widerspenstiges Mädchen, mit all deinem Blute sollst du mir für deine Weigerung zahlen."

Schnell läßt er sein Schwert in der Luft blitzen und mit einem Hiebe schlägt er Solangen das Haupt ab. Aber wie wurde ihm, als nach der Enthauptung dieses heilige Haupt die Worte vernehmen ließ:

„Jesus! Jesus! Jesus! hier bin ich, mein Gemahl."

Und während dem bösen Mörder die Haare zu Berge stehen, richtet sich der Leib Solangens auf; sie nimmt ihren Kopf in ihre Arme und geht gemessenen Schrittes zur Kirche von Saint-Martin, wo die jungfräuliche Märtyrerin sich ihre Grabstätte erkor.

So erzählt die Legende; die weltliche Geschichte weiß nichts davon. Die böse Kritik meint im Gegenteil, der Erzbischof Frotaire habe das Wunder er-

dichtet, um sich bei dem Volke im Berry populär zu machen, dieses gegen den Grafen aufzuwiegeln. Das letztere gelang ihm nicht. Der Graf führte seinen „Kulturkampf“ siegreich zu Ende; der Papst Stephan VI. gab nach, er nötigte Frotaire, Bourges aufzugeben und ruhig in Bordeaux zu bleiben, der Sohn des Grafen aber folgte unangefochten seinem Vater in der Herrschaft nach.

Was half es nun dem Erzbischof, daß das Volk an seine Wundergeschichte glaubte? Denn so war es; Solange wurde die Schutzheilige des Berry, ganz wie die heilige Genovefa, die Schäferin von Nanterre, die Schutzheilige von Paris wurde. Das Dorf Saint-Martin ist ihr zu Ehren Sainte-Solange genannt worden, die Reliquien der Schäferin von Villemont thaten hier bald Wunder. Unzählige Pilgrime wallfahrteten nun dahin; Kranke brauchen nur die Schnüre zu berühren, die an dem Reliquienkästchen hangen, um sofort gesund zu werden, und wer über die vertrauensseligen Wallfahrer etwa spöttisch lächeln wollte, der mag nur die Hunderte von Krücken ansehen, die an den Kirchenwänden hangen und von den geheilten Lahmen als Votivgeschenke zurückgelassen worden sind, da hat er den Beweis für die Wunderkraft der heiligen Solange in den Händen.

Nichts Neues unter der Sonne! Die Geschichte hat sich in unsern Tagen wiederholt. Die Erscheinungen der h. Jungfrau auf Pflaumenbäumen sind auch geglaubt worden, aber der Kulturkampf ging ruhig weiter.

Andere Zeiten, andere Sitten! In den Anfängen des Mittelalters ließen sich die Jungfrauen lieber den Kopf abschlagen, als sich zur Heirat zwingen; zur Zeit der ersten französischen Revolution dagegen kamen sie auf das Kommando eines Jakobiners zu Hunderten herbei, um sich trauen zu lassen und noch dazu ohne Priester. Diese kuriose Massenheirat in der Epoche der Massenmorde trug sich gar nicht fern von den Orten zu, welche Zeugen der erzählten Wunder gewesen waren, und zwar im Nivernais, in Nevers selbst, der Hauptstadt dieses alten Herzogtums. Zur muntern Abwechselung sei die Geschichte hier erzählt.

4.

Der Nationalkonvent hatte 1793 den Jakobiner Joseph Fouché nach Nevers geschickt, mit der Aufgabe, hier das Feuer der Revolution zu schüren. Der Advokat Fouché (geb. 19. Sept. 1754 im Dorfe La Martiniére bei dem Flecken Le Pellerin am linken Loireufer unterhalb Nantes und gest. 25. Dez. 1820 in Triest), der an allen Akten der Schreckensherrschaft Teil genommen hat, ging bekanntlich sehr ernüchtert und klar schauend aus den Revolutionsstürmen hervor und wurde unter Napoleon, ja auch noch unter König Ludwig XVIII Polizeiminister. Aber in den Tagen, wo der Jakobinerklub Frankreich regierte, führte er eine andere Sprache, und während seiner Sendung nach Nevers war die

Guillotine hier auf dem Schloßplatze in Permanenz. Und doch hatte der Terorist eine Art poetischer Ader, wenn auch im Dienste des Materialismus; auf seinen Vorschlag beschloß der Nationalkonvent: „Es soll fortan nur eine gemeinsame Stätte geben, um die Asche der Toten aufzubewahren, und dieselbe soll mit Bäumen bepflanzt werden; in der Mitte soll eine Bildsäule stehen, die den Schlummer darstellt; über dem Eingangsthor soll man die Worte lesen: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf."

Indessen hatte Fouché nicht immer so düstere Gedanken. Einmal, er war am Morgen in guter Laune aufgestanden und der Tag war friedlich vorübergegangen, hub er am Abend im Jakobinerklub zu Nevers also zu reden an: „Die Kriegsgeschütze entvölkern unsere Gefilde, aber die vorsehende Natur wird sich beeilen, die Opfer an Menschenleben zu ersetzen, die der Freiheit und Gleichheit gebracht werden. Laßt uns die Ausführung der süßen Gebote der Natur beschleunigen; in unsern Tagen, wo der junge Mann schon ein Greis an Ruhm ist, ist der Jüngling mit männlicher Reife beglückt." Und sich feierlich aufrichtend, gebot Fouché, sofort in der Stadt und auf dem Lande umher alle jungen Leute beiderlei Geschlechts, die den Kinderschuhen entwachsen seien, zusammenzulesen und nach der Stadt zu beordern: ein Aufgebot in Masse, ein Seitenstück zu dem andern, das alle waffenfähigen Franzosen an die Grenze trieb, dort unter den Fahnen des Kriegsgottes, hier unter Hymens Banner. Nur die Geschichte des alten Sparta er-

zählt eine Anekdote, die mit dieser Massenheirat auf Kommando einige Verwandtschaft hat.

Diese hochzeitliche Treibjagd hatte ungefähr dreihundert Paare ergeben, die sich am festgesetzten Tage in die Stadt verfügten. Hier ließ der Volksvertreter diese sonderbaren Rekruten mit wahrhaft priesterlicher Würde die Revue passieren; dann verlobte er endgültig die jungen Leute, deren Herzen sich schon vorher gefunden hatten. Die Übrigen, die einander noch fremd waren, paarte er so gut es gehen wollte; nötigenfalls improvisierte er die Sympathieen.

Unterdessen wurde auf einer Ebene am linken Loireufer angesichts der Stadt Nevers der Traualtar errichtet; er bestand aus grünem Laubwerk, das mit Blumen geschmückt war, Stufen von frischen Rosen führten zu ihm hinauf. Auf dieselben trat jetzt Fouché als „Hoherpriester der Natur,“ wie er sich selbst betitelte, den Schleppsäbel an der Seite, auf dem Kopfe den Hut mit dem dreifarbigen Federbusche und den Leib mit einer gewaltigen Schärpe umgürtet. Ein zahlreiches Gefolge umgab ihn. Für die imposante Zeremonie war auch, ebenfalls auf Requisitionswege, eine Militärmusik zu stande gebracht worden; zwei Tage lang hatten sich die Musikanten der Örtlichkeit abgequält, ihre Instrumente in Einklang zu bringen und alle falschen Intonationen mutig bekämpft, das Echo des Saales im Stadthause legte Zeugnis von den redlichen Bestrebungen der braven Holz- und Messingbläser ab. Letztere waren denn auch

mit verdientem Erfolge gekrönt und die Marseillaise, die Carmagnole und der Chant du départ feuerten den Festzug ohne gar zu schrille Mißtöne an, selbst das von Fouché mit feinem Witz gewählte, „'s wird schon gehn," das Ça ira, ging nicht übel.

So kam man auf dem Festplatz an. Die jungen Burschen und Mädchen waren, getrennt, im Halbkreise um den Altar geordnet; der Bürger Fouché, der noch vor Thekla in Schillers Wallenstein im Zug des Herzens des Schicksals Stimme erkannt hatte, wollte daß es den Anschein habe, als träfe die Natur selbst die Wahlen, als fänden sich die Herzen, die doch schon Tags vorher gepaart worden waren, plötzlich von selbst zusammen. Natürlich begann die Zeremonie mit einer Rede des Volksvertreters. Sie war ziemlich lang. Noch länger war die darauf folgende, die der Vorsitzende der Volksversammlung hielt; dann kam aber noch eine dritte, eine wahre Predigt, gesprochen von einem Kommissär der Vollziehungsbehörde. Endlich war der feierliche Augenblick gekommen; der Hohepriester der Natur gebot jetzt jedem der Heiratskandidaten, aus den Reihen der jungen Mädchen sich seine Braut zu holen, und wenn sich nun ein Paar ihm vorstellte, entfaltete er über den glücklichen Häuptern die goldnen Fransen vom Saume seiner Schärpe und erklärte sie vermählt „im Namen des Vaterlands." In der Verwirrung kam es wohl vor, daß die Brautleute vom Tage vorher sich versahen und in der Eile einen andern Bund schlossen; aber der Segensprecher hielt sich bei solchen Kleinig-

keiten nicht auf und die erhabene Feier schloß mit dem Rufe: Es lebe die Republick!

Ein gewaltiges Festmahl versammelte nun Hochzeiter und Hochzeitsgäste „unter dem Dome der Natur“ (andrer pittoresker Ausdruck des Bürgers Fouché); es wurde viel gegessen, noch mehr getrunken; die obligaten patriotischen Gesänge stiegen lustig zum Himmel auf und lustig schieden die Gäste auseinander. Die sechshundert Neuvermählten aber verschwanden, unter dem Doppelgeleite von Bacchus und Amor, im verschwiegenen Schatten der Nacht.

Es mochte Mitternacht sein, als der Bürger Fouché plötzlich vom Schlafe auffuhr. Ein Gedanke durchzuckte sein Gehirn, starr richtete er sich auf seinem Lager auf und erweckte einen seiner Sekretäre, der in seinem Zimmer schlief, mit dem Rufe:

„Du! Weißt du, daß ich heute nachmittag bei der großen Trauung einen wichtigen Punkt vergessen habe?“

„„Ach, Bürger Volksvertreter! was denn?““ gähnte der Sekretär laut auf, „„'s war ja so schön.““

„Aber es war kein Standesamt, guter Freund, nicht die geringste Zivilakte; ich habe die Leutchen getraut, wie zur Zeit der Erzväter. Ganz gewiß, schön war's; aber es war nicht gesetzmäßig. Rate einmal, wie können wir dem abhelfen?“

„„Hol' mich der Ci-devant, wenn mir etwas einfällt, Bürger Volksvertreter; die jungen Ehepaare kamen alle wer weiß woher, und sind wieder hingegangen, wo sie hergekommen waren.““

„Na, in so was wie zwanzig Jahren werden

die Zivilstandsbehörden in Nevers hübsche Arbeit haben."

Und also sprechend kehrte sich der Hohepriester der Natur auf die linke Seite um und schlief wieder ein.

Die Anekdote ist wahr, wenn auch nicht wahrscheinlich; ein Augenzeuge hat sie dem Geschichtschreiber des Loirethals, Touchard-Lafosse, erzählt, möglicherweise auch etwas aufgeputzt, aber im Kern und Grunde der Sache ist sie wahr. Es ist ein Schwank aus der Revolutionszeit, besungen von einem Trouvère jener Epoche: neben den Massenmorden eine Massenheirat: Shakespearscher Humor im blutigen Drama der Schreckensherrschaft.

Eine Vendeer Mutter.

(Familienleben im Bürgerkriege).

Diese Erzählung aus einer pseudonymen Feder des geschilderten Landstrichs, deren wirklichen Namen der Übersetzer verschweigen muß, spielt auf dem linken Ufer der Loire in der südlichen Hälfte des Departements der Niederloire, das hier an die Vendee grenzt. Das Departement der Niederloire (Loire-inférieure) gehört noch zur Bretagne und bildete ehemals nebst einigen andern angrenzenden Gebieten die Grafschaft Nantes (le Comté nantais). Die keltische Volkssprache, das sogenannte bas-breton, hat sich nach und nach hier verloren und wird nur noch in vier hart aneinander stoßenden Dörfern nahe der Meeresküste bei Batz auf dem rechten Loireufer, doch durchaus nicht mehr in der alten Reinheit gesprochen.

Auf dem linken Loireufer befindet sich der größte See Frankreichs, le lac de Grand-Lieu, bei dem Städtchen Saint-Philbert; er ist 8 Kilometer lang von Norden nach Süden und 6 Kilometer breit von Osten nach Westen. Das Volk glaubt, er nehme den Platz einer einst blühenden Stadt, Herbadilla, Hauptstadt des Landes Herbauges,

ein, die gegen Ende des sechsten Jahrhunderts vom Abgrund verschlungen worden sei.

Eine der bedeutensten Städte der südlichen Hälfte des Departements ist Machecoul, einst die Hauptstadt eines Herzogtums, jetzt freilich sehr gesunken; sie liegt nicht weit vom Meere entfernt. Das prächtige Schloß liegt längst in Trümmern und verschwindet nach und nach. Im fünfzehnten Jahrhundert besatz es Gilles de Retz, Waffengefährte der Jungfrau von Orleans, der später entsetzlicher Ausschweifungen und Grausamkeiten halber am 25. Dezember 1440 in Nantes verbrannt wurde.

Noch zu bemerken ist, daß in Frankreich die meisten Bauernhöfe einen eigenen, oft uralten Namen führen.

H. Semmig.

Machecoul ist eine kleine alte Stadt inmitten einer weiten Ebene des Departements der Niederloire. Reste alter Befestigung, die Trümmer eines alten Schlosses, das Gilles de Retz bewohnt hat, und die geschichtlichen Überlieferungen des Landes bezeugen, daß sie ehemals eine gewisse Wichtigkeit hatte; aber ihr Ruhm ist nur noch eine Erinnerung, und vermutlich haben ihre ruhigen Straßen während des Krieges der Vendee zum letzten Mal ihr Pflaster von Blut befleckt gesehen, zum letzten Mal den Lärm der Schlachten ihr friedliches Echo erwecken hören. Die Gegend um die Stadt herum macht einen traurigen Eindruck; sie ist zum großen Teil von Ginster überwuchert und der Blick über diese endlose Ebene ermüdet das Auge. Doch ist der Boden fruchtbar, das Gemüse von Machecoul steht in Nantes in gutem Rufe und die Bauern können nach ihrer pittoresken wehmütigen Redeweise „Brot zur Arbeit essen". Dieses bittere Wort kennzeichnet vollkommen die Lage der großen Masse der Landbevölkerung. Nur

zu oft nimmt die Notwendigkeit, für das tägliche Bedürfnis zu sorgen, all ihre Gedanken in Anspruch und erstickt ihre Geisteskraft. Und doch ist der bretonische Bauernstamm ein edler Menschenschlag; wenn der Druck der Armut, die ihn niederbeugt, nicht zu schwer auf ihm lastet, wenn er die Sorgen seiner rastlosen Arbeit abschütteln und seine angebornen Triebe frei bethätigen kann, dann entfaltet sich seine derbe Natur und sein edles Gemüt mit einer wild kräftigen Naivität, die zugleich rührt und in Erstaunen setzt.

Ganz nahe bei Machecoul stand, einige Jahre vor der Revolution, ein nach dortigem Gebrauche gut gebauter Bauernhof. Das Wohnhaus lag auf einer kleinen Erhöhung, die man in diesem so flachen Lande einen Hügel hieß. Es war von einem kleinen Buschholz umgeben und zwei oder drei große Pfützen stehenden Wassers schieden es von der Stadt und erschwerten den Zugang, sodaß es, obgleich vor dem Thore von Machecoul, äußerst einsam lag. Ziemlich große Nebengebäude, Heu- und Strohschober, hohe Düngerhaufen, alles dies kündigte bei den Besitzern des Hofes einen gewissen Grad von Wohlstand an; doch war das Innere des Hauses in allem den Wohnungen der andern Bauern gleich. Zwei Thüren einander gegenüber in der großen Hauptstube, ein großer Kamin, aus dem der Rauch oft in die Stube drang und die Balken an der Decke schwärzte, ein enges Fenster am Fuße eines großen Bettes mit Vorhängen von Serschе, zwischen dem Bette und dem Herde eine

mächtige Truhe, zwei hohe Schränke, ein gewaltiger Tisch, einige dreibeinige Schemel, eine hölzerne Bank und ein alter Lehnstuhl mit Strohsitz: so war es mit dem Hausgerät und Aussehen des Hauses beschaffen. Übrigens fehlte es weder am Geschirrständer, der mit zinnernen Schüsseln und Bechern und mit buntbemalten Fayencekrügen wohl versehen war, noch an den glänzenden und gut geputzten Flinten, die über dem Kaminmantel staffelweise quer über hingen; aber statt der Dielen diente gestampfte Erde zum Fußboden, und das Fenster, worin mehrere Scheiben fehlten, wurde einfach mit einem Laden verschlossen, ohne daß die Hausbewohner, die gegen Witterungswechsel abgehärtet waren, viel vom Nordwinde litten, wenn auch bei der Zugluft das Feuer auf dem Herde aufflackerte und der schwärzliche Docht ihres Harzlichtes laut knisterte.

Die Besitzer dieser bescheidenen Wohnung galten für reich im Lande. Es gehörten ihnen außerdem einige in der Umgegend zerstreut liegende Felder; ihre Herden gediehen, dank ihrer verständigen Pflege; ihre Scheunen und Speicher nahmen alljährlich schöne Ernten auf, und man vermutete, daß sich unter dem Pflaster des Herdes eine runde Summe zur Aussteuer für die Tochter vom Hause befinden müsse. Renée Berthelot, diese einzige Tochter und Erbin des Gutes, war die schönste Partie im Lande und der Zielpunkt aller ehrgeizigen jungen Burschen rings umher. Indessen war Renée doch schon achtundzwanzig Jahre alt gewor-

den, ohne eine von den zahlreichen Partieen, die man ihr angeboten hatte, angenommen zu haben. Scharf geschnittene, wenn auch regelmäßige Züge gaben ihrer Gesichtsbildung ein strenges Ansehen, das durch einen sinnigen Blick und ein seltenes, aber reizendes Lächeln gemildert wurde, und sie hatte die Jugendfrische, die den Bäuerinnen von der Sonne und der Landluft so schnell verwischt wird, verschwinden sehen, ohne darum aufzuhören, noch schön zu sein und mehr als je zur Frau begehrt zu werden.

Alle Liebhaber Renées erhielten darum nicht minder den Korb wie vordem. Es schien sogar zwischen ihr und ihrem Vater ein stillschweigender Vertrag zu bestehen, denn dieser wies, zwar unter Seufzen und ohne ihnen die geringste Hoffnung zu machen, alle Freier, die sich an ihn wandten, ohne Unterschied an seine Tochter. Man wunderte sich in der Gegend über diese fortwährende Korbausteilung und forschte umsonst nach dem Beweggrund. Die Frauen sagten, daß Renée Recht hätte, sich nicht zu früh zu verheiraten, daß die jungen Mädchen nicht recht wüßten, was sie thäten, wenn sie ihre Freiheit und Sorglosigkeit gegen die Mühen, Verdrießlichkeiten und Leiden der Haushaltung umtauschten. Auf alle diese schönen Reden antwortete Renée nur mit einem verlegenen Lächeln. Die Männer, besonders die abgewiesenen Freier, warfen ihr Stolz und Ehrgeiz vor; vermutlich war keiner von ihnen weder reich noch schön genug, um sie zu verdienen; sie warte auf einen Städter, viel-

leicht auf einen Edelmann; aber sie könnte noch lange warten, so lange, daß sie zuletzt noch diejenigen zurückwünschen würde, die sie abgewiesen hätte.

Renée kannte alle diese Reden und ließ reden. Die Wahrheit war, daß ein armer junger Mensch, Knecht auf dem Gute ihres Vaters, sie geliebt und auch ihr Liebe eingeflößt hatte, als sie noch in der Jugendblüte ihrer zwanzig Jahre prangte. Er war nicht schöner als ein anderer; er war es sogar noch weniger als manche andern. Sanft und schüchtern hatte er sich lange Zeit nicht getraut, seine zärtliche Neigung anders kund zu geben, als durch allerlei Aufmerksamkeiten für Renée und seinen Eifer, alle Beschwerden, die er ihr ersparen konnte, auf sich zu nehmen; aber je sorgfältiger man ein Geheimnis anfangs bewahrt, desto drückender wird es bald. Die Ungewißheit erscheint etwas so Grausames, daß man endlich sein Schicksal wissen will, wie es auch ausfallen möge. Jean fand endlich Worte und das Gegengeständnis, das er erhielt, machte ihn zum glücklichsten Menschen. Als aber Renée als gehorsame Tochter verlangte, daß ihr Vater von ihrer gegenseitigen Neigung unterrichtet würde, entfiel dem armen Jean der Mut. Er kannte den Ehrgeiz seines Dienstherrn und bildete sich wohl ein, daß ein armer Teufel wie er, der weiter kein Vermögen als seine zwei Arme und ein mutiges Herz besaß, von dem reichen Bauern nicht als Schwiegersohn angenommen werden würde. Doch gehorchte er; bald aber kam er bleich und traurig wieder und erzählte Renée, wie

entrüstet der alte Mann gewesen wäre und wie hartherzig er ihn verabschiedet hätte.

Renée sprach ihrem Jean Trost zu, er solle an nichts verzweifeln, bis sie nicht selbst einen Versuch gemacht hätte. Leider aber scheiterten all ihre Bitten und Wünsche gerade an der Zärtlichkeit, die der alte Bauer für seine Tochter hegte. Ihr Vater konnte sich nicht entschließen, den glänzenden Hoffnungen zu entsagen, die er sich ihretwegen gemacht hatte, und sie wurde noch entschiedener und noch strenger abgewiesen, als der arme trostlose Dienstknecht. Jetzt trat der feste und zugleich so sanfte Charakter des Mädchens zum ersten Mal in diesem Kampfe hervor, der zu Gunsten desjenigen enden mußte, der die meiste Ausdauer besaß. Sie stieß keine Drohung aus, blieb ruhig und ehrerbietig, nur erklärte sie ihrem Vater, daß sie niemals einen andern als Jean heiraten würde und daß sie die Hoffnung bewahre, eines Tages seine Zustimmung dazu zu erhalten. Zum ersten Satze lächelte der Vater, zum zweiten zuckte er die Achseln, dann zahlte er Jean seinen Lohn aus und sagte nur, er möchte so weit vom Gute weggehn, daß man nicht mehr von ihm reden höre.

Jean ging fort. Renée weinte vielleicht; aber ihre Gefühle waren mehr tief als demonstrativ und sie wollte weder Mitleid noch Rat; sie verbarg also ihre Thränen und nichts offenbarte ihren geheimen Schmerz. Der Vater selbst täuschte sich anfangs darüber. Als er ihr jedoch eine reiche Partie vorschlug, nach der es ihn seit lange für sie

gelüstete, schüttelte Renée den Kopf und lehnte ab. Ein zweiter, ein dritter Antrag fand dieselbe Aufnahme. Renée gab keinen Grund für ihre Weigerung an, und ihr Vater getraute sich nicht, sie zum Sprechen zu drängen, wohl wissend, wie sie ihm zuletzt antworten würde.

Die Jahre vergingen. Renée machte ihrem Vater keinen Vorwurf, bezeigte sich weder trauriger noch munterer, pflegte den alten Mann mit aller Aufmerksamkeit und nahm seine Liebkosungen mit gleicher Sanftmut hin. Der Vater wußte jedoch, daß dieses anscheinend so ruhige Herz an einer tiefen Wunde blute, die zu heilen er allein die Macht habe, und daß er sie hartnäckig fortbluten lasse. Dazu wurde er alt; er sah ein, daß es Zeit war, sich einen Schwiegersohn zu wählen, der ihm bei seiner Arbeit beistehen könne; mit seinen Kräften nahm auch seine Festigkeit ab, und die glänzenden Luftschlösser, die er sich in betreff der Zukunft seiner geliebten Renée gebaut hatte, brachen jeden Tag mehr und mehr zusammen, dergestalt, daß er eines Abends nach einem langem Stillschweigen plötzlich seiner Tochter erklärte, daß er ihrem Eigensinne nachgäbe und ihr erlaubte, auf ihre Weise glücklich zu sein. Diese Erlaubnis kam zu spät, um derselben das erste Glück der Jugend mit ihrem fröhlichen Schwunge und dem ihr eigenen blinden Vertrauen wiederzugeben. Sechs Jahre des Kampfes und stillen Kummers hatten über ihren Charakter eine Wolke von Melancholie ausgebreitet, die sich nicht mehr ganz verziehen konnte; jedoch war

es ihr möglich, noch glücklich zu sein, denn ihre Gefühle hatten sich nicht verändert. Jean kam zurück, die Hochzeit fand statt, und ungeachtet der Verwunderung und des Tadels der Umgegend, genossen die jungen Leute ihr Glück, als ob niemand über sie geredet hätte. Papa André selbst, nachdem er sich einmal drein gefügt und seinen Stolz beiseite gethan hatte, war im Grunde sehr zufrieden: Jean war ehemals sein Liebling gewesen; er hatte niemals jemand getroffen, dessen Ideen über den Feldbau so sehr mit den seinigen übereinstimmten, der sich ihm willfähriger bezeigte und seine Ackerfurche gerader zöge als er. So war denn die Familie auf „der Jaguerre“ nach der Heirat Jeans und Renées eine wahrhaft glückliche.

Und das Glück währte fort; zwei schöne Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, kam eines nach dem andern hinzu, es zu vergrößern. Papa André sah sie zur Welt kommen und aufwachsen und schlief sanft, ihre Hände in den seinen, in jene Welt hinüber. Das war Renées erster Schmerz, er war tief; aber nach und nach wurde er milder, ohne sich ganz aus ihrem Herzen zu verwischen. Sie hätte sich nun aufs neue zwischen ihrem Gatten und ihren Kindern glücklich fühlen können, als sie ein furchtbarer Schlag, der nur das Vorspiel zu vielen andern war, an der empfindlichsten Stelle traf. Ihr Gatte klagte eines Morgens über heftige Kopfschmerzen, hütete zum ersten Mal in seinem Leben das Bett und starb nach drei Tagen an einem hitzigen Fieber, das ihm alle Besinnung raubte.

Renée war in ihrem Grame ruhig, wie sie es in ihrem Glücke gewesen war; aber ihr Herz war für immer gebrochen. Sie verschloß ihren grausamen Schmerz in sich; ihre Kinder bedurften ihrer noch, sie widmete sich ganz ihnen. Jean, ihr Sohn, hatte eben sein siebzehntes Jahr erreicht; er war ein schöner Bursche, groß, stark, munter, offenherzig, und verband mit den schönen Zügen und dem festen Charakter seiner Mutter die heitere Gesichtsbildung seines Vaters. Marie, die ein Jahr jünger war, war frisch wie eine Rose; ihr leicht erregbares Gemüt ging schnell von der Fröhlichkeit zur Trauer über; die flüchtigsten Empfindungen malten sich auf ihrem reizenden Gesichte; es war, als könnte man durch ihre durchsichtige Haut hindurch in ihrer Seele lesen. Sie war ein zartes Geschöpf, das großer Obhut bedurfte, dem man die Steine und Dornen aus dem Wege räumen mußte, damit es gedeihen konnte. Es gebrach ihr an Kraft gegen das Unglück, sie suchte nach einer Stütze um sich her und wäre ohne dieselbe gefallen, ohne einen Versuch zu machen, aus eigener Anstrengung zu widerstehen.

Renée kannte vollkommen den Charakter ihrer beiden Kinder; sie hütete Marien mit ungemeiner Sorgfalt und Nachsicht. Auch beschuldigte man sie im Stillen einer strafbaren Vorliebe für dies so verzogene, verzärtelte Mädchen; aber wer kann in dem Herzen einer Mutter lesen und erraten, was sie selbst sich nicht zu gestehen wagt? . . .

Renée kümmerte sich nicht im geringsten um

diese Beschuldigungen, vielleicht weil eine geheime Stimme ihr sagte, daß Jean, ihr schöner Sohn, mit dem zärtlichen tiefen Gemüte, mit dem festen beharrlichen Willen, der Stolz ihrer Seele, die Lust ihrer Augen, die erste Liebe ihres Herzens war. Jean war es, den sie rasch entschlossen, trotz seiner Jugend, in Haus und Hof obenanstellte; wohl leitete sie seine ersten Schritte, ohne es zu sehr merken zu lassen, aber sie übergab ihm offen vor aller Welt die ganze väterliche Gewalt. Sein war der erste Platz bei Tische, sein das Bett, wo er geboren, wo sein Vater gestorben war; er wurde das Haupt der Familie, und Renée lehrte ihm ohne Geräusch und Aufsehen den Gebrauch seiner neuen Autorität, aber die Last und die Sorgen derselben behielt sie, gleichsam wider ihren Willen und nur aus Zärtlichkeit, für sich. Ihr hoher Sinn beherrschte kampf- und mühelos alles, was sie umgab, ihr wohlthätiger Einfluß machte sich jeden Augenblick fühlbar; sie war die Seele des Hauses, der Genius der Familie; ihre Kinder beteten sie an, Jean fügte sich immer in ihren Willen, Marie lebte unter ihrem Schirm und Schatten.

So ertrug denn Renée, umgeben von Liebe und Ehrfurcht, anscheinend ruhig den Gram, der ihr das Herz zernagte. Das Trauerjahr ging vorüber und sie wehrte im folgenden Jahre weder den Lustbarkeiten am Ende der Getreideernte noch den fröhlichen Tänzen während der Weinlese. Das Gut nahm sein gewohntes Ansehen wieder an; ein leerer Platz am Herde, ein Kummer mehr im Her-

zen der Witwe, sonst war alles wie zuvor. Aber schon erschütterte das dumpfe Donnerrollen der französischen Revolution die Höhen der Gesellschaft, und ein noch schwaches Echo trug den Widerhall davon bis zum Bauernhofe la Jaguerre. Die Edelleute des Landes, durch die politischen Ereignisse aus Paris vertrieben, flüchteten sich zu ihren Lehnsleuten und brachten ihnen Kunde von den Umwälzungen, von denen diese kaum eine Ahnung hatten. Der Sturz des Königs, die blutigen Aufstände vom 21. Juni und 10. August 1792 erfüllten mit Schrecken und Schauder diese Menschen, deren Gedankenkreis noch bei der provinziellen Unabhängigkeit und der Lehnstreue stehen geblieben war; aber die Bauern hörten die Erzählung wie eine Geschichte aus der Ferne an, die sie nichts anging, und vielleicht hätten sie nur im Stillen ihr Verdammungsurteil darüber gefällt, wenn nicht persönliche Plackereien, die Konskription und die Priesterverfolgung den schlummernden Löwen geweckt und die Aufregung in die friedlichen Gefilde der Bretagne und Vendee getragen hätten.

Eine dumpfe Gährung ging jetzt durch das Land. Die republikanischen Ideen einiger kleinen Grundbesitzer und fast aller Städte steigerten noch den Widerstand der Bauern, indem sie den politischen Meinungen, die ihnen zuwider waren, eine greifbare Gestalt gaben. Man trennte sich bald in zwei Parteien: die Patauds oder Republikaner wurden erst scheel angesehen, dann verhöhnt und gemißhandelt. Die Edelleute wurden die Anführer

des Widerstandes; es bildeten sich einige Banden, sie organisierten sich, errangen einzelne Erfolge, die ihren Mut erhöhten, und der Vendeerkrieg brach aus. Derselbe hatte nicht an allen Orten das nämliche Aussehen, noch die nämlichen Bestandteile. In der eigentlichen Vendee bildeten Massen von Bauern die sogenannte „große Armee"; diese hatte ihre Generale, vielleicht deren zuviel: sie hatte große Erfolge und große Niederlagen, die in Frau de Laroche=Jaquelin ihren Geschichtschreiber und Dichter gefunden haben. Fast gleichzeitig wurde die Bretagne der Schauplatz des grausamen Krieges der Chouans, und in dem dazwischenliegenden „Marais"*) organisierte Charette Parteigängerbanden, in denen das bretonische und das Vendeer=Element etwas zusammenliefen und die der republikanischen Regierung einen mutigen hartnäckigen Widerstand leisteten.

In der Umgegend von Machecoul war die Bewegung allgemein und bald blieben in den Bauerhöfen nur noch Weiber und Kinder zurück, über welche die bewaffneten Banden aus der Ferne wachten. Fast alle Kameraden Jeans waren fort und zu Charette gestoßen, er aber hatte sich noch

---

*) Die Vendee, die ihren Namen von einem Flüßchen hat und im Norden an das Departement der Niederloire, einen Teil der alten Bretagne, grenzt, zerfiel damals in drei Landschaften: das Bocage im Innern und Osten, das Marais im Westen an der Meeresküste, das an die Gegend von Machecoul stieß, und die Plaine zwischen beiden im Süden.

nicht entschlossen, ihnen zu folgen. Er hatte nicht einmal gegen seine Mutter über seine Absichten in dieser Sache gesprochen. Die Witwe wagte nicht, ihn darüber auszufragen; ihr Herz verzagte bei dem Gedanken daran; sie vermied die Blicke ihres Sohnes, der im Gegenteil in den Augen seiner Mutter nach einer Lösung der ihn quälenden Zweifel suchte.

Eines Sonntags war die Familie, wie gewöhnlich, am Abend um den Herd versammelt, auf dem ein lustiges Feuer von dürrem Reisigholze flackerte. Die Unthätigkeit ließ die Zeit noch länger erscheinen und eine unruhige Besorgnis herrschte in dem Herzen der Mutter und der Kinder. Renée saß in dem alten hölzernen Lehnstuhl mit hohem Rücken, dessen unbewegliche Füße infolge ihrer massiven Schwere fest auf dem Boden standen, und blickte in das launische Spiel der knisternden Flamme; instinktmäßig begriff sie, daß die Stunde der Prüfung endlich gekommen war. Marie, die neben ihr auf einem niedrigen Schemel saß, stützte ihr Haupt auf den Arm des Lehnstuhls ihrer Mutter und verfolgte dabei mit feuchtem Blick die hastigen Bewegungen ihres Bruders und den ungewohnten Ausdruck seines Gesichtes. Jean war mehrmals in der Stube herumgegangen, hatte allerlei Gegenstände, die er nicht einmal wiedererkannte, angerührt und umgerührt, und setzte sich endlich seiner Mutter gegenüber nieder. Er schob mit der Spitze seines eisenbeschlagenen Schuhes das brennende Reisbündel zurecht, das jetzt heller aufflammte, und

sprach dann, wobei er sich offenbar Gewalt anthat, mit rauher Stimme und ohne die Augen zu erheben: „Mutter, ich muß fort!“

Renée fuhr zusammen und warf einen raschen Blick auf ihren Sohn.

„Versucht es nicht, mich zurückzuhalten,“ fuhr Jean fort, wandte aber den Kopf weg, denn seine Augen waren unwillkürlich denen seiner Mutter begegnet, und was er darin gelesen hatte, erregte ihn so, daß seine Stimme zitterte. „Ja, seht, ich muß! Ich bin der einzige aus dem Kirchspiel,*) der noch nicht zur Armee gestoßen ist. Man fängt an, mich von der Seite anzusehen und gegen mich zu murren. Bis jetzt habe ich aus Liebe zu Euch und zu Marie alles ertragen, aber das kann nicht länger so fort gehen. Mein Entschluß ist gefaßt; ich muß fort!“

Renée ließ ihren Kopf sinken; zwei Thränen zitterten am Rande ihrer Wimpern, aber ihre brennenden Augen trockneten sie sofort.

„„Ich suche nicht, Dich abzuhalten, Jean,““ sagte sie leise.

„Gewiß nicht,“ antwortete er, „aber Ihr habt mir auch nicht gesagt, daß ich gehen soll.“

„„O,““ erwiderte Renée, indem sie sich wie mit vorwurfsvoller Miene aufrichtete, „„kann eine Mutter

---

*) Vor der großen Revolution schied sich die Bevölkerung nicht nach Gemeinden (communes) sondern nach Kirchspielen ab (paroisse); in der gläubigen Bretagne gebraucht das Volk noch heute die kirchliche Einteilung lieber als die staatliche.

den Mut haben, ihren Sohn in den Tod zu schicken?““ Es ist schon genug, o mein Gott! daß sie sich darein fügt und daß sie nicht versucht, ihn zurückzuhalten.““ Darauf kehrte sie sich, indem sie ihren Kopf neigte, auf ihrem Stuhle langsam der Mauer zu, um ihr Gesicht zu verbergen.

Marie weinte. „Jean, sagte sie leise, wenn du uns verläßt, wird die Mutter vor Kummer sterben.“

Jean stand auf, ging zweimal um die Stube herum und blieb dann vor Marien stehen.

„Was kann ich anders thun?“ sprach er mit düstrer Miene und leiser Stimme, um nicht von der Mutter gehört zu werden. „Alle andern sind fort; soll ich noch länger bei den Weibern und Kindern zurückbleiben, während meine Kameraden sich mit den Blauen*) herumschlagen, ich, der ich doch Arme habe wie sie und Mut desgleichen, wenn man auch jetzt daran zweifeln mag? Man verfolgt unsere Edelleute, man verjagt unsre Pfarrer, plündert unsre Kirchen, tötet den König, zwingt uns wider unsern Willen Soldat zu werden! Soll ich das alles ruhig mit ansehen? Soll ich meine Kameraden im Stich lassen, mich einen Feigling nennen lassen, wie man heute Morgen gethan hat?“

Jean hatte bei den letzten Worten die Fäuste geballt und unwillkürlich lauter gesprochen; Renée hatte ihn verstanden und kehrte sich lebhaft um.

„„Nein,““ sprach sie, „„nein! das ist ein Schimpf,

---

*) Name für die republikanischen Soldaten in der Vendee.

den du weder verdienen noch ertragen sollst. Du hast Recht, Jean, du mußt fort, und es hat mir an Mut gefehlt, als ich dich zögern sah, daß ich dir nicht gesagt habe, du solltest deine Schuldigkeit thun. Zieh' denn hin, armes Kind! Der Segen deines sterbenden Vaters und der deiner Mutter, die für dich beten wird, werden dich vielleicht in der Gefahr beschützen! Mein armer Jean, mein lieber Sohn!""

Und fortgerissen von unwiderstehlicher Zärtlichkeit, erhob sich die Mutter, schlang ihre beiden Arme um den Hals des Jünglings und bedeckte ihn mit Küssen und Thränen. Marie hatte sich an ihren Bruder gehängt, verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter und schluchzte laut auf. Der junge Bursche begann in seinem Entschlusse zu wanken, er preßte seine Mutter heftig in seine Arme und murmelte ihr einige Worte des Schmerzes ins Ohr.

„Nein, nein," sagte Renée indem sie ihren Kopf aufrichtete und sich anstrengte, wieder Fassung zu gewinnen; „nein, nein, unser Kummer darf dich von deinem Entschlusse nicht abbringen. Beunruhige dich nicht um unsertwillen; denke nicht an uns, thue was du beschlossen hast."

Sie zog selbst Marien aus der Umschlingung ihres Bruders los, drückte diesen noch einmal an ihr Herz und folgte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, zur Thüre. Jean hob seine Flinte vom Nagel herab, legte sie über die Schulter, schnürte den Gürtel fest, an welchem sein altes Jagdmesser hing und trat auf die Hausschwelle. Er blickte noch

einmal rasch um sich, hob dann sein Auge zum Himmel auf, wo der Mond in einem silbernen Wolkenhofe schwebte, und stieg die beiden grobgehauenen Stufen hinab, die das Haus über den Boden erhoben. In diesem Augenblicke neigte sich Renée über ihn, um ihn noch ein letztes Mal zu küssen, dann sprach sie, indem sie sich an den Thürbalken anlehnte, mit leiser zitternder Stimme: „Geh' jetzt."

Der junge Bursche unterdrückte einen Seufzer, strich rasch mit der Hand über die Augen und entfernte sich eilenden Schrittes. Seine Flinte schimmerte in den Strahlen des Mondes, während er die kleine Anhöhe hinunter ging; man hörte das trockene Laub unter seinem Fußtritt knistern; bald nachher sah man ihn in der Ebene durch den Ginster hinschreiten, dann bog er um eine Hecke und verschwand. Nun kehrten seine Mutter und seine Schwester in das verödete Haus zurück, schlossen die Thüre zu, ein armseliges Hindernis für einen, der ihre Verlassenheit hätte benutzen wollen, und warfen sich auf die Kniee, um für den Vendeer zu beten.

Tage der Angst und der Schmerzen folgten auf diesen grausamen Abschied. Wie oft nicht horchte die arme Mutter ängstlich mit klopfendem Herzen auf, wenn sich das ferne Geknatter des Gewehrfeuers mit dem Rascheln des vom Sturmwind aufgejagten Laubes vermengte! Wie oft nicht zuckte sie vor heimlicher Hoffnung zusammen, wenn die alte Thür unter einem Windstoße ächzte, wenn der Hund bellte, wenn das Gezweig der Stechpalme laut knarrte, weil ein Vogel sich darauf setzte!

Und wenn dann alles wieder still ward, wenn ihr Geist und ihre Sinne, matt und schwach von der langen Erwartung, endlich erkannten, daß es nichts war als das gewöhnliche Geräusch, womit sie seit lange vertraut war; wenn sie sich endlich, ach! überzeugt hatte, daß nichts ihren einförmigen Gram störte, dann faltete sie ihre Hände zum Gebet und beruhigte ihre Seele durch die Inbrunst ihres Flehens oder schläferte sie durch das wiederholte Gemurmel derselben Worte ein, durch welche ihre schmerzliche Träumerei geheiligt wurde.

Der junge Vendeer kam jedoch bald wieder; eines Tages trat er glücklich und stolz in die Stube, denn er hatte ernste Gefahren furchtlos und ohne Verletzung überstanden. Seine Mutter empfing ihn mit offenen Armen, betrachtete ihn voll Entzücken und dankte dem Himmel. Jean erzählte von den Gefechten, bei denen er mitgewesen, von dem fürchterlichen Kriege, der aus Hinterhalten und Überfällen bestand und wo jeder einzelne eine Rolle spielt, eine Erzählung, die Helden und Hörer in fortwährender Aufregung erhält. Die Mutter folgte mit Herz und Augen jeder Geberde, jedem Worte ihres Sohnes. Zuweilen zitterte sie für ihn, stets war sie stolz auf ihn, und während seiner lebhaften Rede hing sie mit innigen Blicken an den edlen Zügen ihres geliebten Kindes, auf denen der flackernde Widerschein der rötlichen Flammen des Kaminfeuers sein immer wechselndes Spiel trieb und so dem jugendlichen Antlitz eine neue Schönheit, den schwarzen Augen eine neue Glut lieh.

Herr von Charette hatte ihn öffentlich belobt; denn Jean, begierig sein verspätetes Eintreffen vergessen zu machen, hatte gekämpft wie ein Held. Der General hatte es bemerkt; er hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und gesagt: „daß die Burschen von Paulx*) immer dieselben blieben und daß der Neuangekommene ihnen keine Schande machen würde.“ Und während Jean dies mit leiser, aber erregter Stimme und gehobenem Herzen erzählte, erglühte die Seele der Mutter von Stolz und Freude, sie atmete laut auf, ihr Herz schlug unregelmäßig und ihre Augen glänzten wie die ihres Sohnes. Marie empfand größere Angst und weniger Stolz. Ihre Einbildung erschrak vor dem derben und schonungslosen Gemälde der Leiden der Verwundeten, der Hitze des Gefechts und der grausamen Repressalien. Sie schauderte zusammen und begrub seufzend ihr Gesicht in ihre Hände, um nicht das blutige Feuer der Blicke ihres Bruders zu sehen und um die schrecklichen Bilder zu verscheuchen, die ihre Seele ängstigten. Sie war nicht für die feurigen Leidenschaften geschaffen, die die Gefahr und der Ruhm der mutigen Herzen sind. Sie bedurfte, um zu leben, eines friedlichen Heims und sanfter, wenn auch tiefer Gemütsbewegungen.

Jean blieb ein paar Tage auf dem Gute und ging herzhaft wieder an die Arbeit, die er des Kriegs

*) Ein Dorf südöstlich von Machecoul, am rechten Ufer des Flüßchens Falleron; von den Höhen in der Nähe genießt man eine herrliche Aussicht bis zur Bai von Bourgneuf hin.

wegen hatte unterbrechen müssen; dann rief ihn der Kampf aufs neue zu seinem Feldherrn, er nahm seine Flinte wieder herunter und verließ abermals seine Mutter und Schwester.

Von diesem Augenblick an glich das Leben Renées dem Leben aller übrigen Frauen oder Mütter der Vendeer; bald erwartete sie ihren Sohn, bald betete sie für ihn, dann arbeitete sie wieder soviel ihre Kräfte vermochten, um den kräftigen Beistand des Oberhauptes der Familie zu ersetzen, aber, wenn er wiederkam, hörte sie seinen Erzählungen mit einer Teilnahme, einem Eifer zu, der alle von Bürgerkriegen unzertrennlichen Leidenschaften auch in ihrer Seele erweckte. Indessen unterbrach bald ein grausames Hindernis den trotz schwankender Unsicherheit regelmäßigen Verkehr, der zwischen den Vendeern und ihren Familien bestand. Machecoul wurde von den republikanischen Truppen besetzt, einzelne Abteilungen wurden in die Umgegend verlegt und ein Soldat nahm bei Renée Quartier. Die Vendeer waren nach mehreren Gefechten bis in die Gegend von Saint-Etienne-de-Mer-Morte*) zurückgetrieben worden und wagten nicht mehr, sich Machecoul zu nähern.

Jetzt wurde die Sorge und der Schmerz Renées unerträglich. Nicht mehr ihren Sohn zu sehen, keine

---

*) Dorf, einige Stunden südöstlich von Machecoul, an der Grenze der Vendee, mit Trümmern eines alten Schlosses auf einem Felsen über dem Falleron. Das Meer soll sich ursprünglich bis hierher erstreckt haben; daher der Name Mer-Morte.

Kunde mehr von ihm zu erhalten, und in ihrem Hause, an ihrem Herde, an ihrem Tische einen der verhaßten „Blauen“, Feinde des Königs, der Religion und ihres Jeans, zulassen zu müssen, das war mehr als ihre feurige Seele ertragen konnte. Im Gefühl ihrer Schwäche jedoch und voll Angst um ihre Tochter, äußersten Falls auch zur Flucht bereit, verbiß sie den Gram und die Schmach, woran ihre Seele litt, und beugte ihr Haupt unter dieser neuen Trübsal, inbrünstig eine baldige Befreiung erflehend.

Der Soldat, der dem Gute La Jaguerre aufgedrungen worden war, verdiente indessen weder diese Abneigung noch diesen Schrecken. Der arme junge Mensch war selbst erst vor kurzem aus einem Gute in der Normandie weggeholt worden. Er war von freundlicher, einnehmender Gesichtsbildung und munterem, gefälligem Charakter. Weit entfernt, aus dem Schrecken, den er einflößte, Nutzen zu ziehen und seine Wirtin mit Drohungen und Forderungen einzuschüchtern, schien es sein Bestreben zu sein, durch Verminderung der Belästigung, die er verursachte, Verzeihung für seine Gegenwart zu erhalten. Am Tage seiner Ankunft blieb er den ganzen Abend im fernsten Winkel des Herdes auf dem unbequemsten Schemel sitzen, ohne ein Wort zu sprechen und wagte nur verstohlen einen flüchtigen Blick auf das strenge Antlitz der Hausfrau und die lieblichen erschrockenen Züge Mariens zu werfen, während beide ihre Spindeln drehten, ohne ihn anzusehen. Die Mutter bedachte mit Verbitterung in ihrem Herzen, daß nun ihr Sohn von ihrem Herde verbannt sei, um diesem

verhaßten Feinde Platz zu machen; die Tochter ließ vor ihrer unruhigen Phantasie die Erzählung von Grausamkeiten und Gewaltthaten vorüberziehen, die über diese grimmigen „Blauen“ umliefen, und suchte von Zeit zu Zeit heimlich auf dem Gesichte des jungen Mannes die schrecklichen Spuren zu lesen, welche so blutige Thaten hinter sich lassen müssen; aber das Gesicht Etienne Clérys mit seinem Ausdruck von Schüchternheit und Sanftmut entsprach so wenig ihrer Erwartung, daß Marie ihre Augen beruhigt auf die Spindel zurücklenkte, die sich unter ihren Fingern drehte, und in ihrem Herzen den Glauben an die Erzählungen ihres Bruders ein wenig erschüttert fühlte.

Als die Uhr in einer Ecke des Zimmers die gewohnte Stunde des Schlafengehns schlug, stand Renée langsam auf, hing ihren Rocken ab, warf, um ihrer Pflicht als Wirtin zu genügen, ein wenig Holz auf das Feuer und sprach mit kurzer Stimme, indem sie auf das an den Herd stoßende Bett hinwies: „Da steht euer Bett, Bürger; im Kruge ist Wein und im Kasten Brot“. Damit zog sie sich nebst ihrer Tochter in das Zimmer nebenan zurück.

Als Etienne allein war und noch starr und betäubt von dem harten Empfang da stand, machte er seinen Gefühlen durch eine ausdrucksvolle Bewegung von Kopf und Schulter Luft; dann dachte er seufzend an seine Normandie und die fröhlichen, von Äpfelwein angeheiterten Abendgesellschaften, die er kürzlich mit diesem strapazenreichen und gefahrvollen Leben hatte vertauschen müssen, und legte sich

in das Bett des armen Jean, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er ihn daraus vertrieb.

Am andern Morgen putzte eben Etienne in der Frühe seine Flinte und seine Montur, als Marie mit einem schweren Korbe und einigem Geräte, um die Furchen zuzudecken, aus dem Hause trat. Man war in der Saatzeit und die Frauen waren gezwungen, die harten Arbeiten, die sonst den Männern zufielen, selbst zu verrichten. Etiennes Auge begegnete dem Blicke Mariens. Der zugleich sanfte und furchtsame Ausdruck, der in den Augen des Mädchens lag, ermutigte ihn. — „Darf ich Euch helfen, Bürgerin?„ sprach er, indem er sich schüchtern des Korbes bemächtigte. „Ich bin auch Bauer, ich verstehe das Feld zu bestellen und ich kann euch vielleicht nützlich sein."

Marie zögerte einen Augenblick; sie befürchtete von ihrer Mutter getadelt zu werden; aber wie sollte sie sich getrauen, die Höflichkeit des allmächtigen Soldaten übel aufzunehmen, der durch ein Wort, eine Geberde ihr armes Haus zu Grunde richten konnte? Sie ließ ihn den Korb nehmen, machte eine Verneigung und stotterte ein Wort des Dankes; dann machten sich die beiden jungen Leute zusammen auf den Weg und gingen auf den engen Fußpfaden durch die Gebüsche und Wiesen hindurch dem Stückchen Acker zu, das zu besäen war.

„In meiner Heimat," sagte Etienne, indem er sich nach allen Seiten umsah, „gibt man sich nicht so viel Mühe mit der Bestellung, man sät das Getreide rundweg auf breite Beete und man bekümmert sich nicht mehr darum bis zur Ernte."

„„Wahrhaftig?““ sagte Marie, um das Gespräch mit ihrem gefälligen Feinde fortzuführen; „„und aus welcher Gegend kommt Ihr, Bürger?““

„Aus der Normandie, ein schönes Land, wo ich vor ein paar Monaten noch recht glücklich war; aber die Aushebung hat mich getroffen und ich mußte fort.“

„„Ihr habt wohl eure Eltern verlassen müssen?““

„Nein, ich bin eine Waise; aber ich war bei guten Leuten im Dienste, die mich gerne hatten, und nun hat man mich in die Vendee geschickt, wo man alle Soldaten für eingefleischte Teufel ansieht.“

„„Sie haben aber auch viel böses um uns herum gethan!““ sagte schüchtern Marie.

„Ich weiß wohl,“ erwiderte Etienne; „aber alle sind nicht schuldig. In den meisten Fällen gehorchen wir den Befehlen unserer Anführer oder den Befehlen von Leuten, die nicht soviel taugen, wie sie und denen sie selbst gehorchen. Wenn es unter uns welche gibt, denen es Vergnügen macht, böses zu thun, so gibt es auch andere, die es gern hindern möchten; aber man muß sich doch gegen die verteidigen, die uns angreifen.“

„„Allerdings,““ sagte Marie leise.

„Nicht wahr, Bürgerin?“ fing Etienne wieder an, „Eure Mutter und Ihr, Ihr seid ärgerlich mich in Euer Haus aufnehmen zu müssen? Aber was kann ich dagegen machen? Ich habe den Befehl hier zu bleiben, es steht nicht bei mir, Euch von mir zu befreien; und doch thut es mir in der Seele weh, wenn ich Euch zittern sehe und wenn eure Mutter

mich anblickt wie gestern Abend. Ach! Bürgerin, der arme Soldat ist zuweilen recht unglücklich!“

Unter solchem Geplauder kamen die beiden jungen Leute zu dem Acker, der der Witwe Renée gehörte. Letztere war schon da mit einigen andern Frauen, welche ebenfalls mühsam wie sie die fette ergiebige Erde des dortigen Bodens umgruben. Marie trat zu ihrer Mutter und berichtete ihr leise über das Gespräch, das sie so eben mit dem Soldaten gehabt hatte. Renée fühlte sich ein wenig beruhigt, aber ihr gereiztes Herz war nicht so leicht zu gewinnen als die jüngere und gleichgültigere Seele ihrer Tochter. Doch sagte sie sich nach und nach, daß sie glücklich gewesen war, einen armen jungen Rekruten zur Einquartierung zu bekommen, anstatt eines groben, brutalen Soldaten, der schon an die Leiden und Gräuel des Krieges gewöhnt war.

Etienne hatte schon ein Ackergerät ergriffen und die Art und Weise, wie er es handhabte, bewies, daß diese Arbeit ihm nicht fremd war. Die Frauen umher betrachteten ihn mit mißtrauischer und feindseliger Miene, aber der junge Mensch hatte, als er wieder die Erde umackerte, seine blaue Uniform und seine Soldatenmütze vergessen. Diese Arbeit, die jeden Gedanken an etwas anderes verscheucht oder einschläfert, dieser Geruch der feuchten Erde, an den er von Jugend auf gewöhnt war, dieses frisch grüne, stark duftende Gras, auf das er trat, dies Gerät, das sich unter seinen kräftigen Händen rührte, alles dies erweckte in ihm die Erinnerung an seine Heimat, seine Kindheit, an das Leben, das er bisher geführt und dem er zu

seiner tiefen Betrübnis hatte entsagen müssen. Er summte ein lustiges Lied vor sich hin; sein von Natur geselliges Gemüt fand das ihm eigene offenherzige, muntere Wesen wieder und sein Gesicht gewann einen neuen anmutigen Ausdruck, indem es das bisherige schüchterne, leidende Wesen ablegte. Als die Mittagsmahlzeit die Arbeit unterbrach und alle auf dem Rasen am Feldrande versammelte, war Etienne wieder Bauer und guter Gesellschafter geworden. Seine Gemütsruhe teilte sich auch seiner Umgebung mit. Man begann, wenn auch nicht fröhlich, doch freundlich zu plaudern und die feindseligen Vorurteile milderten sich bei dieser unerwarteten gegenseitigen Annäherung.

Etienne arbeitete den ganzen Tag mit Renée und ihrer Tochter; er kehrte mit ihnen in das Gut zurück, und obgleich noch keine große Traulichkeit zwischen ihnen herrschte, so war doch das finstere Mißtrauen vom vorigen Abend zum Teil verschwunden und übte nicht mehr seinen peinlichen Druck auf das wohlwollende Gemüt des armen Rekruten. Von diesem Augenblick an fiel mit jedem Tage eine Schranke mehr zwischen den beiden Bäuerinnen und ihrem ihnen auferlegten Gaste. Marie erging sich ihrer Mutter gegenüber unaufhörlich in Lobeserhebungen über Etienne. Renée selbst, die nicht lange einen blinden Haß hegen konnte, erkannte alle guten Eigenschaften des jungen Soldaten an; sie behandelte ihn artig, fast wohlwollend; aber wenn sie ihn auf dem Felde arbeiten oder im Hause die Aufsicht führen sah, Dinge, die gewöhnlich dem

Familienhaupte zukamen, dann erwachte ein bitteres Gefühl in ihrem Herzen. Sie begriff, daß sie dasselbe allein empfand; zuweilen warf sie es sich wie eine Undankbarkeit vor, konnte es aber nicht unterdrücken.

Die Gleichgültigkeit Mariens für die Abwesenheit ihres Bruders verletzte und verwundete die Mutter. Marie hatte ihre natürliche Heiterkeit wieder gefunden. Der Krieg, der Kummer ihrer Mutter, der Weggang ihres Bruders hatten einen düstern Schleier über ihre Jugend gebreitet; aber seit Etiennes Ankunft war es, als ob der Wind diese Wolke verjagt und all ihre Furcht und Traurigkeit mit fortgeführt habe. Des Morgens, wenn sie die noch vom Taue feuchten Fußpfade hinging, sang sie, wie sonst in Friedenszeiten, eine jener naiven Weisen, deren Refrain zuweilen einen eigentümlichen Reiz erhält, wenn er von einer anmutigen Stimme auf dem Lande wiederholt wird. Marie trällerte sorglos so vor sich hin; ihr elastischer Schritt trat kaum auf den Boden auf; sie trug das Leben noch leicht und ihre noch jugendliche Einbildungskraft ersetzte die nur zu wirklichen Bilder von Jammer und Elend, die sie umgaben, durch unbestimmte Hoffnungen von Glück, dir ihr Gott . . . . . oder ihr Herz eingab. Etienne sah sie mit schüchterner Bewunderung in der Anmut und Schönheit ihrer zwanzig Jahre dahin wandeln. Zuweilen wieder war er betrübt und furchtsam und wagte nicht, sich ihr zu nähern; er zitterte, wenn er sie anredete. Vor Renée schlug er die Augen nieder, er fühlte sich in ihrer Gegen-

wart mehr als je eingeschüchtert und bot doch nicht minder alles auf, ihre Freundschaft zu gewinnen.

Indessen hatte Etienne bald eingesehen, in welcher Lage sich der Sohn Renées befand und wie er, Etienne, Jean hinderte, seine Mutter zu besuchen. Er hatte sich nun den stillen Kummer der Witwe erklärt und Marien begreiflich gemacht, daß er sich nicht ohne große Gefahren für das Leben oder die Freiheit ihres Bruders dem Vendeer gegenüber befinden könnte, da es alsdann seine Pflicht als Soldat sei, ihn zu verhaften.

Marie hatte diese grausame Notwendigkeit erkannt; sie hatte einige Thränen darüber vergossen, dann aber hatte der neue jugendlich-fröhliche Aufschwung, der ihre Seele auf seinen Fittichen forttrug, wieder die Oberhand bekommen und sie alles übrige vergessen lassen. Renée ihrerseits hatte diesen Wink nicht unberücksichtigt gelassen, sie hatte ihn ihrem Sohne auf einem jener tausend Wege übermittelt, die immer zwischen den Bewohnern eines Landes und ihren Brüdern unter den Waffen bestehen und einen Guerillakrieg so langwierig und für die regulären Truppen so verderblich machen. Sie wußte auch wohl Etienne Dank für diesen nützlichen Rat, grollte ihm aber doch im stillen, daß er auf diese Weise, wenn auch wider Willen, eine unübersteigliche Schranke zwischen ihr und ihrem Sohne errichtete.

Eines Tages trat Etienne zu ihr, als sie gerade am Ufer einer Lache, die ein kleiner Bach mit Wasser versorgte, beim Waschen war. — „Bürgerin,“ sprach

er, indem er sich einige Schritte von der Witwe auf einen großen von Binsen und Schwertlilien umgebenen Stein setzte, „ich komme aus der Stadt zurück und habe eine Neuigkeit für Euch.“

Renée drehte sich mit klopfendem Herzen und bleichem Gesichte nach ihm um. — „O! habt keine Angst,“ sagte er mit betrübtem Lächeln, „es wird für Euch keine böse Nachricht sein ... Ich habe in der Stadt Wache zu thun; ich muß noch heute Abend fort und werde erst übermorgen wiederkommen.“

„„Aber ... Ihr kommt wieder?““ frug Renée. In dem Ausdruck, mit dem diese Worte gesprochen wurden, lag etwas, was dem armen Soldaten das Herz zuschnürte; er beharrte indessen auf seinem Vorhaben.

„Ja,“ antwortete er und seufzte dabei, ... „in zwei Tagen, wie ich Euch sagte; ich werde erst nächsten Mittwoch ziemlich spät zurück sein ... Wenn während der Zeit etwa einer Eurer Freunde Euch besuchen sollte ... so sagt ihm nichts Böses von mir.“

Renée begriff jetzt Etiennes Absicht; aber sie sah auch zugleich, daß sie ihm ihre Dankbarkeit nicht zu deutlich ausdrücken durfte.

„„Danke, Bürger,““ sagte sie, „„Du hast ein gutes Herz; wir werden nicht vergessen, was du für uns thust.““

Etienne richtete sich lebhaft empor und warf auf Renée ein paar Blicke, die vor Freude strahlten. Diese einfachen Worte schienen eine größere Belohnung, als er zu hoffen gewagt hätte; er trug sie in seinem Herzen wie einen Schatz mit sich fort

und seine glückliche Phantasie baute darauf mehr als einen schönen Zukunftstraum. Renée ließ ihrem Jean schnell sagen, daß er ohne Gefahr auf das Gut kommen könne. Sobald die vollkommene Dunkelheit dem Vendeer Sicherheit gewährte, vernahm man das verabredete Zeichen, und bald lag der Sohn in den Armen seiner Mutter. Das Glück der Wiedervereinigten zu beschreiben, wäre unmöglich. Marie allein empfand ein peinliches Gefühl. Es schien ihr, daß die Dankbarkeit nicht genug Platz in dem Herzen ihrer Mutter und ihres Bruders einnähme, und daß man denjenigen, der ihnen diese Augenblicke der Freude verschafft hatte, zu sehr vergäße. Sie hatte von Etienne mit ihrem Bruder sprechen wollen; Jean antwortete ihr einfach:

„Ihr seid glücklich, einen Blauen im Hause zu haben, der nicht so brutal ist, wie die andern.“

Und als sie darauf bestanden hatte, als sie ihm gesagt hatte, daß sie das Glück, ihn wiederzusehen, Etienne verdankten, hatte er ungeduldig mit dem Kopfe geschüttelt und erwidert:

„Lange genug schon hat er mich gezwungen, außer dem Hause zu bleiben und im Ginster und Buschholz zu schlafen, während er in meinem warmen Bette gelegen hat.“

Dann hatte Jean von den Strapazen und Leiden erzählt, die die Vendeer auszustehen gehabt hatten, wie sie während der kalten Nächte am Ende des Herbstes von allen Seiten gehetzt und verfolgt und von all ihren Freunden, die die Gegenwart der Blauen zur äußersten Vorsicht nötigte, ver-

lassen worden waren, wie sie unter dem feinen, eisigen, durchdringenden Regen kaum ein paar Stunden Schlafes hatten genießen können, ohne daß sie ein plötzlicher Lärm aus ihrem armseligen Feldlager verjagt hätte.

Renée hörte das alles mit bitterer Betrübnis an und verfolgte auf den abgezehrten Zügen ihres Sohnes die Spur der Leiden, von denen er sprach; aber Marie dachte an Etienne, auch wenn sie ihrem Bruder zuhörte, und da sie von den andern nicht die Teilnahme erhalten konnte, die der junge Soldat ihr zu verdienen schien, so gewährte sie ihm dieselbe mit der ganzen Macht ihres Herzens. Indessen fühlte sie sich gekränkt, ohne zu wissen warum. Sie war böse auf die andern, böse auf sich selbst. Am andern Morgen fand sie Jean in einem kleinen Gebüsch einige Schritte vom Hause entfernt, sie weinte.

„Was fehlt dir, liebe Schwester?" frug er. Marie floh davon, ohne zu antworten. Jean suchte seine Mutter auf und erzählte ihr, was ihm eben begegnet war. Renée schien sich wenig darüber zu bekümmern; sie fühlte nur die Freude, ihren Sohn wiederzusehen, und den Kummer, ihn abermals zu verlieren. Jean beobachtete seine Schwester den ganzen Tag; aber Marie verheimlichte zum Teil ihre Traurigkeit, ohne noch zu begreifen, was sie verbergen wollte. Doch wurde sie plötzlich rot, als Jean beim Abschied ganz leise zu ihr sagte: „Marie, du hast Kummer; ich glaube zu erraten; aber wir werden ruhiger darüber plaudern, wenn du von

deinem Soldaten noch einmal Erlaubnis für mich erhalten haben wirst."

Sie antwortete nichts darauf. Jean ging fort, und die drei Bewohner des Gutes führten nun wieder die alte Lebensweise. Einige kleine, fast unfaßbare Verschiedenheiten konnte man indessen doch bemerken. Marie war nicht mehr so fröhlich, im Gegenteil oft in Gedanken versunken, zuweilen sogar launenhaft; von Zeit zu Zeit schienen ihre Augen von Thränen gerötet. Renée war gegen den jungen Soldaten viel freundlicher geworden. Etienne hatte dadurch, daß er sie mit ihrem Sohne zusammengeführt hatte, den Weg zu ihrem Herzen gefunden; unmerklich schwanden das Mißtrauen und der Haß der Mutter.

Da jetzt häufig ganze Kolonnen Befehl erhielten, das flache Land zu durchziehen, so war die Stadt Machecoul von Truppen entblößt und Etienne wurde oft zum Dienst hineinberufen. Die aufständischen Bauern fühlten die Notwendigkeit, sich einige Tage ruhig zu verhalten, und Jean konnte diese vorübergehende Ruhe benutzen, um dem Gute einen Besuch zu machen. Es war dies jetzt eine im voraus verabredete Sache. Etienne gab beim Fortgehen die Stunde an, zu der er wahrscheinlich zurückkommen würde, und Jean verließ wohlbedacht das Haus früh genug, um Zeit zu lassen, jede Spur seines Aufenthalts wegzuräumen. Trotz seiner letzten Worte gegen seine Schwester sprach er mit ihr nicht von der Sache. Seine Mutter hatte sich dem widersetzt.

„Sie lieben sich,“ hatte sie zu ihm gesagt; „ich sehe es jetzt zu spät, um es zu verhindern, wenn es überhaupt möglich gewesen wäre. Es ist mir ärgerlich, denn es ist ein Blauer; aber trotzdem ist es ein rechtschaffener Mensch, der Marien glücklich machen wird, wenn sie sich jemals heiraten.

„Wer weiß,“ fuhr Renée fort, „ob das möglich ist? Der Krieg hat so furchtbare Wechselfälle! Etienne kann weit von hier weggeschickt werden und Marien vergessen. Wenn sie sich einmal gegenseitig erklärt haben werden, wird es Zeit sein, ihnen zu zeigen, daß wir ihr Geheimnis kennen. Wollten wir jetzt ein Geständnis von Marien verlangen, so würden wir sie nur noch fester an ihre Liebe binden. Lassen wir die Dinge gehen; es sind zwei rechtschaffene Herzen, auf die man sich verlassen kann.“

„„Aber es ist ein Blauer, Mutter!““ sagte Jean, dessen Vendeerblut sich bei dem Gedanken an die Verschwägerung mit einem Feinde empörte.

„Es ist ein armer Junge, der gezwungen worden ist, mit den Blauen zu marschieren, weil er zum Soldatendienst ausgehoben worden ist und man sich in seiner Gegend diesem Gesetze nicht widersetzt hat, wie in der unsern. Er stand allein und ohne Stütze, da mußte er wohl gehorchen. Was hättest du an seiner Stelle gethan, armer Jean?“

„„Das kann ich nicht wissen. Vielleicht hätte ich es ebenso gemacht wie er; aber ist dies ein Grund, daß ihn meine Schwester heiratet? Der

Zufall hat ihn zu uns geführt; er und seine Kameraden haben unser Land verwüstet und, was sich nicht wehren konnte, niedergemetzelt; er hat an all diesen Metzeleien teilgenommen, oder er ist doch zugegen gewesen und ist ein Freund von denen, die sie ausgeführt haben. Er trägt dieselbe Uniform wie sie, er ruft: Es lebe die Republik! und er schießt auf die Vendeer, wenn man es ihm befiehlt.““

„Es ist schon wahr, aber er ist gut gegen uns gewesen; er hat uns geholfen, uns unterstützt; er hat dir's leicht gemacht, uns zu besuchen, und Marie liebt ihn.“

„„Sie liebt ihn! sie liebt ihn! Gibt es nur den Burschen auf der Welt? Marie ist so hübsch; noch viele andere werden um sie werben. Sie mag warten. Ich werde ihr unter uns einen guten Mann ausfinden, mit dem ich mich immer werde vertragen können, weil es kein Feind sein wird, der mit Gewalt in unsere Familie eingedrungen ist.““

„Das wäre ganz gut, wenn sie diesen Etienne nicht liebte,“ sagte Renée lächelnd und schüttelte den Kopf. „Mein Vater sprach auch so zu mir, als ich ihn bat, mich meinen armen Mann heiraten zu lassen. Er sagte auch zu mir: du bist reich, du bist hübsch, viele andere können noch um dich anhalten, die mir besser anstehen werden als er. Ich antwortete: ich liebe ihn; er allein kann mir von jetzt an passen. Und ich habe auf ihn gewartet. Es würde mich aber ängstigen, Jean, deine Schwester der Prüfung zu unterwerfen, die ich bestanden habe. Ich allein weiß, was ich dabei gelitten habe,

und ich möchte befürchten, daß Marie nicht die Kraft hätte, einem langen Grame zu widerstehen. Man weiß nicht, siehst du, wenn man es nicht erfahren hat, was es heißt, in seinem Herzen einen Kummer zu verschließen, der sich immer gleich bleibt und in den sich gerade knapp so viel Hoffnung mengt, als nötig ist, um der Entsagung keinen Raum zu geben. Das versengt das Herz, das trocknet die Freude der Jugend in der Quelle aus. Nein! nein! ich habe zu viel gelitten sieben Jahre meines Lebens lang, um meiner Tochter dieselben Schmerzen auferlegen zu wollen."

Jean stützte seinen Kopf auf seine Hand und sah einen Augenblick, ohne etwas zu erwidern, in die Flamme, die auf dem Herde erlosch, denn Mutter und Sohn waren etwas länger aufgeblieben, um ungestört über die Zukunft Mariens zu plaudern, die schon lange in der Nebenstube eingeschlafen war.

„„Bei alle dem,"" sagte er und richtete sich auf, „„irrt Ihr Euch vielleicht, Mutter. Marie liebt den Blauen nicht so sehr, wie Ihr meint; sie würde leichter vergessen können, als Ihr, sie gleicht Euch nicht.""

„Nein, sie gleicht deinem Vater, aber dein Vater hat mich nicht vergessen. Er hat soviel wie ich gelitten, wenn auch anders als ich, und, schwach wie sie ist, vermöchte sie nicht, sich bis zu dem Tage hinzuschleppen, wo die Freude das Übel wieder gut machen würde. Das Glück erhält sie am Leben, das Unglück würde sie töten."

„„Aber seid Ihr denn eigentlich gewiß, Mutter, daß sie ihn liebt?““ fing Jean wieder an.

„Ei! würde ich sonst daran denken, sie ihm zu geben? Betrachte sie doch genau und sage mir, ob sie sich noch ähnlich sieht, seitdem er da ist?“

„„Nein, allerdings; sie hat sich sehr verändert! Das arme Kind! unglücklich soll sie aber nicht werden! Mutter, Ihr seid' verständiger als ich, Ihr werdet das alles in Ordnung bringen; ich möchte freilich, daß es möglich wäre, sie von dieser Grille zu heilen.““

Hierbei hatte das Gespräch ein Ende. Renée fuhr fort, ihre Tochter zu beobachten und sich dabei immer mehr von ihrer Liebe zu Etienne zu überzeugen. Ebenso aufmerksam betrachtete sie den jungen Soldaten; sie las in seinem Innern und ward sich klar, daß es ein redliches, gutes Herz war, was darin schlug. „Sie werden glücklich sein, wie ich gewesen bin,“ dachte sie bei sich, „glücklicher noch, denn ich will ihr Herz nicht durch lange schmerzhafte Erwartung brechen, kein Gram soll in ihrer Seele einen bittern Tropfen zurücklassen, um alle glücklichen Augenblicke ihres Lebens zu vergiften.“

So verging die Zeit ohne große Veränderungen für die Bewohner des Gutes bis zum Beginn des Winters. Die Mutter tröstete sich über die gewohnte Entfernung ihres geliebten Sohnes bei der Hoffnung auf seine kurzen Besuche. Etienne und Marie waren voll Freude über dies seltsame Glück und überließen sich ihm nach Art der Jugend

sorglos, eben weil sie künftige Hindernisse und fernen Kummer ahnten. Sie wollten nicht über die Gegenwart hinausblicken, die ihre ganze Seele in Anspruch nahm. Voll Schmerz, daß der schöne Tag schon zu Ende ging, begrüßten sie den folgenden Morgen wie einen Freund, der ihnen die Hände voll neuer Freuden entgegenkam. Während sie so in ihrer Sicherheit wie fröhliche Kinder einschliefen, wurden die Vorgänge um sie her mit jedem Tage düsterer.

Von allen Seiten von den republikanischen Kolonnen gehetzt, fanden sich die Insurgenten zuletzt in einem Winkel des Waldes von Machecoul umzingelt, aus dem es ihnen äußerst schwer war, zu entkommen, wie auch ihre Freunde nur mit Mühe ihnen Hilfe und Vorrat zukommen lassen konnten. Da sich Charette, krank und verwundet, eine Zeit lang von dem Heere hatte zurückziehen müssen, so hatten die Republikaner seine Abwesenheit, die die Bauern entmutigte und von der Offensive abhielt, sich zu Nutze gemacht; aber er kam zurück und sofort merkte man, daß die Dinge eine andere Wendung nahmen. Diese geheime Bewegung, die eine neue Phase in dem furchtbaren Sturm, den man Bürgerkrieg nennt, ankündigte, brachte die ganze Gegend in Aufregung. Greise und Kinder, die man bisher für unfähig gehalten hatte, die Waffen zu ergreifen, verschwanden nacheinander in wenigen Tagen und vergrößerten eine unsichtbare Armee. Die Lebensmittel wurden selten; trotz Drohungen und Nachforschungen konnte man keine

finden; die Republikaner zogen sich zurück und die Bauern erschienen bewaffnet an den Orten wieder, welche ihre Feinde soeben verlassen hatten. Der Krieg in den Gebüschen begann aufs neue, so daß Jean, während der immer öfteren Entfernungen Etiennes, nur auf kurze Zeit in dem Gute erschien.

Eines Tages, es war am ersten Dezember, erwartete ihn die Mutter den ganzen Abend und einen Teil der Nacht. Von Müdigkeit und Sorge erschöpft, verzweifelte sie schon, ihn zu sehen, als sich das gewohnte Zeichen vernehmen ließ; die Thüre ging auf und Jean trat ein. Die Mutter betrachtete ihn bei dem düstern Scheine des Harzlichtes am Kamin und den erlöschenden Flammen des halb verzehrten Rebholzes, er sah blaß und verändert aus; seine Kleider waren feucht und seine Hände eiskalt. Er lehnte seine Flinte in eine Ecke und trat rasch zum Feuer.

„Es ist eine schreckliche Kälte draußen,“ sprach er, „ich meinte erfrieren zu müssen, aber ich hätte nicht verfehlen wollen, Euch heute zu küssen. Wir marschieren auf Machecoul, es wird dabei heiß hergehen, und wer weiß? . . . Kurz, ich hab’ Euch sehen wollen, Mutter.“

Renée durchschauerte es in allen Gliedern; es war das erste Mal, daß Jean einen Zweifel, eine Besorgnis, eine böse Ahnung ausgesprochen hatte. Sie ergriff die Hand, die ihr Sohn ihr hinreichte, zog ihn zu sich und küßte ihn, mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend. Marie frug ihren Bruder, ob er sich schlafen legen wolle.

„Mich schlafen legen! nein! nein! ich muß Euch vor Tagesanbruch verlassen und ich hätte also keine Zeit mit Euch zu reden. Ich hab' Euch vielerlei zu sagen; setzen wir uns, denn ich bin von Müdigkeit wie gerädert, und hört mich an."

Er erzählte ihnen nun die Bewegungen der Aufständischen und was die Bauern von den künftigen Plänen ihrer Chefs wußten oder errieten. Das Geheimnis des Kriegsrates war nicht so streng bewahrt, daß diese Pläne nicht bekannt geworden wären; aber die Treue der Bauern machte diesen Fehler nicht so gefährlich. Die beiden armen Frauen hörten Jean aufgeregt zu; seine Mutter zitterte für ihn. Mariens Herz war von doppelter Furcht geängstigt.

„Und nun, Mariechen," sprach er, indem er sich seiner Schwester zuwandte und ihre Hand ergriff, „laß' uns von dir sprechen, du bist keine echte Vendeerin, da du nicht alle Blauen verabscheust. Die Mutter hatte mir bis jetzt nicht erlaubt, mit dir ein Wort darüber zu sprechen; aber heute will ich durchaus den Augenblick benutzen, den Gott mir schenkt. Du liebst also einen Soldaten! Du, die Schwester eines Brigand, du wärest gesonnen, einen Pataud zu heiraten!"

Marie senkte das Haupt und drehte sich um, um die Blicke ihrer Mutter zu vermeiden, dann drückte sie ihr Gesicht in ihre Hände, die nicht groß genug waren, um ihr Erröten zu verbergen.

„Na, na," sagte Jean lächelnd, „schäme dich nicht so sehr, Schwesterchen. Es mußte doch so

enden, und da bei diesem braven Burschen ein gutes Herz unter einer häßlichen Uniform steckt, so heirate ihn, liebes Mariechen, und sei glücklich."

Dann neigte er sich zu ihr nieder und sagte ihr leise ins Ohr: „Ich habe dir das heute sagen wollen, weil, wenn ich nicht wiederkomme . . . wer weiß? . . . 's ist ja möglich! — weil ich will, daß du dann weißt, daß dein Bruder, der Brigand, in deine Heirat eingewilligt hat."

Er richtete sich wieder auf und fuhr mit lauter Stimme fort: „'s ist ein hübscher Bursche, dein Etienne, ich habe ihn eines Tages gesehen, oder vielmehr eines Abends."

„„Wo denn? . . . Wie so?"" frug Marie.

„Eben hier, wahrhaftig!" sagte Jean und lachte. „Es war verteufelt kalt an dem Abend, wenn auch nicht so sehr wie heute. Der Blaue saß an meinem Platze, zwischen dir und der Mutter, er plauderte und wärmte sich lustig dabei; ich stand unter dem Fenster, im Schatten versteckt, zitternd vor Kälte, und sah Euch zu. Das machte einen sonderbaren Eindruck auf mich. Mir war's, als ob ich tot wäre und wiederkäme, um zu sehen was auf der Erde vorginge, weil niemand Messe für mich lesen ließ, um mich ruhig zu halten."

„„Jean!"" rief seine Mutter ängstlich aus.

„Gut! gut, Mutter! Das hat nichts zu bedeuten; erschreckt nur nicht, na!" begann er wieder mit etwas gesuchter Sorglosigkeit. „Man muß solchen Ideen kein Gewicht beilegen. Ehemals sagte man mir, daß der Schrei der Nachteule eine

schlimme Vorbedeutung wäre; macht er Euch jetzt noch Angst? Also, um auf jenen Abend zurückzukommen, wo ich Euch belauschte, ohne daß Ihr es wußtet . . . ich habe deinen Soldaten wohl angesehen, Marie; sein Gesicht hat mir gefallen. Er ist ein rechtschaffener Bursche, der dich lieb hat, ich bin dessen gewiß. Ich habe gesehen, welche Blicke Ihr wechseltet. Na, hör' einmal auf mit deinem Rotwerden! Ich sehe nichts Böses dabei. Ich bin gewiß, Ihr dachtet nicht, daß es außer Euch noch andere Geschöpfe auf der Erde gäbe. Die Mutter freilich . . . o! was die betrifft, das ist etwas anderes; sie dachte nicht an Euch; sie dachte an mich; ich las meinen Namen in ihren Augen."

„„Es gibt wohl keinen Augenblick in meinem Leben, wo er nicht in meinem Herzen wiedertönt,"" sagte Renée mit einer Aufregung, die sie nur mit Mühe beherrschte.

„Arme Mutter! . . . ich weiß es wohl, und ich weiß auch, was mir auch begegnen möge, daß Ihr mich niemals vergessen werdet; aber unsre Marie kann noch andre lieben als uns, Mutter, und sie soll glücklich werden. Versprecht mir, daß Ihr sie, wenn der Krieg zu Ende ist, mit dem verheiratet, den sie liebt . . ., da sie ihn einmal liebt."

Ein Lächeln schimmerte durch Renées Thränen hindurch, während sie auf ihre Tochter blickte.

„„Du weißt ja, daß ich vor allem ihr Glück will,"" sagte sie.

Marie stürzte in ihre Arme und verbarg ihr

errötendes Antlitz in das Kleid ihrer Mutter. Jean lächelte, aber seine Augen waren feucht.

„Und ich,“ sprach er, „werde ich keinen Dank von dir erhalten, Marie, daß ich eine so schwierige Sache in Ordnung gebracht habe? Hat mich dein Etienne aus deinem Herzen vertrieben? Liebst du deinen Bruder nicht mehr?“

Marie trat zu ihm; innig umarmten sich Bruder und Schwester; dann erhob sich Jean, einen Seufzer unterdrückend.

„Es ist spät,“ sagte er, indem er beim Schein des Herdfeuers nach den Zeigern einer dicken silbernen Uhr sah, die seinem Vater gehört hatte und die an einer ebenfalls silbernen Kette hing; „es ist schon zwei Uhr, um vier Uhr sollen wir zusammentreffen. Ich muß Euch verlassen. Leb' wohl, Mutter; leb' wohl, Marie; auf Wiedersehen . . . hoffentlich . . .“ Er griff nach seiner Flinte. Seine Mutter stand bleich und bewegt da. Alle Worte von böser Vorbedeutung, die ihr Sohn gesprochen hatte, waren wie Eistropfen auf ihr Herz gefallen. Marie, die von tausendfach verschiedener Aufregung zitterte, stützte ihren Kopf auf den Kamin und weinte. Jean ließ langsam seinen Blick über die Gegenstände, die ihn umgaben, gleiten und ihn dann auf seiner Mutter und seiner Schwester haften. Ein unwillkürliches Zucken lief über seine edlen Gesichtszüge, zwei große Thränen hingen am Rande seiner Wimpern; er suchte seine Erregung zu beherrschen und glitt mit der Hand rasch über seine Augen.

„Leb' wohl, Mutter,“ sprach er noch einmal;

„Mut! ich verlasse Euch nicht zum erstenmal; warum sollte ich weniger Glück haben, als gewöhnlich? Leb' wohl, Mariechen; ich verlasse dich glücklich; das muß mir Glück bringen.“

Er trat zu seiner Mutter. Renée hatte einen Augenblick der Schwäche; sie stützte ihr Haupt auf die Schulter des jungen Mannes und schluchzte laut auf. Jean neigte sich zu ihr herab; er flüsterte ihr mit gerührter Stimme jene unzusammenhängenden Worte ins Ohr, die durch ihre unbestimmten Hoffnungsversicherungen gerade die Furcht verraten. Renée verstand sie kaum, aber die Stimme ihres geliebten Sohnes besänftigte auf einen Augenblick ihren Schmerz und verlieh ihr ein wenig Kraft. Sie drückte ihn noch einmal leidenschaftlich in die Arme und richtete sich dann blaß, aber gelassen auf, leis ein inbrünstiges Gebet murmelnd.

Jean ging auf Marie zu und sagte zu ihr, während sie ihm den Abschiedskuß gab: „Marie, wenn ich nicht wiederkomme, liebe unsre Mutter mit doppelter Liebe, für dich und für mich. Du kannst noch glücklich werden; du wirst es sein; sie aber! . . . Erbarme dich ihrer, Marie, denn sie wird sehr unglücklich sein.“ — Er probierte den Hahn seiner Flinte, blickte noch einmal um sich und verließ festen Schrittes das väterliche Haus.

Kaum hatte Jean die Schwelle der Thüre, die sich nach Mittag öffnete, überschritten, als die beiden Frauen an die Thür gegenüber klopfen hörten; sie erschraken, aber bald beruhigte sie der Klang von Etiennes Stimme; Marie öffnete. Der junge

Soldat trat hastig ein; er keuchte vor Erregung. Der Schemel, auf welchem Jean beim Feuer gesessen hatte, die Thränen, die noch an den Wangen der beiden Frauen herabrannen, die zu dieser nächtlichen Stunde halb offene Thür, alles bewies ihm, daß der Vendeer nur eben fortgegangen war; er warf einen schüchternen Blick um sich, dann trat er bewegt zu Renée heran.

„Ich muß Euch verlassen," sagte er, „vielleicht für lange Zeit, vielleicht für immer. Die Brigands rüsten sich zum Angriff, und meine Kompagnie ist beordert, eine der Kolonnen zu bilden, die Machecoul decken sollen. Ich werde nicht mehr ins Haus zurückkommen. Ich habe Befehl, alle meine Sachen zusammenzupacken; in einer Stunde muß ich zu meiner Kompagnie gestoßen sein. Ich danke Euch für Eure Güte, Mutter Renée; Ihr hättet mich hassen sollen, Ihr seid aber gut gegen mich gewesen; ich danke Euch! . . . Marie, Adieu! . . . Es war mir, als sollte ich Euch nie mehr verlassen. Ich war unsinnig . . . ich war so glücklich!"

„„Der Krieg wird nicht immer dauern,"" sagte Renée; „„Ihr werdet uns später einmal wieder besuchen.""

„Wie! wolltet Ihr mir das erlauben?" frug Etienne, und ein Strahl der Freude erglänzte in seinen Augen. Er unterbrach sich und fügte mutlos hinzu: „Ach! später, nach vielen Jahren, dann werdet Ihr mich vergessen haben und Ihr werdet mich nicht wieder erkennen!"

Er kehrte sich nach Marien um und sah sie in Thränen.

„Ihr weint!" rief er; „Ihr weint, Marie! ... O! ich werde wiederkommen! ich komme zurück ... und Ihr werdet immer so gegen mich gesinnt sein, wie Ihr jetzt seid?" fügte er leiser hinzu.

„„Immer!"" flüsterte Marie.

„Ich danke Euch," sagte er noch und sah sie an. Mariens Augen begegneten den seinen, und ein Strahl des Glückes verklärte das Gesicht des jungen Soldaten.

„Vorwärts," rief er fast fröhlich aus, „nun geht es fort!"

Er holte seinen Tornister, hing ihn über die Schulter und that einige Schritte nach der Thür hin.

„Adieu," wiederholte er noch einmal, indem er sich umkehrte und den beiden Frauen zulächelte. „Auf Wiedersehen, früher oder später!"

So ging er fort, getrösteten Herzens, die Hoffnung zur Reisebegleiterin und die Liebe zur Stütze gegen die Befürchtungen der Zukunft.

Nun begann für Mutter und Tochter eine jener schrecklichen Nachtwachen, wo die Unruhe und Sorge alle Gestalten annimmt und grausamer wird, als der Schmerz selbst. Die Mutter, die die Sekunden nach den schweren Schlägen ihres Herzens zählte, fühlte diese Zeit, die die Gefahr für ihren geliebten Sohn herbeiführte, fast körperlich verstreichen; ihre Lippen murmelten ein Gebet, und ihr Ohr, das auf das geringste Geräusch aufmerksam war, suchte in dem fürchterlichen Schweigen der Nacht den entfernten Lärm des anbrechenden blutigen Kampfes zu erraten. Plötzlich erzitterte die dünne Luft der

kalten Morgenstunde von einem dumpfen Schall und erfüllte das klopfende Herz Renées mit tiefem Schrecken; es war ein ferner Flintenschuß, ein andrer folgte, wieder einer, noch einer. Die beiden Frauen fuhren auf, wie von einer Bewegung ergriffen; sie stürzten zur Thüre, öffneten sie und horchten. Wer könnte die peinliche Qual schildern, die ihr Herz folterte, während sie, zu entfernt, um die verschiedenen Phasen des Kampfes beurteilen zu können, mit immer steigender Angst dem bald mehr oder minder lebhaften Flintengeknatter lauschten und daraus den mutmaßlichen Ausgang der Schlacht zu erraten suchten? Schweigend und im Morgenfroste, der die Erde umher mit tückischem Glatteis wie mit einem Leichentuche bedeckte und an ihr Dach die langen schneidigen Eiszapfen hing, von Schauer geschüttelt, blickten sie mit thränenverschleierten Augen in die Dämmerung hinaus, die schon einige Strahlen des anbrechenden Tages erhellten; jeder Flintenschuß schien ihren zitternden Herzen das Zeichen des Todes eines ihrer Lieben zu sein. Ganz versunken in diesem Gedanken, hatten sie kein Bewußtsein ihrer selbst mehr; sie überlegten nicht, daß in diesem Augenblick vielleicht ihr eigenes Schicksal sich entschiede; das Bild ihres geliebten Sohnes beschäftigte allein die Seele der Mutter, und Marie, die von doppelter Sorge gequält wurde, hätte ihr minder mutiges Herz verzagen gefühlt, wenn die Hoffnung nicht von Zeit zu Zeit die düstern Bilder verscheucht hätte, die sich vor ihrer erschütterten Einbildungskraft erhoben.

Wie viel Stunden so hingingen, hätten sie selbst nicht sagen können. Sie hatten alle Fähigkeit verloren, die Zeit zu berechnen; es war ihnen, als hätten sie an diesem qualvollen Morgen ein ganzes Leben voll Leiden verfließen gefühlt. Indessen war die bleiche Sonne schon weit vorgeschritten auf ihrem schrägen Laufe, als das Gewehrfeuer nachzulassen, dann sich zu entfernen und endlich ganz aufzuhören schien. Welche Partei hatte gesiegt? welche war unterlegen? Nichts zeigte sich, was die beiden armen Frauen darüber hätte aufklären können.

Das Gut la Jaguerre lag nicht an dem Wege der Flüchtigen. Da sie indessen nach Verlauf einiger Stunden keinen der Ihrigen erscheinen sahen, so meinten Renée und Marie, daß vermutlich die *Blauen* geschlagen worden wären, da ihre Leute gewiß eine Zuflucht in ihrem Hause gesucht hätten, das im Gegenteil der großen Masse der Soldaten unbekannt war. Diese Überzeugung vermochte jedoch nicht, sie ganz zu beruhigen. Nach der Länge des Kampfes zu urteilen, mußte der Sieg teuer erkauft worden sein. Und was war wohl aus Etienne geworden? Das Schweigen, das jetzt um die beiden Bäuerinnen herrschte, ängstigte sie vielleicht noch mehr, als das unheimliche Knattern des Gewehrfeuers.

Ohne Aufhören gingen die beiden Frauen bald vom Herde zur offenen Thüre, bald wieder zurück, wagten nicht, sich zu entfernen und brannten doch vor Verlangen, etwas zu erfahren, wäre es auch schlimmes

gewesen. Endlich glaubte Renée, in der Ferne einen Menschen zu erkennen.... Langsam kommt er, fast sich schleppend, auf dem schlüpfrigen Boden daher. Dumpf schlägt das Herz im Busen der Witwe. Der Mann ist verwundet, Gang und Haltung beweisen es; aber er ist noch zu entfernt, als daß sie ihn erkennen könnte. Er kommt näher; bald unterscheidet sie einen Soldatentschako, weißes Lederwerk, eine befleckte, zerrissene Uniform.... Er richtet mit einer schmerzhaften Bewegung den Kopf auf, wie um zu sehen, wie viel Weges er noch zu machen habe. Sie erkennt Etienne; er ist bleich, blutig und entstellt. Die Mutter denkt an ihre Tochter, sie hält den Ausruf, der ihrer Brust entfahren will, auf der Lippe zurück, sie will sie auf das, was sie erwartet, vorbereiten; aber Marie, von geheimer Ahnung ergriffen, ist vorgetreten und der Schrei, der ihrem Herzen entfährt, verrät ihrer Mutter, daß sie alles gesehen, alles begriffen hat. Renée kehrt sich um, um sie in ihren Armen aufzufangen, sie zu halten; sie glaubt, daß die Aufregung ihr schwaches Kind brechen wird. Marie fiel jedoch nicht, weinte nicht; der Schrei allein, der ihr entfahren war, verriet ihre Schwäche. Sanft schob sie ihre Mutter beiseite, sprang leicht wie ein Reh über die Schwelle und stürzte Etienne entgegen. Renée folgte ihr.

Beim Anblick Mariens strengte Etienne sich noch einmal an, sein Schritt ward wieder fest, er erreichte den Gipfel der Anhöhe; aber einige Schritte von der Thür gingen ihm die Kräfte aus und er

sank auf dem gefrornen Boden in dem Augenblicke zusammen, wo Marie herankam, um ihn zu halten.

„Die Eurigen sind Sieger,“ rief er mit abgebrochener Stimme, „das republikanische Heer flieht nach allen Seiten ... ich habe einen Schuß in der Brust ... ich glaube, ich werde sterben; ... aber hier ... bei Euch sterben ... das ist noch ein Glück!“ ... Er hatte kaum ausgesprochen, als er ohnmächtig zu Mariens Füßen niedersank.

Das arme Mädchen fiel auf ihre Kniee und barg ihr thränenbedecktes Gesicht in ihre Hände. Renée beugte sich nieder und richtete den Kopf des unglücklichen Soldaten auf. Diese Bewegung ihrer Mutter belebte aufs neue Mariens Hoffnungen; sie that ihre Hände auseinander und richtete, ohne es zu wagen, Etiennes blasses Antlitz anzusehen, einen ängstlichen fragenden Blick auf ihre Mutter.

„Er ist tot!“ sagte sie nach einem Augenblick schrecklichen Wartens.

„„Nein! nein!““ antwortete die Witwe, „„er atmet noch. Stehe auf, Marie; hilf mir ihn bis ins Haus tragen, wir wollen ihn erst wieder zur Besinnung bringen, dann wirst du Vater Martin holen; der ist geschickt und versteht sich auf allerlei Wunden. Er wird uns sagen, was zu thun ist.““

Dieser Hoffnungsschimmer gab Marien all ihre Kräfte wieder. Sie stand auf; mühsam hoben die beiden Frauen den erschlafften Körper des Soldaten auf, trugen ihn ins Haus und legten ihn auf das Bett nieder; dann benetzten sie ihn mit frischem Wasser und Essig, bis es endlich ihren Anstreng=

ungen gelang, ihn aus der Ohnmacht zu erwecken, die vom großen Blutverluste herrührte und dem Tode ähnlich war. Etienne schlug die Augen auf, sah Marien neben sich in Thränen und lächelte ihr zu, die schwache Hand ihr entgegenreichend. Das arme Kind schluchzte laut auf.

„Bleib nicht hier, Marie," sagte Renée, „es kann ihm schaden; geh', hol' Vater Martin, wir allein können seine Wunden nicht verbinden."

Marie wandte sich sofort mit instinktivem Gehorsam nach der Thür; aber sie hatte nicht vier Schritte gethan, als eine andre Unruhe sie zu befallen schien.

„„Was soll ich dem Vater Martin sagen?"" frug sie; „„wenn er erfährt, daß es ein Blauer ist, wird er ihn nicht pflegen wollen und vielleicht gibt er ihn den Brigands an.""

„Sage ihm, es sei einer von den Unsern," antwortete ihre Mutter; „ich werde ihm die Uniform ausziehen und sie verstecken; der Vater Martin kennt Etienne nicht, er wird nicht erraten, was er ist."

Marie ging fort. Renée schickte sich an, alles, was Etienne hätte verraten können, beiseite zu schaffen; sie verbarg sein Lederwerk in eine alte Truhe, warf seinen Säbel und seine Flinte hinter das Reisig und zog ihm seine Kleider mit all der zärtlichen Behutsamkeit einer Mutter aus. Sie legte eben die blutbefleckten Kleider in die Truhe, als sie eine silberne Kette, die aus der Tasche heraushing, gewahr wurde. Sie griff hastig danach, zog sie heraus und brachte eine schwere silberne Uhr

zum Vorschein, die sie nur zu gut erkannte... die Uhr ihres Sohnes, die, welche sie selbst ihm nach dem Tode ihres Gatten gegeben und noch am Abend vorher in den Händen Jeans gesehen hatte. Sie ließ den schweren Deckel der Truhe wieder zufallen und blieb, am ganzen Körper bebend, stehen, die Blicke starr auf die Uhr gerichtet, die ihre krampfhaft zitternden Hände kaum zu halten vermochten. Plötzlich stürzte sie auf das Bett zu, faßte barsch Etiennes Arm, ohne weiter an den Zustand des Verwundeten zu denken, hielt ihm mit der andern Hand die verhängnisvolle Uhr entgegen und frug ihn mit rauher, abgebrochener Stimme:

„Woher kommt das? Wo habt Ihr die Uhr her? .. Wer hat sie Euch gegeben? .. Wo habt Ihr sie genommen?“

„„Das?““ .. sprach Etienne, der mühsam seine schwachen Augenlider öffnete und seine Gedanken zusammenzuraffen suchte, „„das? .. Ach! das ist die Uhr eines armen Brigand, der sie mir gegeben hat, damit ich sie seiner Mutter bringen soll.““

„Und ... wo ist er, dieser Brigand? .. Ist er verwundet? .. auf der Flucht? .. Ist er ..“

Sie hielt inne, sie vermochte das Wort nicht auszusprechen, das ihr in die Gedanken kam.

„„Er ist tot!““ sagte Etienne mit schwacher Stimme.

„Tot!“ wiederholte Renée mit gellendem Schrei; „tot!“ sagte sie noch einmal, mit trocknen, flammenden Augen Etienne anstarrend, und erbarmungslos den schlaffen Arm des Verwundeten schüttelnd, rief sie aus: „Elender! du hast ihn ermordet und bestohlen!“

Etienne stieß ein dumpfes Gewimmer aus, aber gerade der Schmerz gab ihm einen Augenblick Energie wieder. Er richtete sich auf und sah Renée mit einem Blicke an, aus welchem die Entrüstung die Schleier des Todes verscheuchte. „„Ich bin weder ein Plünderer noch ein Mörder,““ sagte er. „„Ich habe diesen Brigand getötet, aber in der Verteidigung, und ich hätte seine Uhr nicht genommen, wenn er sie mir nicht selbst in die Hand gegeben hätte.““

„Du hast ihn getötet! du hast ihn getötet!“ wiederholte Renée und trat einen Schritt zurück; „du selbst sagst es mir! du hast ihn getötet! . . Und weißt du wohl, wen du getötet hast?“ fügte sie hinzu und trat wieder näher.

„„Nein,““ antwortete Etienne und fiel vor Schwäche wieder auf das Bett zurück. „„Ich will Euch erzählen, was vorgegangen ist, wenn Ihr wollt, Mutter Renée,““ fuhr er fort.

„Mutter Renée!“ murmelte still die unglückliche Frau und aus ihrer gepreßten Kehle rang es sich wie schluchzend empor. „Sprich!“ sagte sie dann, sich auf Etienne wie auf ihre Beute herabneigend.

„„So war's . . ““ fing der junge Soldat an. „„Meine Gedanken sind nicht recht klar, und das Reden fällt mir schwer; doch will ich suchen Euch die Sache in ein paar Worten zu erzählen. Die Unsern waren in voller Auflösung und ich floh nach einem kleinen Gebüsche zu, als ich auf dem verdammten Glatteise ausgleite und hinfalle. Ich versuchte mich wieder aufzurichten, als ein Bri-

gand aus dem Holze tritt und auf mich zustürzt. „Ah! Blauer, ruft er mir zu, deine Rechnung ist gemacht.“ Ich wende mich um, sehe wie er, ein paar Schritte von mir, auf mich zielt, aber plötzlich, anstatt auf mich zu schießen, ich weiß nicht warum, sieht er mich an und richtet seine Flinte wieder auf. Die meine war geladen, ich schieße und er fällt. Nun laufe ich weiter und will eben über den Brigand hinwegsteigen, als mich derselbe beim Rocke festhält; ich drohe, ihm meinen Säbel durch den Leib zu rennen. „Thu es, wenn du willst, sagt er, 's ist aber nicht nötig, du hast mich getroffen; aber ich grolle dir nicht. Da, nimm das und bring' es meiner Mutter.“ Er reichte mir diese Uhr hin; ich nahm sie, er murmelte noch einige Worte und verschied. Ich steckte die Uhr in die Tasche; aber ich hatte Zeit verloren, und bevor ich das Holz erreichte, bekam ich diese Kugel in die Brust, die mich leicht dem armen Brigand nachsenden kann.““

Hier schloß Etienne die Augen, denn er fühlte seine Kräfte ihn von neuem verlassen. Renée blieb über ihn gebeugt; ihre blassen Lippen bewegten sich unwillkürlich, ihre blutunterlaufenen Augen starrten unwillkürlich auf den Mörder ihres Sohnes und ihre zitternden, krampfhaft gefalteten Hände preßten die Finger so fest zusammen, daß sie blau anliefen und ineinander zu wachsen schienen. Sie sah ihn lange an, ohne zu weinen, ohne zu sprechen, fast ohne zu atmen. Ihr Kopf stand wie in Brand, verworrene Gedanken rollten ihr im Gehirn herum.

Ihre Seele glühte nach Rache, und düstre, blutige Begierden stiegen aus der Tiefe ihres Herzens empor. Plötzlich streckte sie ihre zitternden Hände über den unbeweglich daliegenden jungen Menschen aus, ein schreckliches Lächeln zog ihre Lippen zusammen und sie beugte sich so tief über ihn, daß der Hauch ihres Atems die feuchten Haare des armen Soldaten hin und her wehte. So blieb sie einen Augenblick lang, einen furchtbaren Augenblick! Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen, stieß einen wilden Schrei aus und stürzte aus dem Hause.

Ein eisiger Reif fiel stechend wie ein Nadelregen nieder; der von grauen Wolken umdüsterte Tag neigte seinem Ende zu; der Wind zerzauste die trocknen Zweige der Büsche und Hecken und wühlte in den feuchten Kleidern der unglücklichen Witwe; aber von allem, was draußen vorging, fühlte sie nichts, sah sie nichts. Ein anderer, furchtbarer Sturm tobte in ihrem Herzen und drohte ihre Vernunft auszulöschen; sie lief über das Feld, ohne einen gebahnten Weg zu verfolgen, ohne eine bestimmte Richtung einzuschlagen, nichts als den brennenden Gedanken mit sich schleppend, daß ihr Sohn tot sei und daß sie seinen Mörder in ihrer Gewalt habe! Und der Wind löschte diese bittre Erinnerung nicht aus; die eisige Kälte, von der ihr Körper erstarrte, vermochte nichts über ihr zerrissenes Herz; nichts, nichts in der Welt linderte ihren gräßlichen Schmerz, weder die Ermüdung des Leibes, noch die Aufregung des ziellosen Umherrennens. Endlich versagten ihr die Kräfte und sie fiel auf

einem entlegenen Felde am Fuße eines Baumes nieder, ohne zu wissen, wo sie war.

Jetzt brach sie zusammen; sie stützte ihre Stirn auf ihre zitternden Kniee, schlang ihre Arme um ihren Kopf und, plötzlich aus einer Aufregung ohne Ziel in eine Unbeweglichkeit ohne Ruhe verfallend, saß sie da, starr und versteinert, als ob sie schon ihren geliebten Sohn jenseits dieser Welt eingeholt hätte. Ach! unter dieser scheinbaren Ruhe wie mitten in ihrem rasenden Rennen fühlte sie sich von den nämlichen Schmerzen zerrissen, und die Thränen, die nicht zu ihren Augen hinaufsteigen konnten, fielen mit ihrem bittern Salz auf ihr Herz zurück . . . Dann machte die allzu schroffe Anspannung einer langsamen Erschlaffung Platz, ein herzzerreißendes Schluchzen, das Schluchzen einer Mutter, erschütterte die starre Masse ihres Leibes und verkündete eine neue Phase in dem ewigen Schmerze, der sich ihrer Seele bemächtigt hatte. Einen Augenblick darauf stockten ihre Thränen von neuem, sie richtete ihr Haupt empor und drückte ihre Hände auf ihren Mund, um die unzusammenhängenden Worte zurückzudrängen, die über ihre Lippen wollten; der Wind trocknete die Thränenfurchen auf ihren Wangen; ihre geröteten, aber nun trocknen Augen starrten mit einem seltsamen Ausdruck vor sich hin, und sie schien sich einem düstern Gedanken, einer unheimlichen Hoffnung zu überlassen. Ja wohl! Der Gedanke der Rache, der Gedanke, dem sie zu entfliehen geglaubt hatte, indem sie aus dem Hause floh, drang aufs neue in ihr Herz: Leben

um Leben! Blut um Blut! Den Mörder ihres Sohnes töten, den Blick auslöschen, der die mörderische Kugel geleitet hatte, die Hand, die sie versandt hatte, totenstarr machen, und einen blitzenden Blick wilder Freude auf ihn zu werfen! das waren die Gedanken, die durch die irrgehende Seele der unglücklichen Mutter rasten und dem Schmerz, der ihr Herz zerschnitt, einen Augenblick Ruhe geboten.

Selbst in den edelsten Seelen besiegt zuweilen der wilde unwiderstehliche Trieb der Natur einen Augenblick jede andere Stimme, und ein starkes feuriges Herz wird um so gewaltiger von den höllischen Lockungen der Rache und des Hasses überfallen; aber es besitzt auch eine größere Kraft, ihnen zu widerstehen. Die Religion mit ihren göttlichen Verheißungen kam endlich der unglücklichen Mutter zu Hilfe; sie erhob sich ruhig und einfach, wie ein wohlthätiges Gestirn, inmitten des Aufruhrs dieser schrecklichen Verzweiflung. Die grausame Freude der blutigen Rache verblich vor der Hoffnung ewiger Wiedervereinigung mit dem Betrauerten; nach und nach senkte sich ihr Haupt mit größerer Fassung, ihre Hände falteten sich minder krampfhaft, und die blutgierige Mutter ward zur demütigen Christin, deren bezwungenes Herz der finstern Gier entsagte, die einen Augenblick in ihm gewütet hatte. Der Kampf war jedoch schrecklich. Bei dem Gedanken, in ihre Wohnung zurückzukehren, den Mörder ihres Sohnes wiederzusehen, überfiel sie ein Schauer voll bittern Hasses, vor dem sie selbst erschrak. So blieb sie lange einsam sitzen, betend und weinend,

und erstickte die Verwünschungen und Schmerzensschreie, die sie nicht zurückhalten konnte, unter ihrer Schürze, die sie sich über den Kopf geworfen hatte; aber sie kämpfte fort und siegte, und als sie aufstand, war die Ruhe eines starken Entschlusses an die Stelle ihrer tollen Raserei getreten.

Langsamen Schrittes ging Renée den Weg zurück, den sie einige Stunden vorher mit so wahnsinniger Schnelle durchlaufen hatte. Der Tag war fast ganz verloschen; die Sonne stand schon am Rande des Himmels und war vollständig von grauen Wolken verfinstert, die übereinander geschichtet einem Trauerbehänge am Himmelsdome glichen, Der Wind blies noch immer mit derselben Heftigkeit fort, und der Regen gefror zu Eis, sobald er den Boden berührte. In ihrem Schmerz versunken, schritt Renée vorwärts; ihre Lippen murmelten Gebetsformeln, deren Eintönigkeit ihren Schmerz zu besänftigen schien. Gesenkten Auges, voll Scheu vor dem Anblick des Hauses, dem jeder Schritt sie näher brachte und in dem sie den wiederfinden sollte, an den sie noch nicht zu denken wagte, so kam sie bis zur Schwelle ihrer Wohnung, hier blieb sie stehen, um Atem und Mut zu schöpfen. Die Thüre stand halb offen und die Stimme Etiennes drang bis zu ihr.

„Weinet nicht, Marie,“ sagte er; „ich leide nicht sehr, und ich fühle mich recht glücklich... Ihr sagt mir, daß Ihr mich liebt! wenn ich sterbe, so sterbe ich bei Euch;... ich machte mir gestern nicht solche Hoffnung!“

„„Ihr werdet nicht sterben, Etienne,““ antwortete Marie unter Thränen; „„sagt nicht, o! sagt nicht, daß Ihr sterben werdet... Wir können so glücklich sein!... Gott wird uns jetzt nicht trennen wollen; meine Mutter willigt in unsre Heirat ein... Lebet, lieber Etienne, wenn Ihr wollt, daß ich auch lebe!““

„Sprecht nicht so, Marie; so viel Zuneigung verdiene ich nicht. Ich habe so lange davor gezittert, daß ich Euch Haß einflößen könnte... Ach! ich möchte wieder genesen, um Euch mein ganzes Leben zu geben.“

„„Hört mich an, Etienne, heute darf ich Euch alles sagen. Ich würde recht unglücklich sein, wenn Ihr stürbet; aber ich würde es nicht lange bleiben, der Kummer würde mich töten, ich fühle es, in dieser Welt oder in jener, wir werden bald vereint sein.““

Renée vermochte nichts weiter zu hören; sie ließ den Riegel des Schlosses, den sie schon erfaßt hatte, wieder fahren und floh zum zweitenmale das unglückselige Haus, auf dem ein Fluch zu ruhen schien; so lief sie wieder ziellos hinaus in das Feld. Instinktmäßig jedoch nahm sie nicht denselben Weg wieder, den sie vorhin durchlaufen hatte und auf dem jeder Ruhepunkt durch furchtbare innere Kämpfe bezeichnet worden war; ihre hastigen Schritte führten sie zu einem wohlbekannten Kreuzwege, wo früher ein steinernes Kreuz den Vorübergehenden zur Andacht gewinkt hatte. In der jüngsten Zeit war das Kreuz umgestürzt worden und lag halb verdeckt unter Gras und Dornen. Renée setzte sich auf ein

Stück des zertrümmerten Postaments und neigte ihre Stirn auf das grob behauene Steinbild Christi hinab.

„O mein Jean, mein Sohn, mein heißgeliebter Sohn!“ rief sie aus und rang die Hände in furchtbarer Seelenqual; „ist es nicht genug, daß ich dich verloren habe für immer? Wird mir noch ein andres gräßlicheres Opfer auferlegt? Soll ich denn den zum Sohne annehmen, der dich mir entrissen hat? . . . Nein, nein! das ist unmöglich! Weg mit ihm! weit weg! Er kann mich nicht seine Mutter nennen; er kann an meinem Herde nicht den ersetzen, den er getötet hat! Das ist unmöglich, mein Gott, unmöglich! Du würdest mich verfluchen, wenn ich es litte.“

Einen Augenblick lang starrte sie stumm zur Erde, wie wenn ihr gefoltertes Herz keine Thränen, keine Klagen mehr hätte; dann murmelte sie den Namen ihrer Tochter für sich hin, aber so leise, daß es schien, als fürchtete sie sich selbst, ihn zu vernehmen.

„Marie,“ sagte sie, „Marie!“ . . . Und ein tiefes Schluchzen schüttelte sie durch und durch. Heftig preßte sie mit ihren Händen ihre fieberglühende Stirn zusammen, als suchte sie ihre verwirrte Vernunft darin festzuhalten. „Marie, Marie!“ wiederholte sie. „O mein Gott, was soll ich thun?“ Das Haupt der unglücklichen Mutter neigte sich tiefer und tiefer; sie drückte ihre Lippen auf die Stirn des Erlösers und suchte in diesem kalten Kusse auf das Bild des Dulders, des gekreuzigten Gottes, wieder Stärke und Ergebung zu finden.

Sie bedurfte derselben, denn sie rang gegen ein grausames Opfer, das in ihrem Herzen schon beschlossen war. Wenn sie der geheimen Stimme, die es ihr auferlegte, hätte widerstehen können, so wäre sie, statt aufs neue zu fliehen, in ihr Haus zurückgekehrt; sie würde ihr blutiges Geheimnis offenbart, mit einem Wort eine unübersteigliche Schranke zwischen Etienne und Marie errichtet haben. Was sie nicht im ersten Augenblicke gethan hatte, wurde ihr immer mehr und mehr unmöglich; der Kampf in ihrem Innern währte indessen fort, ihr Herz blutete unter der grausamen Aufgabe, die es auf sich nahm. Bei aller Aufopferung für das Glück des einzigen Kindes, das ihr blieb, stieß sie doch mit Schaudern den bittern Kelch zurück, der ihren Lippen dargeboten wurde, und erst nach langem, angstvollem Ringen gewann sie hinlängliche Kraft wieder, um in die Wohnung zurückkehren zu können, wo eine ewige Folter ihrer harrte; aber gerade in der schmerzhaften Größe der Kraftanstrengung, zu der sie sich zwang, schöpfte sie neue Energie. Ohne sich unterwegs aufzuhalten, schritt sie den Fußpfad hin, der zu ihrem Hause führte, nahte langsam der Thüre, öffnete sie und trat schweigend ein.

Marie saß am Bett bei Etienne, dessen Hand in der ihren ruhte. Bei dem Geräusch, das Renée im Eintreten machte, wandte sie den Blick nach der Thüre und stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

Renée war blaß wie der Tod; ihre durchnäßten

Kleider klebten an ihrem Körper, der von einem krampfhaften Zittern geschüttelt wurde; ihre erloschenen verstörten Augen hafteten ausdruckslos auf allen Gegenständen, die ihnen begegneten; ihre Hände hingen bläulich und schlaff herab, und ihre Schritte schleppten sich auf dem Boden unbeholfen wie die eines Greises hin.

„Was ist Euch, Mutter?“ rief Marie, auf sie zustürzend.

„„Dein Bruder ist tot,““ sagte langsam Renée, mit thränenlosem Auge ihre Tochter anblickend.

„Tot!“ schrie Marie auf.

„„Ja,““ antwortete ihre Mutter mit derselben trostlosen Erschlaffung, worein sie gefallen war; „„er ist heute morgen getötet worden; man hat es mir soeben gesagt.““

Sie ging langsam auf das Bett zu, worin Etienne lag, der mit beklommenem Herzen diesem Auftritt zusah; lange betrachtete sie ihn mit einem seltsamen Blick, der dem jungen Manne weh that, ohne daß er ihn begriff, dann wandte sie sich nach Marie um:

„„Er wird am Leben bleiben,““ sagte sie, „„und du auch, meine Tochter, und du wirst glücklich sein!““

Dann schlang sie ihre Arme um den Hals Mariens, lehnte ihr Haupt auf die Schulter des Mädchens und schluchzte laut auf.

Was bleibt uns noch zu erzählen übrig? Am andern Morgen ließ Renée den Leichnam ihres Sohnes holen; einige von seinen Kameraden trugen

ihn zum Gottesacker, wo man ihm ein christliches Begräbnis gab. Ein alter Priester, der sich in der Nähe verborgen hielt, kam, allen Gefahren trotzend, herzu und betete für den armen Vendeer; dann versuchte er mit frommen Worten der Seele der unglücklichen Mutter Trost einzuflößen. Es schien ihm zum Teil zu gelingen. Renée hörte ihn dankbar an und schien ruhig, als sie von ihm ging; aber die Wunde ihres Herzens war zu tief, als daß die gewöhnlichen Heilmittel sie hätten schließen können. Sie allein kannte sie ganz; sie allein fuhr fort, sie zu kennen. Niemals kam ein Wort über ihre Lippen, das ihre Qual und ihr furchtbares Geheimnis verraten hätte. Sie pflegte Etienne, sie heilte ihn, erlaubte ihm auf Grund seiner schweren Wunden um einen Urlaub mit halbem Sold nachzusuchen, empfing ihn sanft und gelassen, als er dienstfrei zurückkam und um Mariens Hand anhielt. Sie gewährte sie ihm, war bei der Hochzeit zugegen, sah ihre Tochter glücklich und dankte dem Himmel dafür.

Der Vendeerkrieg nahm ein Ende; der Friede wurde in dem unglücklichen Lande wieder hergestellt; das Volk kehrte zu seiner Arbeit zurück; alles nahm sein altes Aussehen wieder an. Renée lebte noch lange Zeit, denn ihr Körper war kräftig und ihre Seele stark. Sie war ruhig, man hätte sie für glücklich halten können; aber wenn sie des Abends in ihrem großen Lehnstuhl saß und Etienne und Marie betrachtete, die nebeneinander saßen, wandten sich ihre Augen unwillkürlich nach dem Fensterchen,

durch das einmal ihr geliebter Sohn dieses Schauspiel betrachtet hatte, und wenn sich alsdann der Schrei der Nachteule vernehmen ließ, glitten zwei große Thränen ihre Wangen herab und fielen langsam auf die Spindel, die sich wie mechanisch in den Fingern fortdrehte.

Zwei Volkssagen aus dem Morbihan.

Die beiden Volkssagen aus dem Morbihan sind der Sammlung des Dr. Fouquet, Arztes in Vannes, entlehnt, der mir selbst die Merkwürdigkeiten und Altertümer der Stadt gezeigt hat und auch sonst bei meinen archäologischen Wanderungen durch Belehrung förderlich gewesen ist. Was die zweite Erzählung betrifft, die Dr. Fouquet selbst „une douce et naïve légende“ nennt, so ist sie allerdings im Grunde sehr einfach und von den beliebten Sensationskunststücken der zeitgenössischen Novellistik völlig frei. Aber der Leser erkennt daraus, was und wie sich das Landvolk in Frankreich erzählt, abgesehen von der abergläubischen Würze und der halb idyllischen, halb religiösen Färbung, die der Erzählung einer sonst gewöhnlichen Begebenheit einen eigenen Reiz verleiht.

H. Semmig.

1. Die unheimliche Messe.

(Nach Fouquet.)

Vannes ist die Hauptstadt des Departements Morbihan, so genannt wegen des lagunenreichen Binnenmeers, wie es schon Julius Cäsar benannt hat — mor = Meer, bihan = klein —; der hiesige Hafen ist nicht allzubedeutend, aber immerhin belebt; das Innere der Stadt hat in seiner Bauart noch viel mittelalterliches, krumme, winklige Straßen, mit Schiefer benagelte Häuser, deren Giebel nach der Straße zu stehn, und vor allem viel Priester, Nonnen und dergleichen. Die katholisch-römisch-apostolische Kirche und ihre Diener stehen hier noch in hohen Ehren, und das weiß die weibliche dienende Klasse gar wohl. Wenn es einer Dienstmagd nicht mehr schmeckt, einer Herrschaft gehorchen zu müssen, so wird sie „barmherzige Schwester" oder sonst etwas ähnliches, und wenn sie dann in ihrem religiösen Kostüm auf der Straße ihrem Herrn von gestern begegnet, da kann sie sicher sein, daß der-

selbe vor ihr den Hut abzieht. Vor ihr? nein, vor ihrem Kostüm; denn er würde sonst gewiß bei der frommen Bevölkerung für einen Ketzer oder Gottesleugner gelten. So wußte denn auch unter dem letzten Kaiserreiche der Maire von Vannes, als das kaiserliche Paar die Stadt besuchte, der schönen Spanierin Eugenie kein schöneres Kompliment zu machen, als daß er sie eine fervente catholique, eine glühende Katholikin nannte. Nach diesem allen ist es begreiflich, daß hier auch die Volkssage einen kirchlichen Charakter annimmt. So wird denn folgende Geschichte erzählt:

An einem Winterabende kehrte einmal ein redlicher Handschuhmacher von einem Besuche heim, den er einem im Sterben liegenden Freunde gemacht hatte. Als er an der Kathedrale vorbeikam, die noch nicht zugeschlossen war, wollte er noch für den armen Freund beten, um den er herzlich bekümmert war, und trat in dieser Absicht in die Kirche. In einer Seitenkapelle kniete er nieder.

Da es schon ziemlich spät war, so gab es wenig Andächtige in dem heiligen Gotteshause, es war vollständig finster, und ringsum herrschte das tiefste Schweigen. Ermüdet von mehreren Nachtwachen, schlummerte der rechtschaffene Handschuhmacher bald ein und lag bald in so tiefem Schlafe, daß er weder Angelus läuten, noch die Kirchendiener, wie sie vor Schluß der Thüren zu thun gewohnt sind, mit den Schlüsseln klirren hörte. So war er denn in der Kirche eingeschlossen.

Als es die zwölfte Stunde der Nacht schlug,

wachte der vor Kälte erstarrte Handschuhmacher auf und blickte verwundert um sich. Eine Zeitlang begriff er nicht, wo er war; aber bald gab ihm das seltsame Schauspiel, das er vor Augen hatte, das Gedächtnis wieder; denn am Fuße des Altars, bei dem er eingeschlafen war, stand ein Priester in schwarzem Meßgewand, worauf ein großes, weißes Kreuz blinkte, und war bereit, die heilige Messe zu beginnen; auf dem mit schwarzem weißbesternten Tuche bekleideten Altare flackerten in bleichem Schimmer zwei Kerzen, die mit gemalten Totenköpfen und kreuzweise übereinander gelegten Gebeinen geschmückt waren.

Obgleich ganz von schweren Sorgen eingenommen und von dem unheimlichen Schauspiele, das ihn so plötzlich überraschte, sehr aufgeregt, bemerkte der Handschuhmacher, daß kein Meßdiener da war, und schickte sich an, selbst bei dem heiligen Amte zu antworten. Er wollte eben neben dem Priester niederknieen, auf den er heimlich einen Blick warf.

O Schrecken! Dieser Priester war ein dürres Gerippe mit öden Augenhöhlen.

Außer sich vor Entsetzen, stürzte der Handschuhmacher bewußtlos zur Erde, erst beim Angelus des andern Morgens kam er wieder zu sich und ging nach Hause.

Aber immer blieb er finster und verschlossen trotz aller freundlichen Sorgfalt seiner Familie. Kein Lächeln trat mehr auf seine Lippen und niemals hatte sein Mund ein sanftes Wort für seine Gattin oder zärtliche Küsse für seine Kinder. Selbst in

der Nacht suchte die Ruhe nicht mehr sein Lager heim, und fiel er zuletzt vor Erschöpfung doch in Schlaf, so war dieser Schlaf noch ruheloser, als sein peinliches Wachen und von unaufhörlichen Ängsten gequält, über die sein verstörter Geist keine Herrschaft hatte. Um seinen Verstand zu wahren und seiner Seele womöglich einige Ruhe wiederzugeben, beschloß der Unglückliche endlich, seine Zuflucht zu seinem Gewissensrat, seinem Beichvater, zu nehmen und ihm die Ursache seiner schrecklichen Aufregung zu offenbaren.

„Warum, mein Sohn," sprach der Priester zu ihm, „warum laßt ihr Eure Seele von solchen Schrecken übermannen, die vielleicht nur von einer Sinnestäuschung herrühren, die aber, wenn sie die Wirkungen einer furchtbaren Wirklichkeit sind, ernstlich ergründet werden müssen; denn entweder hat Euch Satan in der Nacht, deren Erinnerung Euch quält, eine Falle gestellt, oder Gott selbst hat Euch zum Werkzeug einer heiligen Sühne auserwählt. Ihr müßt also, mein Sohn, um Eures zeitlichen wie ewigen Heiles willen, wieder in die Kapelle gehen und dort zur nämlichen Stunde auf die Erscheinung warten, die Euch solches Entsetzen eingeflößt hat."

„„O! Herr Pater,"" antwortete der Handschuhmacher, „„legt meiner Schwäche nicht eine Prüfung auf, die mich töten würde.""

„Ohne Zweifel würde sie Euch töten," hub der Priester an, „wenn Ihr versuchtet, sie mit der bloßen Vernunft zu bestehen; aber Ihr wißt es, mein Sohn

der Glaube macht unüberwindbar und das Gebet ist die allersicherste Waffe; betet also und glaubt! ... und wenn das Gespenst wieder auf Euch zukommt, so fragt es im Namen des lebendigen Gottes; es soll sagen, was es will und in wessen Namen es kommt ... Geht, mein Sohn, ich erteile Euch Ablaß von Euren Sünden, Gott steh' Euch bei!"

Noch am selben Abend, stark in seinem Glauben, aber schwach in seinem Fleisch, begab sich der Handschuhmacher in die Kirche, kniete in der nämlichen Kapelle nieder und ließ sich wieder einschließen; diesmal aber schlief er nicht ein, sondern betete bis zu der ungeduldig erwarteten und doch gefürchteten Stunde.

Beim ersten Schlag der Mitternachtstunde zündeten sich die beiden Kerzen von selbst an, der Altar überzog sich mit schwarzem Tuche; dann erschien langsamen, dumpfen Schrittes und mit dem Trauermeßgewand bekleidet, das Gerippe an dem Eingang der Kapelle.

„Wenn du im Namen des Satans kommst," rief ihm der Handschuhmacher mit bewegter Stimme zu, „so entferne dich, flieh diese heilige Stätte; kommst du aber im Namen des allmächtigen Gottes, so sprich ... was willst du?"

„„Höre, mein Sohn, und glaube dem, welcher kommt im Namen des Herrn,"" murmelte das Gespenst ... „„Es ist schon viele Jahre her, Jahre die denen, welche leiden, gar lang werden, daß jede Nacht zur selben Stunde ich an diesem Altar auf einen Christen warte, der mir bei einer Messe ant-

wortet, die ich versprochen hatte, als ich noch unter den Lebenden wandelte, und die ich damals nicht gelesen habe, anfangs aus Nachlässigkeit und dann, weil ich sie vergessen hatte. Diese strafbare Nachlässigkeit und Vergeßlichkeit haben schreckliche Folgen gehabt, denn sie haben auf lange Zeit die Pforten des Himmels der Seele dessen verschlossen, der die Messe lesen sollte, und auch der Seele dessen, für den sie gelesen werden sollte... Sei gesegnet, mein Sohn, du, den Gott zum Werkzeug des Heils zweier Seelen auserwählt hat!...""

Sofort knieten das Gespenst und der Handschuhmacher am Fuße des Altares nieder und die Totenmesse begann; als aber der Priester die Worte: requiescat in pace (er ruhe in Frieden) gesprochen hatte, verschwand er, und als der Handschuhmacher zum Fenster aufblickte, sah er zwei leuchtende Strahlen gen Himmel ziehen.

Dann wischte er sich den kalten Schweiß von der Stirne und erwartete unter Gebet die Stunde des Angelus; als er mit einem sanften Lächeln auf den Lippen zu seiner Familie zurückkam, brachte er Ruhe und Freude wieder heim, denn die volle Heiterkeit war wieder in seine Seele eingezogen.

2. Alice von Quinipily.

(Nach Fouquet.)

Wer, der jemals die Bretagne durchwandert hat und durch das Morbihan gekommen ist, hat nicht von der Venus von Quinipily gehört, wenn er sie nicht selbst auf dem alten Schlosse bei dem Städtchen Baud in der schönen, vom Blavet durchströmten Gegend gesehen hat? Es ist eine recht ungeschlachte Venus, der die dortigen Bauern in ihrer keltischen Sprache einen ganz andern, recht häßlichen Namen geben, oder vielmehr, es ist gar keine Venus, sondern . . . nun, wer weiß was? Denn die Archäologen haben sich darüber die Köpfe zerbrochen, und — an ein keltisches Machwerk ist am wenigsten zu denken — vielleicht haben diejenigen recht, die an einen orientalischen Ursprung glauben, d. h. die da meinen, eine Kolonie römischer Soldaten asiatischer Abkunft habe sich das Götzenbild von einem rohen Bildhauer der dortigen Gegend meißeln lassen, und in der keltischen Venus eine

ägyptische Isis erblickten. Dem sei nun wie ihm wolle, sie ist in der Bretagne so berühmt geworden, wie die Venus von Milo in Paris; die Gelehrten haben über sie Abhandlungen und Denkschriften in Unzahl geschrieben und die bretagnischen Dichter haben sie besungen, als wäre sie das Palladium der keltischen Heimat.

Aber nicht von dieser Venus handelt die Geschichte, die wir erzählen wollen, sondern von einem schönen, ebenso sanften, wie lebensfrohen Fräulein, das einst auf diesem Schloß Quinipily erblüht war, dann zu hastig vom Becher der Freude trank und zuletzt noch von ruchloser Hand in seiner Grabesruhe gestört wurde.

Vor Zeiten lebte in Quinipily ein alter reicher Herr, der Millionen reich und doch nicht glücklich war, es auch nicht sein konnte, weil er keine Kinder hatte. Um vom Himmel wenigstens einen Erben zu erhalten, hatten der Schloßherr und seine Gemahlin gar oft an Arme und Kirchen reichliche Spenden ausgeteilt, hatten allen Heiligen des Paradieses Kerzen angezündet, viel Wallfahrten gemacht, viel neuntägige Andachten gehalten und mehr als tausend Messen lesen lassen; alles ohne Erfolg. Ihr Wunsch ging nicht in Erfüllung. Traurig und einsam schlich das Alter an sie heran, denn der edle Herr war über sechzig Jahr alt und seine würdige Gattin kam dem halben Jahrhundert ziemlich nahe.

Aber siehe da! in dem Augenblick, wo sie alle Hoffnung auf Nachkommenschaft verloren hatten,

beglückte sie der Himmel noch mit einem reizenden Mädchen, das in der Taufe den süßen Namen Alice erhielt.

Es ist unmöglich, die Freude zu schildern, die der Schloßherr von Quinipily und seine edle Gattin über die Geburt dieses so lange ersehnten Kindes empfanden, noch die rege Sorge zu beschreiben, mit der die Wiege gehütet ward.

Mit zwölf Jahren war Alice schlank wie ein Hanfstengel, geschmeidig wie ein Schilfrohr, frisch, aber blaß wie die wilde Rose; freilich war sie sehr zart, und ihre schwache Natur, die ihrer Schönheit einen rührenden Reiz lieh, beunruhigte auch ihre alten Eltern, deren höchstes Glück, deren einzige Liebe sie war. Die berühmtesten Ärzte wurden berufen, um dem hübschen, aber schwächlichen Kinde eine Lebensweise vorzuzeichnen, die seine Gesundheit kräftigen könnte; sie rieten ihm muntere Thätigkeit, reine Feldluft, Spazierritte an und verboten für immer lange Nachtwachen.

Alltäglich auch, wenn es nicht regnete, durchritt Alice, von zwei Dienern gefolgt, auf einem hübschen, von ihr selbst ausgewählten Pferde, das weiß wie Milch, sanft wie ein Lamm und flink wie ein Eichhörnchen war, die Umgegend des Schlosses und besuchte die Strohhütten der Landleute, um tröstende Worte und Hilfe auszustreuen, denn aus ihrer Hand floß das Geld, weil ihr Herz von Gold war.

Ausgesäete Wohlthaten bringen immer hundertfache Ernte; mit sechzehn Jahren war Alice blühend

wie die Gartenrose, groß und stark, und von mehr als zwanzig Meilen in die Runde kamen, gelockt von ihren jungen Reizen, die jungen Edelleute zum Besuch auf das Schloß Quinipily und erwiesen, von Liebe für das schöne Fräulein entbrannt, dem alten Herrn alle schuldige Ehrfurcht.

Dieser, wohl bedenkend, daß in seinem Alter die Jahre gezählt sind, und von dem Gedanken beunruhigt, seine geliebte Tochter einst ohne Beschützer und Stütze zurückzulassen, drang oft in sie, sich einen Gatten zu wählen; aber Alice, deren Herz noch frei war, schlug alle Bewerber aus.

Endlich eines Tages kam ein junger schöner Mann vom französischen Hofe, ausgezeichnet durch Anmut und edle Haltung, als ein entfernter Verwandter der Schloßdame nach Quinipily; er sah Alice, fühlte sein Herz erglühen, gewann ihr Herz und erhielt sie von ihrem Vater, den nur eines betrübte: sein einziges Kind in die Ferne ziehen zu sehn.

Nie hatten reichere Brautgeschenke, wenn nicht an einem fürstlichen Hofe, das Auge einer Neuvermählten erfreut; nie hatte man, wenn nicht in Paris, soviel wappengeschmückte Karossen voll schöner Damen, so kostbare Rosse, von edlen Herrn geritten, zu einem Feste vereinigt gesehen; niemals waren soviel Priester zur Feier einer Trauung erschienen; niemals hatte man soviel Weihrauch und soviel Kerzen in einer Kirche brennen sehen; niemals waren soviel Arme so reichlich beschenkt worden; niemals endlich hatten zu soviel Sackpfeifen und soviel Brummbässen soviel Lehnsleute getanzt.

Und doch nahm, mitten in all dem Glanz und all dem lärmenden Jubel, alle Herzen eine ängstliche Beklemmung ein und erstickte die Freude in jeder Brust.

Es hatte aber auch am Abend vor dem Feste die Meute des Schlosses die ganze Nacht geheult; auf dem Altar hatte die Kerze der Braut nur schwach gebrannt und war ohne Rauch verloschen; beim Festmahl hatte man das Salz auf dem Tische verschüttet; Alice war an einem dreizehnten des Monats getraut worden, und dreizehn Damen hatten am Morgen dieses Tages ihrer Toilette beigewohnt.

Gehütet von liebender Sorge und ganz in ihr Glück versunken, hatte Alice keines dieser Vorzeichen bemerkt. Konnte sie eine unglückliche Zukunft ahnen, sie, der damals im Leben alles zulächelte und der ihr junger Gemahl bei jedem Wunsche, den sie aussprach, wiederholte: „Alles was mein Liebchen will, will ich; alles was mein Liebchen wollen wird, wird geschehen.“

Leider ist kein Kopf so beschäftigt, kein Herz so voll, daß nicht noch eine Laune, eine Begierde darin Platz finden könnte. Wenige Tage also nach ihrer Hochzeit verlangte es Alice, trotz des Kummers, den es ihr verursachte, ihre Eltern zu verlassen, bei dem Hofe vorgestellt zu werden, von dem ihr Gemahl soviel Wunderbares erzählte, und sofort reisten beide nach Paris ab, an einem Freitag.

Dort vergaß sie nur zu bald die guten Ratschläge ihrer Ärzte, ihre Nächte brachte sie auf Bällen, ihre Tage im Strudel der Feste zu. Nur

zu bald auch verblichen dort die Rosen ihrer Wangen, verwelkte die schöne Gesundheit, die das geordnete Leben und die reine Landluft ihrer Heimat ihr gegeben hatte.

Sowie Alice an dem Fieber, das sie schüttelte, an dem Husten, der sie beengte, die Bedenklichkeit ihres Zustandes erkannte, wollte sie in das väterliche Schloß zurückkehren und in der heimatlichen Luft neues Leben schöpfen; aber es war zu spät, und die aufopfernde Pflege ihrer zärtlichen Mutter konnte nur ihr Leiden lindern, nicht aber seinen Fortschritt aufhalten.

Umsonst bemüht man sich, der jungen Frau ihr nahes Ende zu verbergen, es wurde ihr bald offenbart; denn als einmal in der Nacht der Schlummer ihr Augenlid geflohen hatte, hörte sie an ihrem Fenster das Käuzchen sein klägliches Gewimmer ausstoßen und die Räder des Todeskarrens ächzen, der vor dem Schloßthore hielt, und diese schrecklichen Anzeichen gaben ihr wohl zu verstehen, daß in dieser Welt alles für sie zu Ende ging.

Da bereitete sie sich zu einem christlichen Tode vor, und um in der Welt keine Spur von ihrer Eitelkeit zurückzulassen, wollte sie in ihrem Hochzeitskleide begraben werden und verlangte, daß alle Juwelen ihres Brautschmuckes ihr in den Sarg mitgegeben würden; dann verschied sie, nicht ohne Klage, doch mit Ergebung.

Die arme Alice wurde von allen, die sie gekannt hatten, lange und bitterlich beweint; ihr untröstlicher Gatte nahm als Mönch das Ordenskleid

in der Abtei Lanvaux; ihr alter Vater und ihre Mutter erlagen ihrem Schmerz und das Schloß Quinipily ging in fremde Hände über . . .

Zur Zeit, wo Alice starb, standen auf dem zum Schloß gehörigen Bauernhofe ein junger Knecht und eine hübsche Magd im Dienst, die einander die Heirat versprochen hatten, sobald sie sich von ihrem Dienstlohn die nötige Summe erspart hätten, um auf eigne Rechnung ein kleines Gut zu pachten, aber ihr Lohn war gering, und die Ersparnisse wuchsen so langsam an, daß endlich Kleinmut und Verzweiflung in das Herz der beiden Liebesleute einzog.

„Ach!“ sprach der junge Knecht zu seiner Braut, „man hat mit Madame Alice einen Schatz in die Erde verscharrt, der niemand etwas nützt, während ein einziges von diesen Juwelen für unser Glück hinreichen würde!“ . . . und der Knecht seufzte laut auf und die hübsche Magd weinte.

Wenn der Gedanke der Sünde im Herzen keimt und das Herz stößt ihn nicht sofort zurück, so währt es nicht lange, daß man unterliegt; noch am selben Abend waren die beiden Liebesleute an Alicens Grabe und schändeten das kaum geschlossene. Beim Anblick der Reichtümer, die in diesem Grabe aufgehäuft waren, wuchs ihre Habgier nur noch mehr, ein einziges Kleinod befriedigte sie nicht und ihre frevelhaften Hände rissen alles an sich, selbst das mit Spitzen besetzte Seidenkleid, das der Toten als Leichentuch diente! . . . Dann schlossen sie das Grab wieder so sorgfältig zu, daß niemand eine Spur der Verletzung entdecken konnte.

Einen Monat nach dieser abscheulichen Grabesschändung, die nach ihrer Meinung ihr Glück machen sollte, waren die beiden Sünder nicht mehr zu erkennen, so bleich, so abgezehrt waren sie! Sie mieden die Kirchweihfeste der Umgegend und erschienen nicht mehr bei den fröhlichen Zusammenkünften der jungen Leute ihres Alters; bei jedem Worte, das man an sie richtete, wurden sie rot, und wenn man sich von der guten Alice unterhielt, wenn die armen Leute vor ihnen ihr Gedächtnis segneten, wurden sie so verlegen und verwirrt, daß es jedermann bemerkte, ohne indessen die Ursache davon zu ergründen. Gewissensbisse und Schrecken folterten eben ihre Seele und alle Nächte weckte sie ein drohendes Gespenst aus dem Schlafe, indem es seine kalte Hand auf ihre Stirn legte, und eine Grabesstimme rief einem jeden von ihnen zu: „Gib mir mein Sterbekleid wieder!"

Die junge Magd konnte endlich die entsetzliche Angst nicht mehr ausstehen, sie ging zu ihrem Beichtvater, bekannte ihm ihr Verbrechen und bat ihn um Rat und Sündenvergebung. — „Wenn Ihr wollt, daß Euch Gott in Anbetracht Eurer Reue die Sünde erläßt, trotz der Gräßlichkeit Eurer Missethat, so geht mit Eurem Mitschuldigen zu Alicens Grab, betet dort und gebt der Toten alles zurück, was Ihr ihr genommen habt, dann möge Euch Gott in seiner Barmherzigkeit richten!"

In einer schwarzen, stürmischen Nacht begaben sich die beiden Dienstboten, jedes mit einem geweihten Buchsbaumzweige versehen, heimlich auf

den Kirchhof . . . Was sich dort zutrug, niemand hat es erfahren, niemand kann es wissen; aber am andern Tage konnten alle, die zur Kirche gingen, neben dem Grabe Alicens den Hut des Knechtes, den Rosenkranz der Magd und die beiden geweihten Buchsbaumzweige sehen . . . das war alles . . . Niemals hat man in der Gegend von Quinipily die beiden Sünder wiedergesehen, niemals hat man etwas von ihnen vernommen!!

Ein Gespenst.

Novellette aus dem französischen Badeleben
in den zwanziger Jahren.

Diese Novellette ist in der Provinz geschrieben. Der Verfasser, Fr. Dupuis, geb. 1794 in Orleans, ward Appellationsrat daselbst, wo er auch 1863 starb; geschmackvoller Schriftsteller, Mitbegründer der Zeitung „Garde national“ (1831—40), gab er später eine Sammlung seiner in dieser Zeitung veröffentlichten Feuilletons heraus, der wir diese Erzählung entlehnen. Sie zeigt, wie harmlos die gute Gesellschaft damals in den Badeorten lebte, sehr verschieden von dem Treiben in Trouville, Vichy u. s. w. unter dem zweiten Kaiserreiche.

H. Semmig.

Es war im Anfang der zwanziger Jahre. Ich reiste eben durch die Auvergne, und da ich noch über einige freie Tagen verfügen konnte, so gab ich dem Wunsch nach, den berühmten Kurort Mont-d'Or zu besuchen. Mich lockte die Schönheit, die hier die Natur in reicher Fülle über die Gegend ausgebreitet hat, der Alpenlandschaft in ihren mittleren Regionen nicht ganz unähnlich. Und sodann ist es ein eigenes Schauspiel, das der Mühe lohnt, beobachtet zu werden; so ein hundert Kranke zu sehen, die des Tages viermal essen und dreimal Toilette wechseln, sechs Stunden mit Herumlaufen und ein Drittel der Nacht auf dem Balle zubringen, alles auf ärztliche Vorschrift. Der feine Umgangston der Pariser Salons vereinigt mit der Ungezwungenheit der Table d'hôte, die Vertraulichkeit unter Personen, die sich nie gesehen haben und ihr Leben lang nicht wieder sehen werden, das groteske Negligee der Badegäste am Morgen, die Putzsucht und Eleganz am Abend, die Felsen, Sturzbäche und schwarzen Tannenwälder, die zu

ewiger Einsamkeit verurteilt scheinen und sich dann plötzlich, wie durch Zauberei, von lachenden Haufen hübscher Frauen bevölkert, von lärmenden Reiterscharen belebt finden, dies alles zusammen bietet in der Badesaison ein interessantes Bild bunter Kontraste. Am Abend vereinigt ein großer Salon die Gäste der verschiedenen Hotels. Ein Piano, Zeichenstifte, Bücher, Zeitungen bieten jedem ein Mittel, die Zeit nach Belieben zu verbringen. Es herrscht vollständige Freiheit. Die Frauen arbeiten, die Männer lesen: man spielt, singt, zeichnet, plaudert. Bald bilden sich Gruppen zu beliebigem Gespräch, bald wird dasselbe allgemein und dann wirft jeder sein Wort hinein, wie man Reisig in ein prasselndes Feuer wirft, um es zu unterhalten. Zuweilen spinnt sich eine Diskussion an, man erzählt eine Geschichte, und wenn der Redner interessant wird, kehren sich ihm die Ohren auch der Fernerstehenden zu; man umringt ihn, hört ihm zu und nimmt neue Nahrung zum Gespräche mit fort, das sich dann wieder erhebt und im Saale verteilt. Zuletzt vereinigt ein Kontretanz, ein Walzer, ein Auvergnatenländler (une bourrée) die Gruppen und schließt die verordnete Tageskur ab.

Eines Abends war meine ganze Aufmerksamkeit darauf beschränkt, eine Stickerin zu beobachten. Es war eine wahre Lust, die hübschesten Finger von der Welt auf dem Kanevas spazieren gehen zu sehen, unter der gehorsamen Nadel die bunten Farben erblühen zu sehen; die schöne Stickerin war so liebenswürdig gewesen, mir einen kleinen Unter=

richt zu geben, ich war der folgsamste, leider auch der ungeschickteste Schüler, den es geben kann, und wurde nun schon zum drittenmale ausgescholten, als unsre Aufmerksamkeit durch den Ausruf eines Lesers in unsrer Nähe gestört wurde; letzterer hatte eine der letzten Nummern der Revue de Paris in den Händen. — „Bei meiner Treu!" rief er aus, „das ist mir doch sonderbar! Walter Scott glaubt an Gespenster!" — „„Walter Scott! an Gespenster! Lassen Sie uns sehen!"" rief man von allen Seiten. — „Ja, meine Damen, an Gespenster, oder, wenn er nicht eingesteht, daß er selbst daran glaubt, so findet er es wenigstens ganz vernünfttg, daß man daran glaubt." — „Nicht möglich." — „Hören Sie zu: ‚Ein fester Glaube an die Wahrheiten des Christentums macht geistig hochgestellte Männer, selbst in protestantischen Ländern, geneigt, die Ansicht Dr. Johnsons zu teilen, der betreffs der übernatürlichen Erscheinungen behauptet, daß diejenigen, welche sie mit den Lippen leugnen, sie durch ihre Furcht bezeugen.' Das steht in seiner Abhandlung von dem Wunderbaren im Romane." — Jedermann lachte laut auf und machte sich über den abergläubischen Romandichter lustig. Nur ein junger Mann schwieg still und schien nachzusinnen. „Was sagen Sie dazu, mein Herr?" frug ihn da eine Dame, die neben ihm stand. „„O Madame, ich weiß nicht, ob ich es sagen soll; wahrhaftig, ich getraue mir nicht, es zu gestehen."" — „Wie! denken Sie vielleicht? . . ." — „„Ganz wie Walter Scott und

Johnson.““ — „Wie! im Ernst?“ — „„In vollem Ernst.““ — „Also, Sie glauben an Gespenster?“ — „„An Gespenster.““ — „Sie glauben an Erscheinungen?“ — „„An Erscheinungen.““ — „Werden Sie uns wenigstens Ihre Gründe angeben?“ — „„Ich könnte Ihnen zwanzig angeben, zuerst das Beispiel und die Gewähr anderer; ich könnte Ihnen die Bibel und den Schatten Samuels, die Kirchenväter und andre Gelehrte, wie Plutarch, Plinius, und Cicero citieren, aber ich will Sie damit verschonen, auch Sueton, Trajan und Julian übergehen; Gespenster genug haben in neuerer Zeit hochgestellte und hochgebildete Männer überrascht; ich will auch nicht von diesen reden; ich will mit Ihnen die Geschichte von dem Gespenste der Mademoiselle Clairon für ein Märchen halten; aber an das meinige, Madame, an meines werden Sie mir hoffentlich gestatten zu glauben.““ — „An das Ihrige?“ — „„Ja, Madame, da haben Sie meinen Grund: ich glaube, weil ich gesehen habe.““ — „Sie haben ein Gespenst gesehen?“ — „„Gesehen mit meinen Augen, wie ich Sie sehe, Madame, ja noch näher.““ — „O, erzählen Sie uns, bitte, erzählen Sie . . .“ — „„Recht gern.““

Sofort bildete sich ein Kreis um den jungen Mann, alle Ohren thaten sich auf, eine tiefe Stille trat ein und Herr * * * begann:

„Ich war früh Waise; ein Oheim nahm mich zu sich. Derselbe bewohnte ein Schloß in der Bretagne, dort wuchs ich unter seiner Obhut mit seiner Tochter auf, die einige Jahre jünger als ich

war. Noch Kind, liebte ich sie schon; meine Neigung wuchs mit dem Alter, mit zwanzig Jahren war ich vor Liebe außer mir. Amélie zählte damals sechzehn Jahre; sie war ebenso gut und sanft wie hübsch; ein Hauch von Schwärmerei und Schwermut bildete den Grundzug ihres Wesens. Oft unwohl, wie man es in diesem Alter ist, wurde sie unaufhörlich von einem düstern Gedanken verfolgt; sie bildete sich ein, daß sie jung sterben würde; sie fand Gefallen daran, mit mir von dieser Angst zu sprechen; ein rührender religiöser Glaube mischte sich in diesen Schrecken des jungen Mädchens und gab ihm einen eigenen Reiz. Wie oft nahm sie mir das Versprechen ab, zum Heil ihrer Seele Almosen auszuteilen, wie oft sagte sie mir, daß sie über mich als mein Schutzengel wachen würde! Ich bot alles auf, sie zu beruhigen, diese trüben Gedanken zu verscheuchen, und oft vergingen in solchen Ergüssen zwischen uns beiden Liebenden lange Stunden, während deren wir unter dem Schatten der alten Bäume des Parkes wandelten. Unsre Liebe hatte aus diesen Unterhaltungen mehr Innigkeit gesogen und sich wie mit einem himmlischen Geheimnis umwoben.

Mein Oheim sah mit Freuden unsre Neigung seine Pläne fördern. Er liebte seine Tochter zärtlich und wollte vor allem sich nicht von ihr trennen. Durch ihre Vermählung mit mir erreichte er dieses Ziel, da meine Erziehung nicht nach einem bestimmten Berufe hingelenkt worden war und ich bei ihm bleiben sollte.

Die großen Ereignisse traten leider dazwischen. Es war eben im Jahre 1812: gern oder ungern, ich mußte Soldat werden. Einige Zeit vor dem Abmarsch zwang mich ein Sturz, das Zimmer zu hüten. Amélie brachte den größten Teil des Tages bei mir zu: wir unterhielten uns von unsern Besorgnissen, unsern Hoffnungen. Ihre Traurigkeit hatte noch zugenommen. — „Ja, du wirst wiederkommen, sagte sie eines Tages zu mir, „aber ich werde nicht mehr hier sein: ich werde dann gestorben sein, gestorben fern von dir; aber wenn meine Seele, bevor sie die Erde verläßt, dir Kunde geben kann, so thue ich es: mein letztes Lebewohl wird für dich sein. Und du, versprich mir, daß du deine Schwester, deine Geliebte nicht vergessen wirst. Bewahre mein Gedächtnis, wenn ich nicht mehr sein werde; und wenn du einst zurückkommst, behalte diese Stube lieb zu meinem Angedenken, sie, in der ich so manche Stunde bei dir verweilt habe. Ich werde sie jetzt recht lieb haben; oft werde ich hieher kommen, ich werde hier nicht so fern von Dir sein, hier weniger leiden als anderswo. Und ich will, daß auch du deinerseits hier immer eine Erinnerung an mich findest; nicht war, du wirst sie immer bewohnen; und wenn etwas von unserm Wesen nach unserm Tode noch mit der Erde verkehren kann, so möchte ich am liebsten hier weilen.“ — Sie gab mir einen Ring, den sie gewöhnlich trug; ich gab ihr den meinen. — „Ich werde ihn stets bewahren,“ sagte sie zu mir, „und wenn ich sterbe, daß ihn ja niemand anders trägt. Schwöre

es mir zu; denn ich werde ihn dir zurückgeben; du wirst ihn wieder bekommen, ich verspreche es Dir."

Einige Tage nachher war ich abgereist; ich erhielt oft Briefe von Amélie; sie waren immer und immer trauriger, ihre Gesundheit war noch schwächer geworden. In Folge einer gefährlichen Verwundung, die ich bei Hanau erhalten hatte, blieb ich von meinem Regimente getrennt, und wurde später, nach meiner Genesung, als Gefangener in das Innere von Rußland geführt. Endlich erhielt ich, nach geschlossenem Frieden, gegen Ende des Jahres 1815, meine Freiheit wieder. Ich schiffte mich in Riga auf einem Schiffe ein, das nach Frankreich segelte, und landete nach einer langen, beschwerlichen Fahrt an der Küste der Bretagne in einem Hafen, der nicht weit entfernt von dem Schlosse meines Oheims lag. Ich begab mich sofort dahin; es war Nacht und schon spät, als ich daselbst ankam. Mein Oheim, der mit der Nachricht von meiner Rückkehr geweckt wurde, wollte seinen Augen nicht trauen; er glaubte immer zu träumen. Seit zwei Jahren hielt man mich für tot. Es mischte sich aber etwas wie Trauer in seine Freude. Er sagte mir nichts von Amélie; eine düstre Ahnung hielt mich selbst ab, ihn nach ihr zu fragen. Doch war ich der Erste, der ihren Namen aussprach; nur unter Zittern vermochte ich es; er faßte meine Hand und drückte sie heftig; ich sah Thränen in seinen Augen. „Morgen, morgen," sprach er zu mir, „armes Kind, ich werde mit dir zu sprechen haben; nur in diesen Augenblick

laß uns keine Trauer mischen, ich habe seit lange keinen so süßen gehabt; morgen, morgen sollst du alles erfahren. Nur heute frage mich nicht danach; ich brauche Ruhe, du wirst auch müde sein. Fasse Mut; auf morgen, lieber Freund." Er küßte mich und nötigte mich, mich auf mein Zimmer zurückzuziehen. Er hatte ein paar Worte zu dem Bedienten gesprochen, der mir leuchtete; ich war demselben ganz unbekannt und konnte nichts aus ihm herausbringen. Als ich aber meinem gewohnten Zimmer zuging, wollte er mich davon zurückhalten und war wie entsetzt, als er in die Nähe kam. Dieses Zimmer war von einem Geist bewohnt, wie er sagte; er selbst hatte einmal, als er spät in der Nacht heimkehrte, langsam ein Gespenst herauskommen sehen; obgleich er ein alter Soldat war, hatte er sich doch gefürchtet.

In meiner Stimmung gab ich wenig acht auf dies Gerede; indessen, als ich mich allein befand, und es mir wieder ins Gedächtnis rief, empfand ich eine Unruhe, die ich mir nicht zu erklären wußte. Ich fühlte eine jener Aufregungen, die uns etwas außerordentliches anmelden. In diesem Raume, der so viel Erinnerungen für mich umschloß, war, seitdem ich ihn verlassen hatte, nichts, auch gar nichts verändert. Meine Bücher, meine Zeichenstifte, alles lag an seinem Platze. Bloß eine Harfe — ich erkannte sie sofort wieder — war ein neues Gerät in meinem Zimmer. Die letzten Worte, die Amélie hier gesprochen hatte, das letzte Versprechen, das sie mir hier gegeben hatte, kamen mir unauf-

hörlich in das Gedächtnis zurück . . . Was war denn das für ein Ereignis, was mir mein Oheim so geheimnisvoll verschwieg? woher seine Thränen?... Ich konnte es nicht bezweifeln: was sie vorausgesehen hatte, war eingetroffen. Amélie war nicht mehr, mein Oheim wollte mich vorbereiten und mich nicht auf einmal niederschmettern . . . Was war es denn mit dieser Erscheinung, die den Wunsch, den meine Geliebte gehegt hatte, zu erfüllen schien?... Wie sehr ich auch diese Gedanken zurückwies, unaufhörlich kamen sie mir nur immer stärker wieder.

Ich lag schon lange im Bett, ohne daß ich hätte einschlafen können: bald war ich ruhig, dann suchte ich mich in Hoffnung einzuwiegen; bald war ich verzweifelt, dann schrie ich auf und rief mit lauter Stimme: „Amélie, Amélie! könnt' ich dich noch einmal sehen! könnt' ich noch einmal deine Stimme vernehmen!“ . . . Da klangen plötzlich Harfenklänge an mein Ohr . . . Ich blick' empor . . . eine Frau . . . weißgekleidet . . . bei dem Dämmerschein des Mondes, der auf sie fiel, erkenn' ich sie . . . Amélie . . . sie war's . . . von ihr kamen diese Akkorde, leis und klagend, als ob ein Hauch des Windes durch die Saiten striche, ihre Hand schien nur sanft darüber zu gleiten. Ihre süße, so traute Stimme begann jetzt leise, langsam zu singen, es war eine Strophe aus einem Liede, das ich einst für sie gedichtet hatte. Stumm, starr vor Bestürzung saß ich da; ich sah sie durch das Zimmer schreiten oder vielmehr schweben, jedes Gerät berühren, als ob sie mir hätte zeigen wollen,

daß ihr jedes eine Erinnerung zurückrief. Endlich kam sie auf mich zu, setzte sich auf den Rand meines Bettes und heftete ihre Blicke unverwandt auf mich. Mein Herz, ich bekenne es, hörte auf zu schlagen, denn sie war es wirklich, es war ihr schlanker Wuchs, ihre schwarzen, noch immer glänzenden, aber erstarrten Augen, ihre Haare, wie ich sie sonst so gern sah, in doppelter Flechte auf der Stirn zusammengebunden; noch nie hatte ich sie so schön gefunden, aber auch noch nie so blaß; man empfand, wie etwas Überirdisches beim Anblick dieser sanft trauernden Züge, eine andere Kraft, als die des gewöhnlichen Lebens beseelte, bewegte diesen Leib.

Ich vermag nicht Ihnen zu sagen, was ich empfand, als ich sie sich zu mir neigen sah; ich wollte sprechen und vermochte es nicht, mit erstickter Stimme stieß ich nur: „Arme Amélie!“ hervor. — „O wohl, arme Amélie,“ wiederholte sie mit tief klagendem Tone und rückte näher zu mir, ganz nahe und ich fühlte keinen Atem, keinen Hauch. „Arme Amélie,“ sprach sie aufs neue, „ich werde nicht mehr hieher kommen . . . es ist zum letztenmal . . . lebe wohl . . . lebe wohl!“ Dann streckte sie ihren Arm nach mir aus, ergriff meine Hand — die meine brannte, die ihre berührte mich kalt wie Eis. — „Hier,“ sagte sie, „ich habe ihn dir versprochen, ich gebe ihn dir zurück; bewahre ihn immer“ . . . und ich fühlte einen Ring an meinen Finger gleiten. Dann entfernte sie sich, noch einmal auf der Schwelle blieb sie stehn, schien noch einmal das ganze Zimmer zu überblicken: „Lebe wohl! . . . Lebe wohl! für immer!“ und verschwand.

Die Sinne vergingen mir! . . . Als ich wieder erwachte, glaubte ich, ein peinlicher Traum habe mich geängstigt; aber dieser Ring, dieser unerklärliche Ring war doch an meinem Finger, ein sicheres Pfand, daß ich alles wirklich gesehen hatte. Ich konnte die Augen nicht von ihm wenden. Er war es wirklich, es war mein Ring, derjenige, den Amélie einst versprochen hatte, mir zurückzugeben, von dem sie mir das eidliche Gelöbnis abgenommen hatte, daß ich mich nie von ihm trennen würde, es war derselbe, und noch immer glaubte ich die bleiche eiskalte Hand zu fühlen, die ihn mir an den Finger steckte.

„„Was! es war wirklich Ihr Ring?““ riefen mehrere Stimmen aus.

„Ja gewiß, mein Ring, ganz ohne Zweifel der meine, und nie im Leben werde ich mich von ihm trennen; hier ist er.“

Zwanzig Köpfe auf einmal streckten sich vor und betrachteten ihn lautlos. Es war ein dicker, ganz einfacher goldner Ring.

Die Damen lachten nicht mehr. — „„Das ist unglaublich,““ sprach die eine. — „Ich, sagte die andre, ich wäre vor Angst gestorben. — Schon bei der bloßen Erzählung wird's einem ganz angst und bange.“ — „„Und Sie haben alles wirklich gesehen?““ — „„Ich schwöre es Ihnen zu, nicht ein einziges Wort habe ich gesprochen, das nicht die lautere Wahrheit wäre.““ — „„Aber was hat Ihr Oheim dazu gesagt?““ — „Da ist

er selbst, er kann Ihnen die Thatsache bestätigen, wenn Sie noch daran zweifeln.“ — „„In Wahrheit,““ sagte der Oheim, indem er zur Gruppe trat, „„nichts ist wahrer, ich bestätige es.““

Die ganze Zuhörerschaft wußte nicht, was sie davon halten sollte.

„Und um Ihnen einen unwiderlegbaren Beweis dafür zu geben,“ fuhr der junge Herr, der Erzähler, fort, „vorausgesetzt, meine Damen, daß Sie mir versprechen, nicht allzuviel Furcht zu haben, so kann ich Ihnen noch heute Abend mein hübsches Gespenst selbst zeigen, und, da Sie mir in diesem Augenblick recht herzhaft vorkommen, so habe ich die Ehre, Ihnen das große weiße Gespenst aus dem Schlosse meines Oheims vorzustellen. Sehen Sie da . . .“ und bei diesen Worten wies er auf eine blasse, aber noch immer schöne junge Frau hin, die während der Erzählung ihres Gatten bald gelächelt hatte, bald errötet war.

„Ja, meine Damen, da haben Sie das ganze Geheimnis,“ hob der Oheim wieder an, „mein Neffe wurde in seinem Regiment für tot gehalten; daher unser trauriger Irrtum. Ich hatte endlich — ich muß es bekennen, wider ihren Willen — Amélie bewogen, die Hand des Sohnes eines meiner Freunde anzunehmen, und meiner Treu! mein Neffe ist gerade noch zur rechten Zeit gekommen, sonst wäre ein andrer mein Schwiegersohn geworden.“

„Die Ehe hat meine Tochter von ihren nachtwandlerischen Anfällen geheilt, und wenn Sie einmal in die Bretagne kommen, können Sie mich ruhig um ein Nachtlager bitten, ohne zu fürchten, daß Ihr Schlummer durch Erscheinungen gestört wird.“

Die Nachtwäscherinnen.

Volkssage aus der keltischen Bretagne.

Der Glaube an die gespenstische Erscheinung, Nachtwäscherinnen genannt (lavandières de nuit, im Keltischen Kannérez-noz), ist über die ganze Bretagne verbreitet; er findet sich daher auch in dem südlichsten Teile derselben jenseits der Loire. Dort spielt die folgende Erzählung, „Die große Steingrube“, in welcher dieser Glaube eine psychologische Begründung erhält. Ehe wir dieselbe mitteilen, führen wir dem Leser zur Vergleichung aus E. Souvestre's Sammlung die Volkssage in ihrer ursprünglichen Form vor, wie sie in der noch keltischredenden nördlichen Bretagne heimisch ist.

H. Semmig.

Die Bretagner sind Kinder der Sünde wie die andern, aber sie lieben ihre Toten; sie haben Mitleid mit denen, die im Fegefeuer brennen, und suchen sie aus den Flammen der Prüfung zu erlösen. Jeden Sonntag beten sie nach der Messe auf der Erde, wo ihre armen Leiber verwesen, für die Ruhe ihrer Seelen.

Besonders im schwarzen Monat*) erfüllen sie ihre Christenpflicht. Wenn der Bote des Winters**) kommt, denkt jeder an diejenigen, die vor den Richterstuhl Gottes gegangen sind. An diesem Tage läßt man am Altar für die Toten Messen lesen, man zündet ihrem Gedächtnis eingesegnete Kerzen an, weiht sie den besten Heiligen,

---

*) Der schwarze Monat, oder kurzweg der Schwarze, so heißt der November.

**) Das Fest Aller Heiligen, das auf den ersten November fällt.

geht mit den kleinen Kindern zu ihren Leichensteinen, und nach der Vesper kommt der Pfarrer aus der Kirche, um ihre Gräber zu segnen.

In dieser Nacht gewährt ihnen auch Christus einige Linderung und erlaubt ihnen, auf die Erde zurückzukehren und die Stätten zu besuchen, wo sie gewohnt haben. Dann gibt es in den Häusern der Lebendigen ebensoviel Tote, wie welke Blätter in den Hohlwegen. Deshalb lassen auch die guten Christen den Tisch gedeckt und das Feuer auf dem Herde angebrannt, damit die Verstorbenen ihre Mahlzeit einnehmen und ihre unter der kalten Kirchhoferde erstarrten Glieder wieder erwärmen können.

Wenn es aber rechtschaffne Anbeter der heiligen Jungfrau und ihres Sohnes gibt, so gibt es auch Kinder des schwarzen Engels,*) die diejenigen vergessen, so ihrem Herzen am nächsten gestanden. Wilherm Postik war einer von diesen. Sein Vater war aus dem Leben geschieden, ohne Vergebung der Sünden erhalten zu haben, und wie das Sprüchwort sagt, „Kadiou ist immer der Sohn seines Vaters“. Er dachte an nichts, als an sündhafte Vergnügungen, tanzte, wenn er konnte, während des Gottesdienstes und zechte während der heiligen Messe mit den Lumpenkerlen, den Roßkämmen aus der Normandie. Und doch

*) Name des Teufels; er wird auch der gehörnte Engel genannt.

hatte Gott nicht versäumt, ihm Warnungen zuzuschicken. In einem und demselben Jahre hatte „der böse Wind"*) seine Mutter, seine Schwester und seine Frau weggeweht; aber über den Tod der erstern hatte er sich mit der Erbschaft getröstet, die sie ihm hinterlassen hatten, und was seine Katel betraf, so hatte er wie alle liederlichen Wittmänner gerufen: „Hab' ich die meine nicht mehr, hab' ich die andern." Und wie er gesprochen, that er auch.

Der Pfarrer mochte ihm immerhin bei der Predigt vorhalten, daß er ein Stein des Ärgernisses für das ganze Kirchspiel wäre; statt Wilherm zu bessern, hatte diese öffentliche Warnung keine andere Folge, als ihn von der Kirche zurückzuhalten, wie leicht vorauszusehen war, denn „man lockt ein entlaufenes Pferd nicht damit in den Stall zurück, daß man vor seinen Ohren die Peitsche knallen läßt." So lebte er denn von da an lockrer als je und achtete auf Gesetz und Kirchengebot gerade wie der Fuchs im Busch.

Nun traf sich's damals, daß die schönen Tage zu Ende gingen und das Totenfest herannahte. Alle getauften Menschen zogen ihre Trauerkleider an und gingen in die Kirche, um für die Verstorbenen zu beten; Wilherm aber zog seine Festkleider an und ging in das Nachbarstädtchen, wo

*) Bretagnische Redeweise.

gottlose Matrosen und ehrlose Dirnen zusammenkamen.

Die ganze Zeit über, während der die andern die armen Seelen im Fegefeuer trösteten und ihre Qualen linderten, trank er in dieser bösen Gesellschaft „Feuerwein"*), spielte mit den Matrosen und sang mit den Dirnen lose Lieder, wie sie die Müller in der Bretagne aushecken.

So trieb er's bis zur Mitternacht und dachte an die Heimkehr erst, als die andern sich von der Sünde müde fühlten. Er hatte, wenn es zu schlemmen und zu schwelgen galt, einen Körper von Eisen; auch war er der letzte, der die Schenke verließ, und er ging so gerade und munter davon, wie er gekommen war.

Nur hatte er sich vom vielen Trinken das Herz erhitzt. Mit lauter Stimme sang er auf dem Wege Lieder, die die keckſten Burschen gewöhnlich ganz leise singen; er ging an den Kreuzen vorüber, ohne die Stimme zu dämpfen und seinen Hut abzunehmen, und rechts und links hieb er mit seinem Stocke in die Ginsterbüsche hinein, ohne sich darum zu bekümmern, daß er die Seelen verletzen konnte, die an diesem Tage in den Wegen herumhuschen.

So kam er auf einen freien Platz, wo sich die Straße teilte; der eine wie der andre Weg führte in sein Dorf. Der längste war durch

*) Branntwein.

Gottes Schutz für die Menschenkinder frei geblieben, während auf dem kürzeren die Toten umgingen. Viele Leute, die des Nachts auf dem letztern gegangen waren, hatten Geräusch gehört und Dinge gesehen, wovon sie nur dann zu reden wagten, wenn sie mit mehreren anderen zusammen waren und Weihwasser in der Nähe war; aber Wilherm fürchtete sich vor weiter nichts, als vor dem Durst und den häßlichen Mädchen; er schlug also den kürzern Weg ein und stampfte mit seinen starken Schuhen auf die Kieselsteine, daß sie knirschten und krachten.

Es stand aber kein Mond am Himmel und es war sehr finster; das dürre Laub trieb vor ihm im Winde, die Quellen rannen traurig längs des Hügels hin, die Sträucher schauerten zusammen wie Menschen, die sich fürchten, und mitten durch die Stille der Nacht dröhnten Wilherms Schritte wie die Schritte eines Riesen; aber er erschrak vor nichts und schritt immer weiter.

Als er bei der alten verfallenen Burg vorüberkam, hörte er die Wetterfahne ihm zukreischen:

„Kehr' um, kehr' um, kehr' um!"

Wilherm ging immer weiter. Er kam zum Wasserfall, und das Wasser, das über den Weg rann, murmelte:

„Geh' nicht drüber, geh' nicht drüber, geh' nicht drüber!"

Er trat auf die großen Steine im Bache und schritt darüber hinweg. Wie er an eine alte faule

Eiche kam, rief der Wind, der durch die Zweige pfiff:

„Bleibe hier, bleibe hier, bleibe hier!“

Aber Wilherm schlug im Vorbeigehen mit seinem Stock auf den abgestorbenen Baum und beschleunigte nur seine Schritte.

Endlich kam er in das Thal, wo es umging. In drei Kirchspielen schlug es Mitternacht. Wilherm fing an das Lied auf Marionnik (Mariechen) zu pfeifen:

Koantik he marionik,	Hübsch ist Mariechen,
Koantik a delikadd,	Hübsch und fein,
Ru evel eur rosennik,	Roth wie ein Röschen,
A glaz e daou lagadd.	Blau die Äuglein.

Aber wie er eben den vierten Vers pfiff, hörte er einen Karren ächzen, der nicht mit Eisen beschlagen war; er blickte auf und sah ihn, mit einem Leichentuch bedeckt, auf sich zukommen.

Wilhelm erkannte den Todeskarren.*) Er wurde von sechs schwarzen Pferden gezogen, die der Ankou führte, der eine eiserne Peitsche führte und fortwährend rief:

„Wende dich ab oder ich dreh' dich um!“

Wilherm machte ihm Platz, aber ohne die Fassung zu verlieren.

---

*) Eine unheimliche Erscheinung, die der Bretagner zuweilen zu sehen glaubt. Der Ankou (d. h. die Angst) ist das Gespenst des Todes.

„Was machst du denn hier, Herr von Ker-Gwen?"*) redete er ihn frech an.

„„Ich überfall' und nehme mit,"" antwortete der Ankou.

„Du bist also ein Spitzbube und Schelm?" fuhr Wilherm fort.

„„Ich schlage blindlings zu und frage nicht, wen's trifft.""

„Das heißt, du bist ein Einfaltspinsel und ein Flegel. Aber wo gehst du heute hin, daß du solche Eile hast?"

„„Ich will Wilherm Postik holen,"" erwiderte das Gespenst und zog weiter. Der Taugenichts brach in ein lautes Gelächter aus und setzte seinen Weg fort.

Wie er an der kleinen Schlehenstrauchhecke vorbeikam, die zur Waschlache führt, wurde er zwei weiße Frauen gewahr, die auf dem Gesträuche Wäsche ausbreiteten.

„So wahr ich lebe! Das sind mir Mädchen, die sich nicht vor dem Nachttau fürchten," rief er, „warum seid Ihr noch so spät auf der Wiese, meine Täubchen?"

„„Wir waschen, trocknen, nähen!"" antworteten die beiden Frauen zusammen.

„Was denn?" frug der junge Bursch.

---

*) Spott über die Blässe des Todes. Ker = Ort, Stadt; Gwen = weiß.

„„Das Leichentuch für den Toten, der jetzt noch spricht und geht.““

„Für einen Toten! Potztausend! Ihr werdet mir seinen Namen nennen!“

„„Wilherm Postik.““

Der Bursche lachte noch lauter auf, als das erste Mal und ging den holprigen Weg hinab. Aber je weiter er vorwärts ging, um so deutlicher hörte er die gespenstischen Nachtwäscherinnen mit ihren Waschbläueln auf die Steine am Rande der Lache klopfen, und bald gewahrte er sie selbst, wie sie auf ihre Leichentücher klopften und dazu ihr trauriges Lied sangen:

Bis uns erlöst ein Christenkind,
Müssen wir waschen das Leichentuch,
Unter Schnee und unter Wind.

Sowie sie den lustigen Burschen erblickten, liefen sie alle laut schreiend herbei, reichten ihm ihre Tücher hin und riefen ihm zu, er solle sie auswinden, damit das Wasser heraustropfe.

„Unter Freunden verweigert man sich keinen Dienst,“ antwortete Wilherm lustig, „aber eine nach der andern, Ihr schönen Waschweiber, ein Mann hat nur zwei Hände zum Auswinden wie zum Umarmen.“

Darauf legte er seinen Stock hin und ergriff das Ende des Leichentuches, das ihm eine der

Toten hinhielt, wobei er wohl darauf achtete, nach derselben Seite wie sie hin zu drehen, denn er hatte von den Alten gehört, das dies das einzige Mittel sei, nicht zermalmt zu werden.

Aber während das Leichentuch sich so umdrehte, kamen andere Nachtwäscherinnen hinzu und umringten Wilherm, der in ihnen seine Tante und seine Frau, seine Mutter und seine Schwester erkannte. Sie alle riefen:

„Tausend mal wehe dem, der die Seinigen im Fegefeuer brennen läßt! Tausend mal wehe!“

Und dabei schüttelten sie ihre flatternden Haare und hoben ihre weißen Waschbläuel empor, und an allen Waschlachen im Thale, allen Hecken entlang, auf allen Heiden umher scholl es wieder: „Tausend mal wehe! tausend mal wehe!“

Da entsetzte sich Wilherm, die Haare standen ihm zu Berge; in seiner Angst vergaß er die Vorsichtsregel, die er bis hierher beobachtet hatte und drehte nach der andern Seite hin. Im selben Augenblick schnürte das Leichentuch seine Hände zu, als wär' es ein Schraubstock, und er stürzte nieder, zermalmt von den eisernen Händen der Nachtwäscherin.

Als bei Tagesanbruch ein Mädchen aus Henwick, mit Namen Fantik ar Fur (die artige oder brave Fantik) an der Waschlache vorbei kam, blieb sie stehen, um einen Stechpalmenzweig in ihren Topf zu thun, worin sie frische Milch trug,

und sah Wilherm auf den blauen Steinen liegen.*) Sie glaubte, er sei in der Trunkenheit hingestürzt und trat mit einem Binsenreis zu ihm, um ihn aufzuwecken; da er sich aber nicht rührte, wurde es dem Mädchen angst und sie lief in's Dorf, um die Leute zu rufen. Man kam mit dem Pfarrer, dem Glöckner und dem Notar, der zugleich der Maire des Ortes war; die Leiche wurde aufgehoben und auf einen Ochsenwagen gelegt; aber die geweihten Kerzen, die man anzünden wollte, verloschen immer, woraus man ersah, daß Wilherm Postik der ewigen Verdammnis verfallen war. Auch wurde er draußen vor dem Kirchhofe an der steinernen Umzäunung begraben, da wo die Hunde und die Ungläubigen liegen müssen.

---

*) Die Bretagnerinnen tragen ihre Milchtöpfe auf dem Kopfe; um das Schütteln und Überlaufen zu verhüten, tauchen sie gewöhnlich kleine Zweige vom Brombeerstrauche oder von der Stechpalme hinein.

Die große Steingrube.

Dorfgeschichte aus der südlichen Bretagne.

Derjenige Teil der Bretagne, welcher an das Anjou, die Vendee und des Poitou grenzt und den man mit vollem Recht das Niederland unseres französischen Schottlands*) nennen könnte, bietet dem Auge des Wandrers nicht dieselbe Mannigfaltigkeit von Gebräuchen und Kleidertrachten wie die keltische**) Bretagne, die sich noch ihres volkstümlichen Idiomes bedient und die durch ihre Armut und ihre wüsten Heiden vor dem Eindringen der Zivilisation bewahrt wird.

Mit Ausnahme einiger Volksgruppen, die sich an den Küsten niedergelassen haben und sich um so reiner erhalten, als die ganze Bevölkerung dieselbe Beschäftigung treibt und Heiraten mit

---

*) L' Ecosse française, so wird die Bretagne wegen ihres pittoresken Charakters und ihres Festhaltens am alten Keltentum genannt.

**) Im Französischen: la Bretagne bretonnante.

Fremden daselbst fast ganz unbekannt sind, entbehrt, offen gestanden, der Volksstamm, der den Boden der alten Grafschaft Nantes inne hat, eines auffallenden originellen Charakters.

Alles, was die geistigen Anlagen und Gewohnheiten anlangt, die Volkstrachten, die Färbung des Himmels und der Landschaft, das laue feuchte Klima, die dicke Luft und die oft von Wolken verdunkelte Sonne, alles das erscheint auf den ersten Anblick trübe, ein wenig grau, ein wenig eintönig. Indessen wohnt dieser ruhigen Natur ein stiller milder Zauber inne, dessen Gewalt sich bald fühlbar macht. Das Auge gibt sich gefangen, bald folgt es mit Behagen den sich schlängelnden Windungen des Geländes, den durchsichtigen Schichten des leichten Nebels, der wie ein Schleier alles umwebt, und den schillernden Wolken, die in Menge aus dem nahen Ozean am Himmel aufsteigen, bald ruht es mit Behagen auf dem üppigen Grün, das die von Feuchtigkeit gesättigte Erde bedeckt.

Ein ganz eigentümliches Interesse bietet auch nach kurzer Zeit das Studium der Bevölkerung, von der eben die Rede war und die sich infolge von Einwanderung und Kriegen aus mancherlei Racen zusammengesetzt hat, welche alle aus weit entfernten Punkten die Instinkte, Gewohnheiten, Tugenden und Laster ihrer ursprünglichen Typen mitgebracht haben; das Ergebnis dieser verschiedenen Kräfte, d. h. der Bauernstamm der Grafschaft

Nantes birgt unter seinem schwerfälligen Äußeren mehr solide Eigenschaften des Herzens und mehr Schlauheit, als man ihm auf den ersten Blick zutrauen möchte.

Halb schon von der modernen Zivilisation und den Ideen ergriffen, die sie in ihrem Gefolge hat, halb noch widerspenstig gegen dieselben, der gehässigen Erinnerung an die Revolution von 1793 wegen, diesem gewaltigsten Missionär der neuen Ideen, ist namentlich der Bauer der Niederloire seinem alten Herkommen zugethan, ehrerbietig gegen die alten adligen Familien, die bei ihm wohnen, thatsächlich und auch dem Äußern nach religiös, und zu gleicher Zeit gierig, sich zu bereichern, wie ein moderner Kapitalist, mißtrauisch wie ein angehender Sozialist gegen alles, was in der gesellschaftlichen Stufenleiter über ihm steht, und ironisch und leichtfertig in seinen Reden wie ein Voltairianer. Er grüßt im Vorbeigehen den Herrn, der nach etwas aussieht, mit einem freundlichen und ehrerbietigen „guten Tag“, aber unter seinem wohlwollenden Lächeln lauert eine schlaue mißtrauische Spötterei. Ebenso zieht er zuweilen das Wirtshaus der Messe vor und fällt dann, wenn er getrunken hat, über Pfarrer und Fromme und alle Heiligen beiderlei Geschlechts in seinen Reden gar übel her, aber die frommen oder schaurigen Sagen seiner Heimat finden an ihm immer einen treuen Gläubigen, und der abergläubische Schrecken, der die Einbildungskraft und die

Erzählungen des Volkes beherrscht, regt seine rauhe Natur bis in's Tiefste auf.

All diese Betrachtungen flößt mir in diesem Augenblicke eine einfache und zugleich seltsame Geschichte ein, die man mir einmal — bei welcher Gelegenheit, werde ich später sagen, — erzählt hat. Sie hat auf mich, ich bekenne es, einen lebhaften Eindruck gemacht, aber man weiß, welchen Einfluß die äußeren Umstände, die Zeit, ja die Stunde des Tages oder des Abends, die Umgebung, die besondere Stimmung der Seele auf die Empfindungen, von denen man sich erregt fühlt, ausüben; ich bin daher keineswegs sicher, ob es mir gelingen wird, die eigentümliche Gemütsbewegung wiederzugeben und vor allem mitzuteilen, die mich ergriff, als man mir an Ort und Stelle sagte: „Hier hat sich die Sache zugetragen, dies sind die stummen Zeugen jener seltsamen Geschichte, und dort steht die arme Frau, die in der zugleich so gewöhnlichen und so tragischen Begebenheit eine schmerzliche Rolle gespielt hat.

Sie sah damals recht blaß, recht verändert aus, die arme Veronika, aber ihr sanftes Antlitz hatte darum noch nicht jede Spur der Reize verloren, die aller Blicke um so mehr auf sie gelenkt hatte, als die Schönheit bei den Bäuerinnen der Umgegend von Nantes etwas Seltenes ist. Sie mußte in ihrer ersten Jugend sehr hübsch gewesen sein. In ihren großen Augen von milder durchsichtiger Bläue lachte damals, wie man erzählte,

ein Strahl der Fröhlichkeit, der ihren ruhigen Blick belebte; ihr reiner Mund lächelte damals alle anmutig an und ihr geschmeidiger Wuchs trug, ohne zu wanken, die schweren Lasten frischen Grases, das die Frauen in den Weingärten ausraufen, um ihre schönen braunen Kühe damit zu füttern. Ihr runder Arm, der die Tracht blumigen Grases auf ihrem Kopfe unterstützte;*) ihr nackter, flinker und schön gebauter Fuß, den sie so geschickt in den schmalen Pfad zwischen den dortigen Lachen und Mooren einsetzte, ihr kurz geschürztes Unterröckchen und ihr blaues Mieder, das ihre feine Taille so hübsch zeichnete, hätten sie zu einem reizenden Modell für einen zugleich natürlichen und poetischen Maler gemacht.

Sie war die Tochter eines geringen Pächters, der mit einer zahlreichen Familie gesegnet war, und das älteste von acht Kindern, die alle gesund und munter waren und besonders großen Appetit hatten; so wurde sie denn auch, als sie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte und ihre jüngere Schwester in der Unterstützung der Mutter und der Pflege der jünsten Krabben sie ersetzen konnten, von ihrem Vater zum Gesindemarkt der nächsten Kirmes**) geführt, einen Strauß von noch grünem

---

*) Man trägt daselbst die schwersten Lasten nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Kopfe.

**) Diese Dorffeste, mit dem hie und da der Gesindemarkt verbunden ist, heißen in der Gegend von Nantes Assemblèe, in der echt keltischen Bretagne Pardon.

Getreide im Gürtel, damit sie einen Dienst fände.

Sie war, wie gesagt, flink, hübsch gebaut, kräftig für ihr Alter; es dauerte auch nicht lange, so fiel sie einem rechtschaffenen Bauer in die Augen, der gerade eine Magd suchte, um seine Tochter, die sich verheiratete, zu ersetzen, und einen Knecht, um seinen Sohn nicht zu sehr zu vermissen, der zu den Soldaten ausgehoben worden war.

Er trat an sie heran und fing an, mit ihrem Vater zu verhandeln; der eine setzte erst auseinander, was er brauche, der andre strich die Verdienste und die Geschicklichkeit seiner Tochter heraus, die übrigens dem Vater Jalais ein wenig bekannt war, denn er war aus demselben Kirchspiel; endlich kam man zur Hauptsache, nämlich zum Lohne, den Vater Jalais zahlen wolle. Das gab eine lange Verhandlung; endlich kam man überein, daß die junge Magd vierthalb Pistolen*) nebst einigen geringen Kleidungsstücken bekommen solle. Nachdem das Handgeld gegeben worden war, trennte man sich, Vater Jalais ging weiter, um sich die männliche Hälfte seines Gesindes auszusuchen, und Veronika kehrte zu ihrer Mutter heim, denn als ehrbares Mädchen wollte sie sich nicht an dem Tanze beteiligen, der zur Kirmes

*) In einigen Teilen Frankreichs noch gebräuchliche alte Rechnung; eine Pistole hatte zehn Livres oder Francs. Die Erzählung hat viele Lokalausdrücke, die nicht alle wiedergegeben werden können.

am Nachmittag stattfindet und auf den die Pfarrer ganz besonders den Kirchenfluch schleudern.

Der alte Jalais hatte bestimmt Glück an dem Tage. Er wurde einen schönen großen Burschen gewahr, den er ein wenig dem Rufe nach kannte und ein wenig auch aus eigener Beobachtung, denn er hatte seine kräftigen Spatenstiche in dem großen Weingarten beobachtet, von dem dem alten Jalais ein Anteil gehörte. Der junge Bursche trug den grünen Halmenstrauß und auf dem Hute den Rebzweig, er war also hergekommen, um sich als guter Ackersmann und Winzer zu verdingen; der Bauer ging gerade auf ihn zu.

„Nun, Martin Renaud, redete er ihn an, 's hat wohl etwas gegeben mit deinem Herrn?“

„„Blos die Reichen können geizig sein,““ antwortete der junge Mensch und zuckte die Achseln. — „„Er hat nicht geben wollen, was sich gehörte; da hab' ich meinen Kopf aufgesetzt und ihm gesagt, er solle sich anderswo einen suchen, und da bin ich nun!““

„Na, na!“ sagte Vater Jalais und schüttelte mit dem Kopfe, „man muß nicht so laut über den Geiz der Reichen schreien. Wer begehrt, wie wer sich wehrt, einer wie der andre haben das Geld lieb, so meine ich! Na, komm' nur, trink ein Glas mit mir, wir wollen zusammen plaudern.“

Martin Renaud trat mit dem Bauer in eines der Zelte, die auf dem Rasen aufgeschlagen waren und wo man an die Gäste den sauern Landwein ver-

abreichte. Die beiden setzten sich einander gegenüber, jeder auf eine Seite eines schmalen Tannenbretts, das auf in die Erde eingeschlagene Holzpflöcke festgenagelt war. Vater Jalais ließ einen Schoppen Wein auf diesen improvisierten Tisch stellen, und nun begannen sie, auf den Holzbänken von gleicher Fabrik behaglich eingerichtet, ernsthaft von ihrem Handel zu reden.

Die Sache lief so ziemlich gerade so ab, wie mit dem Vater Veronikas, nur war die Verhandlung weit diplomatischer und winkelzügiger und die Summe, um die man sich herumstritt, bedeutender. Indessen waren sie noch weit vom Abschluß entfernt, als Martin endlich ungeduldig mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Flaschen bis im hintersten Winkel des Zeltes klirrten und die Gläser in die Höhe sprangen, und kräftig losbrach:

„Nun zum Teufel, was sind das für Umstände, es langweilt mich, so lange herumzuhandeln; wenn man es mit einem guten Bezahler zu thun hat, muß man es nicht so genau nehmen. Hört einmal zu, Vater Jalais, zwei Thaler laß ich fahren, gebt zwei zu. Ist's Euch so recht?"

Murrend schlug Jalais in die breite Hand ein, die ihm der junge Bursche über den Tisch hinhielt, und der Handel war abgeschlossen. Ein neuer Schoppen besiegelte das gegebene Wort; aber noch ehe derselbe ausgetrunken war, stand

Martin auf und holte sich eine Tänzerin, um den Tag, der so gut begonnen hatte, lustig zu beenden. Der alte Jalais trank mit Muße sein letztes Glas Wein aus und bei dem schlau behaglichen Lächeln, das um seine Lippen spielte, während er schluckweise den sauren Nektar hinterschlürfte und den zinnernen Krug umschüttelte, um sich zu vergewissern, daß der letzte Tropfen heraus war, konnte man erraten, daß ihm der abgeschlossene Handel nicht übel gefiel.

Das Gut des alten Jalais lag an den Ufern der schönen weiten Wasserfläche, die ein paar Meilen südlich von Nantes liegt und der See Grand-Lieu genannt wird. Der Boden in der Umgegend ist äußerst freigebig. Die Bäume mit ihren frischen Rinden, die Weingärten mit den üppigen Weinreben, die grünen Wiesen mit ihren zahlreichen Herden bezeugen die Fruchtbarkeit der Erde. Im Sommer werden fette Marschen, die reichliches, wenn auch grobes Heu liefern, vom See trocken gelassen, den eine Menge großer und kleiner Zuflüsse im Winter wieder so anschwellt, daß er die ausgetrockneten Landstrecken wieder überschwemmt und aufs neue mit seinem befruchtenden Schlamme bedeckt. Hecken von Weiden- und Eichengebüsch durchschneiden dieses flache sumpfige Uferland, von dem jeder Bauer als Pächter oder auch als Eigentümer einen kleinen Teil besitzt, was den Wohlstand der Anwohner beträchtlich erhöht; und da der alte Jalais ebenso robust wie geschickt war,

so verstand er vortrefflich aus allem Nutzen zu ziehen, was dieses glückliche Land an Hilfsquellen darbot.

Martin und Veronika traten ihren Dienst bei ihm am nämlichen Tage an und bewiesen, daß er außer den schon hervorgehobenen Eigenschaften auch die des Scharfblicks besaß. Veronika war verständig und gewandt, sanft und arbeitsam, sie weigerte sich keiner Arbeit, wie mühsam sie auch war, und besser als jeder andern gerieten ihr die, die Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit erforderten. Die Butter kam goldgelb aus ihrem Butterfaß, das Brot schneeweiß aus dem Backtrog hervor, worin ihre schönen Arme es kneteten. Mutter Jalais, die doch ziemlich mürrisch war und der man es nicht leicht recht machen konnte, war mit ihrer neuen Magd recht zufrieden. Martin zeigte sich als ein tüchtiger Arbeiter; er schien nicht zu wissen, was Müdigkeit ist. Sein geübter Blick lenkte seine Ochsen von einem Ende des Feldes zum andern, ohne daß die lange tiefe Furche nur die geringste Krümmung erlitt, und sein herkulischer Arm handhabte den schweren gebogenen Spaten, womit das Rebland drei Mal im Jahre umgegraben werden muß, so leicht, als wäre es ein Binsenhalm. Man hatte ihm nichts vorzuwerfen, als einen etwas düstern oder, wie man in der Gegend sagt, „einsamen" (abgeschlossenen) Charakter. Er schloß sich selten den Kameraden an, die den Sonntag mit fröhlichen Gesellen zubrachten, und ein lustiges Gelage schien für ihn weniger Reiz zu haben,

als ein einsamer Spaziergang, auf dem er sich Gedanken hingab, die er Niemand mitteilte. Aber Vater Jalais, der die nützlichen Eigenschaften gar sehr schätzte, pflegte ihn zu verteidigen, wenn ihm die jungen Bauermädchen sein verschlossenes Aussehen vorwarfen. Der Alte erklärte, daß Martin Renaud haushälterisch und rüstig bei der Arbeit wäre, und daß die Frau, die ihn einmal nehmen würde, ihr Brot sicherer gebacken finden würde, als diejenigen, welche sich in Ballschwärmer und Zechbrüder verliebten.

So gingen die Dinge das erste Jahr und einen Teil des zweiten ruhig ihren Weg weiter; da geschah es aber, daß in dem Charakter Martins eine Umwandlung vorzugehen schien. Er wurde geselliger, freundlicher, entfernte sich selten aus dem Hause, blieb abends bei den andern am Herde sitzen; wer ihn so dem weiblichen Geschlechte bei der Arbeit helfen sah oder den Eifer bemerkte, mit welchem er bei der Rückkehr vom Felde der Hausfrau seine Dienste anbot, der erklärte ihn für verliebt. Man täuschte sich auch nicht. Der junge Mensch war endlich gewahr worden, daß neben ihm das hübscheste Mädchen aus dem Pfarrspiel aufwuchs, und die einfach freundliche Gesinnung, die er seiner kleinen Kameradin seit ihrem gemeinsamen Einzuge bei Vater Jalais immer bezeigt hatte, war unmerklich ein recht lebhaftes und zärtliches Gefühl geworden. Martin Renauds gebieterischer Charakter und sein Zug

zur Einsamkeit hätten vielleicht Veronika zurückschrecken sollen. Aber wer weiß nicht, daß scheue und derbe Naturen oft eine seltsame Anziehungskraft auf zärtliche Herzen, einen unbegreiflichen Einfluß auf sanfte schüchterne Gemüter ausüben.

Veronika, anfangs erstaunt über Martins verändertes Wesen ihr gegenüber, erriet doch bald den mutmaßlichen Grund; es lebt ja derselbe Instinkt in allen weiblichen Herzen, mögen sie nun unter grober Leinwand oder unter Atlas schlagen; sie war daher auch mehr erregt, als überrascht, als er sie eines Sonntags auf der Marsch, wo sie ihre Kühe hütete, aufsuchte, sich im Schatten eines Weidengebüsches neben sie setzte und ihr mit leiser schüchterner Stimme sein Herz eröffnete. Sie war zu klug, um den schönen glatten Worten sofort Glauben zu schenken. Sie wußte, daß sich die jungen Burschen zuweilen ein Vergnügen daraus machen, die Mädchen zu beschwatzen, und sich über diejenigen lustig machen, die ihnen ein zu geneigtes Ohr leihen. Sie gab sich daher Mühe, die geheime Neigung, die sie für Martin empfand, zu verbergen, that als ob sie all seine Beteuerungen für Scherz nehme, und trieb ihre Kühe früher als gewöhnlich heim, um die Unterhaltung, die ihr jedoch durchaus nicht mißfiel, abzukürzen.

Aber die fortwährende Wiederholung leiht zuletzt auch einer und derselben Rede die Kraft der Überredung; übrigens hat die Aufrichtigkeit einen Ausdruck, der sich schnell erkennen läßt. Und

Martin Renaud war in seinen Gefühlen für seine kleine Kameradin vollkommen aufrichtig.

Die Liebe hatte sich seiner Seele mit um so größerer Gewalt bemächtigt, als sein ziemlich menschenscheues Wesen keiner Zerstreuung zugänglich war, so daß Gefühle, welche einmal in ihm keimten, mit reißender Schnelligkeit wuchsen. Als indessen Veronika hatte durchschauen lassen, was in ihrem Herzen sich regte, und dem jungen Menschen ein troſtreiches Wort gegeben hatte, da erkannte erst Martin unter schwerem Seufzen die grausame Wahrheit, daß sie beide zu arm waren, um an die Heirat zu denken, daß sie noch einige Jahre dienen und noch mehr zusammensparen müßten, bevor sie einen eigenen Haushalt gründen könnten. Die süßen Pläne wurden also auf den Zeitpunkt verschoben, wo der kleine lederne Sack, der ganz unten in Martins Schranke lag, etwas schwerer geworden sein würde. Renaud hob ihn oft auf und wog ihn mit der Hand, und seine stillen Betrachtungen sowie seine Plaudereien mit Veronika hatten am liebsten endlose Berechnungen zum Gegenstande, wie er wohl am besten sein kleines Vermögen vergrößern könnte. Ließ sich Veronika einmal verleiten, mit einem bunt schimmernden Halstuche zu prunken, wie es ihre rundlichen Schultern ja wohl wert waren, oder ihr hübsches Köpfchen mit einem Tüll- und Spitzenputz oder auch einem feinen weißwollenen Häubchen zu zieren, so schalt sie Renaud gewiß wegen

ihres Hanges zur Verschwendung aus, ganz als ob er schon ihr Mann wäre, und das Mädchen fand ihn recht streng. Sie folgte ihm jedoch, denn sie dachte bei sich, daß nur der Wunsch, ihre Verheiratung zu beschleunigen, ihren Martin so sparsam machte, und fügte sich willig in die Opfer, die zu diesem glücklichen Ende führen sollten.

Die Ersparnisse wuchsen nicht schnell, obgleich Vater Jalais sich nicht geweigert hatte, den Lohn der beiden jungen Leute um einige Thaler zu erhöhen; aber ein unerwartetes Anerbieten, das ihm eine neue Zukunft eröffnete, änderte plötzlich Martins Lage. Ein kleines Pachtgut, „die große Steingrube"*) genannt, war zufällig frei geworden und der Eigentümer zeigte sich bereit, es billig zu verpachten. Die Äcker waren von dem letzten Pächter vernachlässigt worden; Strecken unbebauten Bodens mußten urbar gemacht werden, was viel Arbeit kostete; vortreffliche Weingärten, die fast aufgegeben waren, verlangten nach einem kräftigen, verständigen Winzer, und außerdem behaupteten die Bauern, denen diese ganze mühsame Arbeit so schon Schrecken einflößte, daß an dem Hause ein übler Ruf hafte, daß es, blutiger Vorgänge zur Zeit der Revolution wegen, damit nicht richtig sei und daß daher alle, die es nach einander bewirtschaftet, es bald bereut hätten.

*) La Grande Perrière; perrière, ein alter, jetzt volkstümlicher Ausdruck für carrière, Steinbruch. Wir haben dafür das Wort „Steingrube" gewählt.

Martin gab auf all dies böse Gerede nicht viel acht; der geringe Pachtzins verlockte ihn, sein Mut fand Gefallen an der schweren Arbeit, die es hier gelten würde, und seine Liebe sah in der Sache ein Mittel, schnell mit Veronika zusammen zu kommen. Diese sagte nichts dazu. Die Frauen der Bauern mengen sich wenig in die Geschäfte, die vorzugsweise die Männer angehn; sie wartete also ängstlich Martins Entschluß ab, und dieser wußte im voraus, daß sie ohne Murren beistimmen würde. Indessen, als er ihr meldete, daß alles abgeschlossen wäre und daß sie nur noch den Tag ihrer Hochzeit festzusetzen hätten, überkam sie doch die seltsame Angst wieder, die sich unwillkürlich in ihre Liebe zu Renaud mischte, sie zitterte, und die Blässe der Unruhe vertrieb die Röte der jungfräulichen Aufregung von ihren Wangen.

Veronikas Vater und Mutter hatten schon seit lange die Absichten ihrer Tochter gebilligt; Martin Renaud war Waise. Von allen Verwandten blieb ihm nur ein reicher Vetter, der in der Stadt wohnte, und ein Oheim, Zimmermann seines Gewerbes, der sich nicht viel um seinen Neffen kümmerte und ihn kaum dreimal des Jahres zu Gesicht bekam. Als ihm der junge Mann seine Heirat anzeigte, nahm ihn Antoine Renaud, der Zimmermann, recht gut auf; er führte ihn in seine Speisekammer, wo ein Faß junger Muskatwein angestochen stand, setzte sich auf die

eine Seite, ließ den jungen Mann gegenüber sitzen, hörte die Geschichte von Martins Liebschaft an und schlürfte dabei langsam seinen Wein.

„Na!“ sagte er, als der junge Mann, den das stille Behagen an der Erzählung seiner Gefühle und Hoffnungen und das scheinbar beifällige Schweigen seines Wirtes hingerissen hatte, ihm sein Herz mehr erschlossen hatte, als es anfangs in seiner Absicht gelegen, „na!“ sagte er, indem er sich beugte, um den Krug auf's neue zu füllen, „du wirst eine Dummheit machen, mein Junge.“

Martin, über diesen unerwarteten Ausfall unangenehm betroffen, zog die Hand zurück, die er schon nach dem Kruge streckte und sah starr seinen Oheim an, seine Erklärung abwartend.

„Ja, ich sage dir's noch einmal, mein Junge, du wirst eine Dummheit machen,“ wiederholte der Zimmermann, „sich in deinem Alter verheiraten, das heißt: sich den Strick um den Hals hängen, und bevor man noch Zeit gehabt hat, seine Jugend zu genießen, sich die Pflicht aufladen, wie ein Galeerensklave für seine Frau und einen Haufen Kinder zu arbeiten. Was mich anlangt, ich habe mich niemals um andre bekümmern wollen, ich habe genug mit mir zu thun. Und sieh her, ob ich darum unglücklicher bin; ich trinke meinen besten Wein ganz allein, zu der Stunde, die mir gefällt; wenn ich nach Hause komme, finde ich kein krankes Weib vor, das gepflegt sein will, noch kleine

Schmutzbälge, die man waschen muß. Schmeckt mir meine Suppe nicht, so jage ich meine Magd fort und nehme eine andre. Niemand zankt mit mir, niemand ärgert mich, niemand verzehrt mir mein Hab und Gut, und, so alt ich bin, liebäugeln die Mädel nach mir, ganz wie nach den jungen Burschen, weil ich Batzen habe."

„„Das mag sein, Oheim,"" antwortete Martin, „„aber mich dünkt, daß ich mehr für's häusliche Leben tauge, als für Eure Lebensweise.""

„'s ist möglich, weil, siehst du, weil du niemals aus deinem Dorfe herausgekommen bist und die Philosophie der Dinge nicht gelernt hast," fuhr der Zimmermann fort, sich ein wenig in die Brust werfend. Meister Antoine war ziemlich stolz auf seine ausgebreiteten Kenntnisse, und die Natur hatte ihn mit einer stark schnarrenden Stimme begabt, die seinen langen Reden einen ganz sonderbaren vornehmen Klang gab. — „Ich, ich habe meine Wanderschaft durch Frankreich gemacht; ich habe sogar in Paris gearbeitet, und ich sehe das Leben nicht wie ein einfältiger dummer Bauer an. Und schließlich, wenn du dich auch zum Ehemanne berufen fühlst, mein Junge, so ist das noch kein Grund, um ein Mädchen zu heiraten, das nichts hat."

„„Aber, Onkel, ich habe ja auch nichts,"" sagte Martin lachend, etwas verlegen jedoch, denn diesmal schien ihm der Einwurf verständiger.

„Ein Grund mehr, mein Junge, man muß nicht den Hunger mit dem Durste verheiraten, sonst riskiert man, schlechte Mahlzeiten zu halten. Du bist ein hübscher Bursche, bist stark, jung; du hättest etwas besseres finden können.“

„„Ach, was, Onkel, eine Reiche wäre hoffärtig und verschwenderisch gewesen. Sie hätte fortwährend gesprochen: Ich habe dir das mitgebracht, ich habe dir jenes mitgebracht; und man hätte sich ihre Launen gefallen lassen müssen. Ein schönes Vergnügen, Geld zu haben, wenn man es nur auf den Schultern seiner Frau sieht.““

Der Zimmermann that eben einen Schluck. Er zog seine lange Nase aus dem Kruge, blickte seinen Neffen versteckt mit einer eigentümlichen Grimasse an, nickte ihm zu und leerte erst den Krug aus, dann stellte er denselben auf das umgestürzte Faß, das als Tisch diente, und sprach mit nachdenkender Miene:

„Weißt du, mein Junge, daß du vielleicht einmal reicher sein wirst als du denkst?“

„„Wie so, Onkel?““ frug Martin überrascht.

„Unser Vetter, der Gewürzkrämer, hat seine einzige Tochter verloren, wie man mir gesagt hat. Er hat sich's zu Herzen genommen; er verkauft seinen Laden und will sich zurückziehen. Wir sind seine einzigen Erben, weißt du?“

„„Aber er ist fast ebenso jung wie ich.““

„O nein! nicht ganz. Und dann, das weich-

herzige Volk, wenn sich das grämt, das hört auf zu essen und zu trinken, das magert endlich ab und zuletzt braucht's nur einen kleinen Stoß und sie fallen hin."

„„Immerhin, das ist kein Geld im Sack,"" sprach Martin und stand auf, „„und ich rechne ebenso wenig auf seine Erbschaft, wie auf Eure, Onkel.""

Der Zimmermann schnitt diesmal wieder ein Gesicht, das noch unwilliger aussah, als das erste. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen, stand auf und begleitete seinen Neffen zur Thüre. Hier reichte er ihm die Hand.

„Nun denn," fing er wieder an, „es ist nicht das erstemal, daß die jungen Leute nicht die alten haben anhören wollen. Gleichwohl, ich wünsche dir viel Glück, mein Junge. Wann ist deine Hochzeit?"

„„Nächsten Montag über acht Tage, Onkel; und ich hoffe, daß Ihr mich zur Messe werdet führen wollen?""*)

„Gewiß, gewiß, mein Junge; unter Verwandten schlägt man so etwas nicht aus. Wie heißt das Gut, das du pachten willst?"

„„Die Große Steingrube, Onkel.""

*) Übersetzer hat in dieser Gegend einmal diese Rolle des Bräutigamsführers gespielt; mit einem Strauße von künstlichen Blumen an der Brust, gab er dem Bräutigam in seinem Gute den Arm und ließ ihn nicht eher fahren, bis er ihn in die eine Stunde weit entfernte Kirche geleitet hatte.

„Der Teufel! da ziehst du an einen Ort, der keinen guten Ruf hat," sagte Antoine und kicherte; „aber ich denke, du bist, wie ich, du glaubst an all die Narrenspossen nicht."

„„Ach so! Ihr meint wegen des Steinbruchs, wo es in der Kriegszeit Gemetzel gab und es umgehen soll,"" hub Martin an und wandte sich nach seinem Onkel um. „„Laßt's gut sein, ich habe ein gutes Gewissen; ich habe niemand Leids gethan und ich hoffe, daß mir nichts meinen ruhigen Schlaf stören wird.""

„O! was den Schlaf anlangt, da ist ein gutes Bett besser, als alle Sündenvergebung," fuhr Antoine im gleichen Tone fort; „geh nur, mein Junge, ein munterer Lebemann macht den Toten Angst. Nun begreife ich, warum man dir einen so geringen Zins abverlangt. Sind die andern doch dumm, daß sie dich das Gut haben so billig pachten lassen, aus bloßer Furcht!"

„„Wie's nun einmal ist, für mich ist es kein Unglück gewesen,"" sagte Martin mit einem spöttischen Lächeln. „„Aber meine Mutter, die eine fromme Frau war, hat mir immer gesagt, daß man nichts zu fürchten brauchte, so lange man sich nichts vorzuwerfen hätte; und doch dachte sie nicht wie Ihr, Onkel, sie hatte ganz wunderbare Dinge gesehen und gehört.""

„Und was denn?" frug der Zimmermann mit den Achseln zuckend.

„„Nun! und wenn es auch weiter nichts wäre,

als der Hut des Pfarrers, der da unten in den Binsen am Flusse ermordet worden ist; so lange man nicht genug Messen für die Seele des rechtschaffenen Mannes gelesen hatte, sah man immer seinen Hut abends in den Wellen herumfliegen; und die Glocken, die man am Heiligenabend vor Ostern die ganze Nacht läuten hört, ohne daß man weiß, woher das Geläute kommt. Ich kann nicht sagen, daß ich sie gehört habe; aber es gibt so viel andre.""

„Ei was! alles das ist dummes Zeug; du weißt es so gut wie ich, närrischer Kerl," sagte lachend Antoine und schlug seinen Neffen auf die Schulter, der ernster aussah als sein Oheim; „du kommst mir vor, als machtest du dir die Albernheit der andern hübsch zu Nutze. Was mich anlangt, der ich nicht viel glaube, ich hätte es wie du gemacht, und meinen Vorteil in dieser Welt wahrgenommen, ohne mich um die andren zu kümmern. Was mich mehr verdrösse, das sind die Äcker; sie sollen Arbeit kosten."

„„Man wird sich anstrengen müssen, Onkel,"" antwortete der junge Mann mit vertrauensvollem Lächeln und warf einen zufriedenen Blick auf seine kräftigen Arme.

„O, ich weiß, daß es dir nicht an Mut fehlt. Es steht zu hoffen, daß es dir auch nicht an Glück mangeln wird. So geh' denn, auf Wiedersehn, zu deinem Hochzeitstage."

Der Zimmermann ging ins Haus zurück und

Martin Renaud kehrte zu Vater Jalais heim, bei dem er noch in Diensten stand. — Unterwegs überdachte er noch einmal das Gespräch, das er eben gehabt hatte; manche Worte des Zimmermanns gingen ihm mit hartnäckiger Zudringlichkeit im Kopfe herum; sie schienen in seiner Seele den noch schlummernden Keim zu zwei bösen Leidenschaften geweckt zu haben, die mehr als jede andre über das Herz der Bauern vermögen, dem Geiz und der Ehrsucht. Was ihm sein Oheim von der Großen Steingrube gesagt hatte, hatte auch einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Die Bürgerkriege, die das Land, worin diese Geschichte spielt, verwüstet haben, haben mehr als eine blutige Erinnerung zurückgelassen, die die Sage schon nach und nach mit düstrem Schauer umwebt. Die Hexen und Hexenmeister, die Zaubereien und Beschwörungen, die heiligen und die höllischen Geister, vor allem die Gespenster spielen darin gewöhnlich eine große Rolle. Man darf sich also nicht wundern, wenn Martin Renauds Phantasie, gleich der der meisten seiner Landsleute, den verdrießlichen Gerüchten zugänglich war, die im Lande über das Pachtgut umliefen. Aber er fand seinen Handel zu vorteilhaft, um nicht so viel als möglich seinem geheimen Widerwillen Schweigen zu gebieten, so daß er sich bisher nicht im geringsten über das Gerede zu beunruhigen geschienen hatte. Veronikas Sorglosigkeit dagegen kam aus einer anderen Quelle: sie war zu zärtlich

und zu fromm, um sich nicht überall unter Gottes Auge und unter dem Schutze dessen, den sie liebte, in Sicherheit zu fühlen; sie hatte niemals etwas gegen Martins Schritte eingewandt, und wenn sie jetzt an die Große Steingrube dachte, so schlug ihr jugendliches Herz von so mannigfaltigen Gefühlen, so viel fröhlichen Hoffnungen, daß alle anderen Gedanken als die, welche mit ihrer persönlichen Zukunft zusammenhingen, sich sofort in ihrem Geiste verwischten.

Zwei Tage vor ihrer Hochzeit willigte sie ein, mit Martin das Haus zu besuchen, das für die Zukunft ihr Glück oder ihr Leid, ihren Kummer oder ihre Freude bergen sollte.

Der Monat Juni ging zu Ende, der Abend war warm und schön und die beiden jungen Leute gingen langsam und leise plaudernd einen sandigen Pfad dahin, von dem aus man den ruhigen schönen See in seiner ganzen Fläche überblickt. Sie hatten nicht gerade den kürzesten Weg gewählt, um sich nach der Großen Steingrube zu begeben, wohl aber den am wenigsten besuchten, wo sie am ungestörtesten plaudern konnten und nicht dem schlauen Lächeln der Klatschweiber begegneten.

Die Bauern dieses flachen Landes sind vielleicht von allen Menschen am wenigsten empfänglich für Poesie und Naturschönheit; aber es gibt gewisse Stunden im Leben, wo sich im Herzen Quellen bisher noch ungekannter Wonnen öffnen, rasch vergänglicher Wonnen, deren Ursprung man

sich nicht erklärt und die bald von den materiellen Sorgen des Lebens und der rastlosen, physischen Arbeit für immer erstickt werden. In einem dieser Augenblicke reinen friedlichen Glückes befanden sich unsere jungen Brautleute, und ihre Blicke glitten mit einem ihren Herzen ganz neuen Vergnügen über die glänzende Wasserfläche hin, auf der sich die goldenen Strahlengarben der untergehenden Sonne brachen, über das grüne, nur leicht gehobene Seeufer, über die hellschimmernden Gehölze und das ferne, jenseitige Hügelland, auf welchem man wie weiße Punkte mitten im Grünen, Häuser, Schlösser und Dörfer unterschied.

Ein leichter Lufthauch, kaum stark genug, um die blauen Fluten des Sees aufzuregen und mit den Bändern von Veronikas Häubchen zu spielen, kräuselte die Oberfläche des Wassers und trieb kleine Wellen an den Strand, daß das Gras unter ihrem Geplätscher erzitterte; Scharen von Schwalben flogen zwitschernd über ihnen hin, und in den Sträuchern, die den Pfad umsäumten, kündigte lautes Gezirpe die Stunde an, wo sich die kleinen Vögel einander Gute Nacht sagen.

In dem Augenblicke, wo sie das Ufer verließen, um landeinwärts zu gehen, blieben Veronika und Martin, von einmütiger Stimmung ergriffen, stehen und blickten noch einmal um sich mit einem Gefühle naiver Bewunderung für die ruhige Schönheit des Schauspiels, das sie umgab;

dann wechselten sie einen zärtlichen Blick und traten lächelnd in den kleinen Hohlweg ein, der sich zu ihrer Rechten aufthat, denn im ganzen trugen sie ja in ihrem Innern so viel Glück mit sich, daß sich alles von dem Widerschein ihrer Freude verschönerte.

Übrigens hatte selbst auf diesem feuchten, engen Wege die freigebige Hand des Frühlings verschwenderisch die Schönheiten der Natur und die Blumen aus seinem Kranze ausgestreut.

Die meisten Kommunikationswege, die es im Innern dieses Landes für die Bedürfnisse des Ackerbaues gibt, sind, offen gestanden, während des Winters vollständig unzugänglich, ausgenommen für die schweren Ackerkarren, die von den geduldigsten Ochsen der Welt gezogen werden. Lange stehende Wasserpfützen ziehen sich von einem Graben zum andern hin und ersparen so dem Fuhrmann die Verlegenheit, seine Straße auszusuchen, wie sie auch den Fußgängern alle Möglichkeit benehmen, trocknen Fußes ihres Weges zu ziehen. Aber der Fuhrmann, der gewöhnlich auf seiner Deichsel sitzt, fragt nicht viel danach, er treibt seine Ochsen mit der Stimme und dem Stachel an und kümmert sich nicht darum, ob der Wagen nach links oder rechts umsinken will; der Fußgänger aber hilft sich mit den „Saumpfaden," die jenseits der Hecke, welche den Weg umsäumt, von den Wanderern eigenmächtig längs des Ackerfeldes breit getreten sind, bis der Frühling aufs neue die

Straßen öffnet, die der Winter unzugänglich gemacht hatte.

Der Pfad, auf welchem die beiden Liebesleute hinwandelten, schlängelte sich durch Blumen, hohes Gras und grüne Binsenbüsche hin. Veronika hatte den Kopf gesenkt und ließ die Hand nachlässig auf ihre wollene Schürze herabgleiten; von Zeit zu Zeit riß sie von der duftenden Hecke Geisblattstengel ab oder zog schwache Binsenstengel aus der Erde, die sie um ihre langen, braunen Finger auf- und abwickelte, während sie lächelnd und errötend Martins Worten zuhörte. So kamen sie an die Stelle, wo der Pfad auf einen schmalen Gemeindeplatz auslief, der von einigen Häusern umgeben war, eines davon war das Gut, genannt die Große Steingrube.

Zwei Kühe und fünf oder sechs Schafe weideten das kurze Gras des kleinen Platzes ab; in einem Winkel des von Bäumen geschützten Rasens hatte man früher eine Tränke ausgegraben, die für die Weiber des Dorfes auch als Waschplatz diente. Die Ränder des kleinen Teiches waren mit der Zeit etwas eingesunken. Eichen, Eschen und Weiden, die, wo nur ein Samenkorn hinfällt, oder ein frischer Absenker gesteckt wird, mit unvergleichlicher Kraft in diesem ergiebigen Boden gedeihen, waren um den Waschteich empor geschossen und beschatteten ihn jetzt mit ihren dicht belaubten Zweigen. Über das Ziegeldach der niedrigen Häuser hinweg gewahrte man die Wipfel der

Obstbäume, die in den anstoßenden Gärtchen standen. Ein paar weiße Rosensträuche, einige Weinreben und wohlriechende Bohnenranken schmückten die Mauern oder schlangen sich an Holzpflöcken, die zwischen den Steinen staken, über die Thüre hinauf. Es war ein ruhiger, friedlicher Ort, aber schweigsam und einsam. Je nach der Stimmung, in der man sich befand, konnte man wünschen, hier sein Glück zu verstecken, oder über die tiefe Einsamkeit erschrecken, die, wie es schien, kein Geräusch der Welt zu stören vermochte.

In dem Augenblick, wo Martin und Veronika ankamen, befanden sich blos zwei Frauen auf dem kleinen Gemeindeplatz. Die eine wusch gerade und kehrte den jungen Leuten den Rücken zu; die andre, die bei dem Waschteiche auf einem Baumstamme saß, schien ihrer Gefährtin zuzusehen und ein lebhaftes Gespräch mit ihr zu führen. Sie war in ein großes Kleid von weißem Zeug eingewickelt. Ein baumwollenes Tuch bedeckte noch über der Haube ihren Kopf und war unter ihrem spitzen Kinne zusammengebunden, ein langer Stock lag quer über ihrem Schoße. Veronika kannte sie gut; es war eine mehr als halb verrückte Frau, die Witwe Rameau geheißen, welche die Bauern, nach ihrer Gewohnheit, auf Eigennamen das weibliche Geschlecht zu übertragen, die Ramelle nannten. Sie führte ein unstetes Leben, lief von früh bis abends mit unbegreiflicher Hast die Gegend auf und ab und richtete an alle, die ihr be-

gegneten, lange verwirrte Reden, auf die sie übrigens keine Antwort verlangte. Des Nachts zog sie sich in ein Häuschen unfern der Großen Steingrube zurück, wo ihre schon bejahrte Tochter mit ihr zusammenwohnte und nach Kräften für den Unterhalt ihrer Mutter arbeitete; leider reichte ihre Arbeit nicht immer aus. Der Verstand, der sich bei der Mutter zufällig durch einen Unfall getrübt hatte, war bei der Tochter niemals recht entwickelt gewesen, und die beiden armen Frauen führten ein ziemlich elendes Leben. Man wußte es in der Gegend; die alte Ramelle wurde auch im allgemeinen überall gut aufgenommen. Man gab ihr zu essen und zu trinken, sonst wäre sie vor Entkräftung und Müdigkeit gestorben; und da sie völlig unschädlich war, so lachten die Bauern blos über ihre närrischen Reden, von denen man weiter nichts verstand, als daß sie glaubte, alle Häuser, wo sie eintrat, und alle Felder, über die sie ging, gehörten ihr.

Bei dem Geräusch der Schritte der jungen Leute wandte die Alte den Kopf nach ihnen hin, auch die Tochter drehte sich um und zeigte ihnen ihr rundes, von der Sonne gerötetes Gesicht, auf dem ein ewiges, ausdrucksloses Lächeln lag.

„Ah! guten Tag, Kinder,“ rief die Alte und lächelte auch. „Es geht sich heute Abend hübsch spazieren, nicht wahr? Man darf aber nicht zu weit gehen, meine Schöne, nicht zu spät mit den jungen Burschen. Nein! das darf man nicht, Kinder, das

darf man nicht!" Und nun leierte sie eine ihrer gewöhnlichen langen Reden herunter, die mit allerlei Ausrufe- und Fragezeichen versetzt war und von der man durchaus nichts verstehen konnte. Dazwischen ließ auch die männliche Stimme der Tochter, die das eintönige Geschwätz der Alten übertönte, Worte des Willkommens an die jungen Leute vernehmen.

„„Ei! guten Tag, Liebsleute, rief sie lautlachend; Ihr wollt wohl Euer künftiges Haus ansehen? Na, so sieht man es wieder bewohnt, das wird die Leute freuen, es machte mir Kummer, daß es immer verschlossen blieb.""

„Wohnt Ihr denn hier, Marie?" frug Veronika, die zu ihr hingegangen war.

„„O nein,"" antwortete das arme Mädchen und schüttelte den Kopf; „„unser Haus ist nicht so schön wie dies hier, es steht auch weiter drin, ganz nahe bei dem verlassenen Steinbruch.""

„Ist niemand da, der uns das Gut zeigen kann, das ich gepachtet habe?" frug Martin seinerseits.

„„Ei was!"" rief Marie mit ihrem plumpen Lachen, „„der Schlüssel ist niemals weit, hebt nur den wackligen Stein vor der Thürschwelle auf, dort werdet Ihr ihn finden. Was soll man denn einschließen? 's ist ja nichts im Hause. Der Ort hat kein Glück; es hat sich noch niemand darin wohlbefunden. Man muß hoffen, daß es mit Euch anders sein wird. Na, guten Abend! Nehmt

Eure Maßregeln, wo ihr Euern Hausrat hinstellen wollt,““ fügte sie noch hinzu, als sie die beiden Brautleute fortgehen sah, „„und Ihr Mutter bleibt hier,““ sagte sie zu der Alten, die aufgestanden war, um den jungen Leuten zu folgen. „„Glaubt Ihr, daß sie Eure Geschichten zu hören brauchen? das langweilt die Leute, hört Ihr? Für mich mag's gehen, ich bin daran gewöhnt; die Große Steingrube ist ja auch nicht Euer. Also seid ruhig. Ach, du lieber Gott! Wenn Euch alles gehörte, was ihr mit Euern Augen nehmt, würden wir ein besseres Abendbrot haben, als das daheim auf uns wartet; wir müssen aber doch fort und es aufessen. Na, seid einmal gefällig heute abend und helft mir meine Wäsche tragen.““

Die alte Ramelle brummte zwischen den Zähnen, ließ sich aber die feuchte Wäsche aufladen, die Tochter nahm das übrige Gepäck, die Seife, den Waschbläuel, und die beiden kläglichen Wesen machten sich auf den Weg nach ihrer traurigen Wohnung.

Unterdessen hatten Martin und Veronika, unangenehm von den unglücklichen Reden berührt, die sie eben vernommen hatten, schweigend die Thüre aufgeschlossen und waren in das Haus eingetreten. Die ekle Frische eines unbewohnten Ortes, die Feuchtigkeit des unebenen Fußbodens, der aus festgetretener Erde bestand, die schwarzen schmutzigen Wände, die alle mit langen Spinneweben behangen waren, all dies war nicht angethan, den peinlichen

Eindruck zu verscheuchen, unter welchem Veronikas Gemüt litt. Aber als Martin die andre Thüre geöffnet hatte und sie in den kleinen Garten eintrat, der voll von Äpfel-, Birn- und Pfirsichbäumen stand, die schon reich mit Obst beladen waren und deren schwer herabhängende Zweige sich in einander schlangen und ein grünes Laubgewölbe bildeten, unter welchem die Johannisbeeren und die Erdbeeren sich allmählich röteten, als der Wohlgeruch des Thymians, auf den ihre Füße traten, und der Duft eines Rosenstrauches, der nebst einem Rosmarinstocke neben der Thürschwelle stand, in die Stube eingedrungen war, als sie sich sanft von Martins Arm umschlungen fühlte, und nun die Stimme ihres Bräutigams ihr Glück und Freude bei der Ankunft in dem Hause wünschte, das nun das ihre sein sollte, da wurden noch einmal die bösen Vorbedeutungen von freundlichern Gedanken vertrieben. Sie kehrte fröhlich in das Haus zurück, besah es in allen Ecken und Enden, bezeichnete den Platz für jedes Hausgerät, das Martin am folgenden Tage bringen sollte, und vergaß sich so über diesen Anordnungen, daß der Mond schon am Himmel stand, als sie inne ward, daß es Zeit wäre, zu ihrem Vater zurück zu kehren. Ganz beschämt, so spät am Abend noch draußen zu sein, schlug sie hastig den kürzesten Weg ein und ging weit schneller nach Hause, als sie hergekommen war.

Zwei Tage darauf läuteten die Glocken der

kleinen Dorfkirche munter die fröhlichste Tricotaine,*) die man seit lange gehört hatte, die Flintenschüsse der jungen Burschen knatterten wie ein wahres Tirailleurfeuer und von allen Seiten erscholl das Gai! hou! hou!, als Veronika, hübscher als je in ihrem Spitzenhäubchen mit langen, auf die Schultern herabflatternden Flügeln, in ihrem Brusttuche von weißem Mousselin, auf dem der Orangeblütenstrauß zitterte, und ihrem langen Atlasgürtel, dessen Enden auf ihre violette Schürze herabhingen, in der Kirchentür erschien, ihre Hand in der Martin Renauds, mit dem sie sich soeben für immer verbunden hatte. Er sah stolz und glücklich aus; sie war blaß, aber wenn sie einen Blick auf ihren Gatten warf, flog immer eine leichte Röte über ihre Wangen und ein heitrer Strahl erglänzte in ihren Augen.

Der Fiedler trat an die Spitze der fröhlichen Gesellschaft und führte sie, indem er die neuesten Weisen aufspielte, nach der Großen Steingrube. Auf dem Rasen waren Tische aufgestellt worden; Veronikas Mutter, vor lauter Geschäftigkeit ziegelrot, war von Sonnenaufgang an bei der Arbeit und zog nun gewaltige Stücke Fleisch aus dem Backofen; jetzt trug man auf, stellte Krüge voll säuerlichen Landweins auf die Tische und die gewohnten Lustbarkeiten begannen. Man tanzte, trank und

*) So heißt ein besonderes Geläute, das nur bei Hochzeiten und Taufen gebräuchlich ist.

aß bis zum Abend. Die jungen Mädchen sangen vor der Neuvermählten das alte bretonische Brautlied, la Chanson de la Mariée, das von so naiver ländlicher Poesie und so wehmütiger Moral ist. Die jungen Burschen führten den Geschirrtanz, la danse de la vaisselle, auf, bei welchem die dem jungen Paare bestimmten Geschenke in der Hand getragen und an einander geschlagen werden, bis das zerbrechlichste Stück entzwei geht, worauf alle still stehen und jeder vor der jungen auf dem Rasen sitzenden Frau die kleinen Gaben niederlegt, die er für sie gewählt hat. Kurz, alles verlief wie gewöhnlich an diesem Tage, den fast alle Völker zu einem Festtage machen und der so oft eine düstere Zukunft eröffnet.

Indessen schien es im Anfang, als ob die schlimmen Vorhersagungen, denen zum Trotz Martin und Veronika in die Große Steingrube eingezogen waren, sich nicht verwirklichen sollten. Alles gelang dem jungen Mann und schien seine Wünsche zu fördern. Allerdings zeigte er sich arbeitsamer als je, und er legte sich Strapazen auf, denen nur seine erstaunliche Körperstärke und kräftige Gesundheit zu widerstehen vermochten. Bald jedoch verriet eine seltsame leidenschaftliche Aufregung, eine angstvolle Gier die sorgenvolle Unruhe seines Gemütes. Unaufhörlich mit dem Gedanken an die Zukunft beschäftigt, machte ihm alles und jedes Sorge, Regen, Wind und Sonnenschein, Kälte und Hitze; an jeder Saat, die er der

Erde anvertraute, schien ein Teil seiner Seele zu haften, mit solcher Angst wachte er darüber, und seine sorgenvolle Stirn bedurfte, um sich aufzuklären, des freundlichen Empfanges, der ihn immer bei seiner Heimkehr erwartete. Noch übte Veronikas Lächeln dauernd eine beruhigende Wirkung auf ihn, daher wurde sie auch weniger als jeder andre des fieberhaften Eifers gewahr, mit welchem ihr Mann an seine Arbeit und seine Geschäfte ging und der allmählich seinen Charakter auf unerfreuliche Weise veränderte. Bei ihr wurde er wieder, was er sonst gewesen, und seine unveränderte Liebe sog vielleicht aus seinem immer größeren Hange zur Einsamkeit und seinem immer scheueren Wesen auch größere Kraft und energischeren Ausdruck. Was indessen die junge Frau von den Sorgen ihres Gatten erriet, genügte, sie zu bekümmern.

„Du mußt Dich nicht so sehr ängstigen, armer Mann“, sagte sie, wenn sie ihn beim Rauschen des Windes oder Regens vor Sorge zittern sah; „mußt dem lieben Gott vertrauen, der besser als wir weiß, was sich für uns schickt. Sein Wille ist's, der Getreide und Trauben reifen läßt; wenn wir alles gethan haben, was von uns abhängt, dann müssen wir in Geduld erwarten, daß er unsrer Arbeit das Gedeihen schickt, und ein frommes Gebet wirkt mehr, wenn wir für unser bischen Hab und Gut fürchten, als alle Klagen und Sorgen, die zu nichts dienen.“

Martin hörte seine Frau seufzend an, wenn sie so zu ihm redete; er pflegte ihr dann zu antworten, daß er den Heiligen der Pfarrkirche viele Kerzen anzünden wollte, wenn er wüßte, daß er sich dadurch eine gute Ernte sicherte. Um sie aber nicht zu betrüben, verweilte er nicht lange bei dem Gegenstande und ließ es sogar, wenn auch ziemlich verdrießlich, zu, daß Veronika den wenigen Bettlern, die durch das abgelegene Dorf kamen, an der Thüre ein Almosen verabreichte und mit allen Kräften ihren minder reichen Nachbarinnen beistand. Es war dies die einzige Ausgabe der jungen Frau, die sich, ohne zu murren und so willfährig als möglich, in die immer schmutzigere Sparsamkeit ihres Mannes fügte. Unter den Armen, welche Veronika zu unterstützen pflegte, befand sich indessen eine Person, die ihrem Manne eine ganz eigentümliche Ungeduld verursachte. Es war die alte Mutter Ramelle, deren unaufhörliches Geschwätz und tägliche langwierige Besuche ihn zugleich langweilten und reizten. Die Ungeschicklichkeit und Langsamkeit der Tochter bei allen Arbeiten, die er ihr auftrug, verdroß ihn ebenfalls. Die sanftmütige Veronika konnte diese Erbitterung gegen zwei so unschädliche Geschöpfe nicht begreifen und versuchte, ihn zu besänftigen. Es gelang ihr anfangs. Aber eines Tages, nach einem der Besuche des Onkels Antoine, die immer eine unerfreuliche Wirkung auf Martins Gemüt ausübten, verbot letztrer seiner Frau ausdrücklich, die beiden

Nachbarinnen an das Haus zu gewöhnen und ihnen noch ferner das Obst und die kleinen Annehmlichkeiten hinzutragen, die sich Veronika selbst entzog, um sich die Freude des Wohlthuns zu bereiten. Vergebens stellte die junge Frau ihrem Manne die elende Lage der beiden armen Geschöpfe dar, vergebens sagte sie ihm, daß Gottes Segen nicht über das Haus kommen würde, aus dem kein Almosen käme. Martin, dem Onkel Antoine diesmal die Ohren tüchtig voll gepredigt hatte, zuckte die Achseln und wiederholte einfach sein Verbot, wobei er ihr den Rücken zuwandte, um die Thränen nicht zu sehen, die seiner Frau in die Augen traten und die sein Herz zuletzt gerührt hätten.

Indessen ging alles vortrefflich bei ihm. Seine Ernte fiel reichlich aus, seine Herden gediehen; er kaufte billig ein, verkaufte teuer; von allen Seiten lief Geld in seinen Beutel ein, seine Gesundheit hielt sich aufrecht, und nach Verlauf eines Jahres schenkte ihm Veronika ein reizendes Mädchen, was das Glück der beiden Gatten voll zu machen schien.

Aber in der Gemütsverfassung Martins ging keine Veränderung vor sich. Sein Glück schien nur seine Angst um die Zukunft und seine Habsucht für die Gegenwart zu steigern. Sechs Jahre lang ging alles bei ihm in demselben Geleise fort. In der ganzen Gegend war man verwundert über dieses beharrliche Glück, verbunden mit der

finstren Unruhe, die sich auf Martin Renauds Gesicht abmalte. Wenig fehlte, so hätte man bei diesem zunehmenden Wohlstand etwas Übernatürliches vermutet und den Pächter der Großen Steingrube im Verdachte gehabt, er halte sich ein schwarzes Huhn im Hause und locke das Geld durch böse Künste an sich; man wurde endlich auch einer Wolke gewahr, die von Zeit zu Zeit Veronikas sanftes Gesicht verdüsterte, als ob sie in ihrem Leben das Samenkorn der Trauer keimen fühlte, die früh oder spät ihre Bitterkeit in das reiche Glück des Lebens mischt.

Das Schicksal schien Renaud wie ein verzogenes Kind zu behandeln und seinen Durst nach Gut und Reichtum stillen zu wollen. Onkel Antoine kam eines Tages ganz eilig zu ihm, um ihm den Tod ihres Vetters, des Spezereikrämers, zu melden, und lud ihn ein, die Erbschaft zu heben. Dies war eine neue Phase in Martins Leben. Die Schikanen der Advokaten und Agenten, die Kniffe des schlauen Zimmermanns, die gewöhnlichen Verzögerungen, die zu bezahlenden Gebühren, alles dies warf ihn in eine fortwährende Aufregung und Erbitterung; die Hoffnung, welche die arme Veronika einen Augenblick gehegt hatte, daß dies unerwartete Vermögen das unruhige Gemüt ihres Mannes zufrieden stellen und besänftigen würde, verflog gar schnell. Nach Verlauf von sechs Monaten voller Sorgen, Gänge und Ausgaben brachte Martin eine ziemlich runde

Summe heim, die er zum Ankauf der Großen Steingrube bestimmte, denn infolge eines ziemlich natürlichen Umschlags änderten die abergläubischen Ideen, die sich an diese Wohnung knüpften, ihre Natur, und er glaubte jetzt, daß das Glück seines Lebens daran hinge. Als der Handel abgeschlossen und das Gut bezahlt war, hatte Renand die Stellung erlangt, nach der der Ehrgeiz aller Bauern zielt und in der That eine der glücklichsten der Welt ist: nämlich die eines Bauern, der Eigentümer seines Grundstücks ist, der keine Not zu befürchten hat und alle Tage durch seine Arbeit und seine Geschicklichkeit seinen Wohlstand und den seiner Familie vergrößern kann.

Aber das Glück kommt aus dem Herzen, wenn dasselbe in Frieden mit sich und den übrigen Menschen lebt und nicht durch Leidenschaften beunruhigt wird, die imstande sind, seine edelsten Kräfte, seine reinsten Gefühle zu trüben; und Martin war nicht glücklich. Die seltsame ausschließliche Sorge, die sein Gemüt verdüsterte und seine ganze Seelenkraft auf einen einzigen Punkt vereinigte, schien durch alles nur aufs neue gereizt und gestachelt, statt gestillt zu werden. Seine Liebe zu seiner Frau kämpfte noch an Tiefe und Kraft mit seinem finstern Geize, aber sie vermochte nicht immer dessen Rauhheit zu mildern; Veronika fing an, sich vor diesem Blicke, der sich fast nicht mehr aufhellte, vor den kurzen, harten Worten, vor den oft unverdienten Vorwürfen zu fürchten.

Sie suchte sie auf jede Weise zu vermeiden; nur zagenden Herzens und in's Geheim wagte sie noch, ihre armen Nachbarinnen durch schwache Almosen, die sie sich gewöhnlich abgedarbt hatte, zu unterstützen. Entdeckte ihr Mann diesen frommen Betrug, so erfolgten dann Auftritte und Vorwürfe, die immer härter und schrecklicher wurden. An einem Herbstabend, als Martin früher als gewöhnlich zum Nachtessen nach Hause kam, erblickte er die arme alte Verrückte, die in seiner Stube am Herde saß. Sie trocknete ihre von Regen durchnäßten Kleider bei einem hellen Feuer, das das älteste von Martins drei kleinen Mädchen mit dünnem Reisig unterhielt; Veronika hatte der alten Frau eben aus dem Kessel einen Napf voll Suppe gereicht, und sah ihr mit dem Ausdrucke herzlicher Freude zu, wie sie dieselbe mit sichtbarem Wohlbehagen aufaß.

Bei dem Geräusch, das Martin beim Eintreten machte, sah sich Veronika um und wurde ganz blaß. Mutter Ramelle, die ihn fürchten gelernt hatte, stand hastig auf und grüßte ihn mit dem ihr eigenen, blöden Lächeln und unzusammenhängenden Gerede, aber bald senkte sie auf einen gebieterischen Wink Martins den Kopf, schwieg still und ging von Schrecken ergriffen hinaus. Die Kinder duckten sich eingeschüchtert in einem Winkel zusammen, wie eine Brut Vögel bei nahendem Gewitter. Veronika blieb ihrem Manne allein gegenüber. Dieser, durch diese Beweise der Furcht, die

er einflößte, mehr erbittert als besänftigt, brach diesmal in so harte und kränkende Vorwürfe und Drohungen aus, daß sich die arme junge Frau auf einen Schemel setzte, den Kopf mit der Schürze verhüllte und bitterlich zu schluchzen begann, ohne ein einziges Wort zur Antwort zu geben. Bei diesem Anblick rannten die drei Kinderchen auf sie zu, versteckten ihre blonden Köpfchen unter ihren Kleidern und fingen ebenfalls an, zu weinen und zu schreien.

Vergebens suchte sie Martin zum Schweigen zu bringen. Je zorniger er ward, um so lauter schrieen die Kinder; endlich stand er ganz betäubt und wütend vom Tische auf, nahm seinen Hut und stürzte ungestüm hinaus. Er litt in seinem Innern, und sein Gewissen machte ihm Vorwürfe. Die Thränen und der Kummer seiner Frau hatten noch immer große Gewalt über ihn; aber, wie es bei allen starken und reizbaren Naturen zu sein pflegt, die Unzufriedenheit mit sich selbst verstärkte nur noch seine gewaltige Erbitterung; er lief auf's Geratewohl umher, Verwünschungen über alles murmelnd, was ihn umgab, über sich selbst und besonders über seine unglücklichen Nachbarinnen. So gelangte er an das Ende eines seiner Felder. An dem Graben, der dasselbe umgab, wuchs eine große Eiche, die mit Epheu bedeckt war; in dem Gezweig des Baumes gewahrte Martin eine menschliche Form, es war gerade die Tochter der Verrückten, Marie Ramelle. Wenn

sie keine einträglichere Arbeit hatte, sammelte die arme Kreatur Epheublätter zusammen und verkaufte sie in der Stadt. Es war ein langer Weg hin und zurück; aber sie brachte ein paar Sous mit, die gerade hinreichten, sie und ihre Mutter vor dem Hungertode zu schützen. Martin erkannte sie, in seinem Zorne gegen die ganze Familie fuhr er sie barsch an.

„Ah! ertapp' ich Dich endlich, Spitzbübin!" rief er aus. „Während die alte Verrückte, deine Mutter, mein Brot und meine Suppe ißt, stiehlst Du mir mein Holz weg. Steig' rasch herunter und nimm dich in acht, daß ich dir kein Quartier im Gefängnis verschaffe."

Die alte Person hatte sich in ihrem Baume recht verkrochen und wagte sich nicht hervor aus Angst vor dem Wütenden, indessen versuchte sie, sich gegen die verletzende Beschuldigung zu verwahren.

„„Vergeb's Euch Gott, Martin Renaud, daß Ihr mich eine Spitzbübin scheltet,"" sagte sie, ich habe niemals jemand etwas genommen. Ich lese Epheu zusammen, was mir der alte Pächter der Großen Steingrube immer erlaubt hat. Wenn Ihr mir's verbietet, so such' ich mir anderswo welchen; aber hartherzig wär's von Euch, denn das macht Euch keinen großen Schaden.""

„Epheu! Epheu! das ist nur ein Vorwand, damit du überall im Holze herum kriechen kannst,

wo du mehr Zweige als Blätter abschneidest, ich weiß es, Deine schönen Reden machen mir nichts weis. Geh' herunter, sag' ich Dir, und komme nicht wieder; denn morgen, so wahr ich lebe, schicke ich die Gensdarmen hinter Dir her, daß sie auf Dich aufpassen. Vorwärts, willst Du herunter, oder soll ich Dich wie eine faule Eichel vom Aste schütteln?"

Wie das arme Weib Martin auf den Baum zuschreiten sah, überfiel sie ein Schrecken, der ihr den ohnehin schon schwachen Verstand fast benahm und ihre Ungeschicklichkeit noch verschlimmerte, dergestalt, daß sie, als sie ihm gehorchen wollte, den Zweig verfehlte, auf den sie den Fuß setzen wollte; der, den sie in der Hand hielt, brach unter der Last entzwei, und die Ärmste fiel so unglücklich herab, daß sie mit dem Kopfe an einen großen Stein anschlug und bewegungslos auf dem Rasen liegen blieb.

Martin wartete einige Augenblicke, in dem Glauben, daß sie wieder aufstehen würde; als er aber sah, daß sie sich nicht rührte, wurde es ihm seinerseits angst, er trat zu ihr, rief sie, suchte sogar sie aufzuheben, fuhr aber voll Schrecken zurück, als er aus der klaffenden Wunde das Blut fließen sah; eiligst rannte er in das Dorf und schrie laut um Hilfe. Von allen Seiten eilte man herbei; die Weiber hoben Marie Ramelle auf und trugen sie in ihr Haus; aber alle Pflege, die man ihr angedeihen ließ, bestätigte nur die schreck-

liche Wahrheit. Die Unglückliche hatte sich im Fallen getötet, alle Hilfe blieb vergeblich.

Das armselige Haus war mit Menschen angefüllt; das ganze Dorf, tief ergriffen von dem Unglücksfall, drängte sich um das Bett, auf dem der Leichnam der armen alten Jungfer lag. Es wurde viel gesprochen, man erkundigte sich lärmend nach den Ursachen dieses grausamen Todes, und teilte sich leise die Vermutungen mit, die man sich vom ersten Augenblicke an, auf ein paar Worte Martins hin, gemacht hatte. Nur zwei Personen standen lautlos und wie versteinert da, dies war Martin und Mutter Ramelle.

Die alte Frau hatte sich an dem Orte des Unfalls selbst zu dem Trauergefolge gesellt, das den leblosen Leib Mariens begleitete und war ihm langsam und schweigsam bis in ihr Haus gefolgt. Sie war aus der Ferne Zeugin des Auftritts gewesen, der dem Tode ihrer Tochter vorangegangen war, aber der Schrecken, den ihr Martin einflößte, hatte sie zurückgehalten, bis andere Personen herzugekommen waren. Jetzt hatte sie sich in einem Winkel der Stube niedergekauert und blieb da bewegungslos in ihren großen weißen Mantel eingewickelt, als ob sie nicht recht klar begriffe, was um sie her vorging. Sei es, weil sie sich fürchtete, sei es, daß eine schmerzliche Aufregung durch die dichten Nebel ihres Verstandes hindurch bis in ihr Herz gedrungen war, ihr gewohntes Geschwätz stand auf einmal still; sie

hatte sich in den finstersten Winkel des Hauses verkrochen, und der unsichere Blick ihrer grauen Augen irrte von hier aus mit einer beständigen Unruhe auf den Gesichtern der Umstehenden umher, als ob sie mit ihrem verwirrten Verstande ränge und das schmerzvolle Geheimnis zu durchdringen suchte, das sie umgab. In der ersten Aufregung hatte Martin einige Worte der Reue und des Bedauerns fallen lassen; aber je mehr die Zahl der Zeugen wuchs, je gewisser es ward, daß die unseligen Folgen seiner Hartherzigkeit nicht wieder gut zu machen waren, um so mehr suchte er seine Aufregung zu beherrschen und sie den Augen aller übrigen zu verbergen. Er hätte gern das unselige Haus verlassen mögen, aber ein unerklärliches, unbezwingliches Gefühl schien ihm bei der bedauernswerten Kreatur festzuhalten, deren Tod er verursacht hatte. Am Fuße des Bettes stehend, schob er das Strohgeflecht weg, das als Vorhang diente und beobachtete mit peinlicher Angst die Anstrengungen, die man machte, um die arme Marie wieder in das Leben zurück zu rufen. Aber er sprach kein Wort, mengte sich nicht in das lärmende Gespräch der Umstehenden und wandte nur von Zeit zu Zeit den Kopf nach der Stelle hin, wo die alte Ramelle kauerte; sobald aber ihre Augen sich begegneten, drehte er sich rasch wieder nach dem Bette um, als wenn es ihm schwerer gewesen wäre, diesen unsichern und doch fragenden, flehenden Blick auszuhalten,

als das Opfer seines brutalen Zornes selbst zu betrachten.

Einmal stand die alte Frau auf; wie von einem unwiderstehlichen Zuge fortgerissen, schritt sie zu dem Bett hin, auf welchem ihre Tochter ausgestreckt lag; alle machten ihr sofort Platz, sie trat heran und betrachtete einige Augenblicke lang das entstellte Gesicht ihrer Tochter, dann kehrte sie sich den Umstehenden zu, richtete sich auf, erhob ihre krampfhaft zitternde Hand, ihr Mund öffnete sich, ihre Augen glänzten von einem Strahl klaren Verständnisses, aber dann schien es wieder dunkel zu werden in ihrem Geist, sie senkte den Kopf, rang verzweifelnd die Hände und zog sich auf's neue in ihren Winkel zurück, während zwei große Thränen an ihren welken Wangen herabliefen.

Martin hatte das Strohgeflecht fallen lassen; in dem Augenblick, wo die alte Frau sprechen zu wollen schien, lief ein Schauer durch seine Adern. Er glaubte schon die Stimme der Mutter zu vernehmen, wie sie Klage gegen ihn erhob, ihn für den Tod ihres Kindes verantwortlich machte und von der Gerechtigkeit der Menschen, die in diesem Falle stumm sein konnte, an die Gerechtigkeit Gottes appellierte. Er fühlte sich von einer schweren Last erleichtert, als die unglückliche alte Frau, erdrückt von der Schwäche und dem Unvermögen ihres Verstandes, die ihren Lippen die Worte versagten, sich schweigend wieder zurückzog.

Als er aber unter dem allgmeinen Gemurmel des Mitleids, das um sie laut wurde, auf's neue ihren seltsamen, fragenden Blick mit einer Beharrlichkeit, die sich durch nichts stören ließ, auf sich haften fühlte, gewann die unerträgliche Empfindung, die ihm dies verursachte, die Oberhand, er stürzte aus dem Hause und rannte seiner Wohnung zu.

Als er mit raschen Schritten auf dem schmalen, abschüssigen Rande des verlassenen Steinbruchs hinlief, an welchen das Haus der alten Ramelle stieß, erblickte er Veronika, die auf ihn zukam.

„Um des Himmelswillen! was gibt es?“ rief sie aus, als sie ihn erkannte. „Man sagt, Marie Ramelle habe sich von einem Baume auf unserm Felde zu Tode gefallen, und Du wärst dabei gewesen. Ist es wahr, Martin? Ist's wahr?“

„„Komm,““ sagte ihr Mann zu ihr, faßte sie beim Arme und zwang sie, mit ihm in ihr Haus zurückzukehren. „„Geh' nicht hin. Es ist nichts zu machen. Alles ist aus... für sie wenigstens!““

Die erregte Stimme Martins erfüllte Veronika mit furchtbarer Angst. Auf dem Dorfe verbreiten sich die Neuigkeiten noch schneller als anderswo, und man hatte schon der jungen Frau den Liebesdienst erwiesen, ihr die Vermutungen zu berichten, zu denen Martins Worte vom ersten Augenblicke an die Veranlassung gegeben hatten. Widerstandslos folgte sie ihm also, und als sie, zu Hause angekommen, bei dem Scheine des Herdfeuers, das

die Stube noch auf Augenblicke zuckend erhellte, das bleiche Gesicht, die verstörten Züge und den verwirrten Blick Martins gewahrte, erriet sie die ganze Wahrheit.

„'s ist also wahr!“ rief sie mit erstickter Stimme aus. „Du hast sie getötet!“

„„Ich habe sie barsch angeredet und ihr Angst gemacht, das ist wahr,““ sagte Martin aufgeregt, „aber nicht mit der Fingerspitze habe ich sie angerührt. Ich fordere alle auf, ob einer das sagen, ob einer das beweisen kann! Man kann mich nicht vor Gericht belangen wegen dessen, was ich gethan habe; ich bin wenigstens dessen gewiß!““

„Ach! Das Gericht ist nicht alles,“ sagte weinend Veronika, „es gibt auch noch den lieben Gott, und Du bist sehr strafbar, armer Mann!“

„„Nun gut, und wenn's so wäre, fing Martin wieder an, so solltest Du wenigstens mich zu trösten suchen und mir keine Vorwürfe machen. Da standen sie alle zusammen,““ fuhr er fort, sich ängstlich schüttelnd, „„da sahen sie mich an, als ob sie das Recht hätten, mir Angst zu machen. Und die alte Verrückte . . . sie sah mich auch an. Siehst Du, gerade wie Du jetzt thust. Ich kann das nicht länger mehr ausstehen. Wenn ich diesen Blick auch noch bei mir zu Hause wiederfinden soll, schlafe ich lieber draußen.““

Er that zwei Schritte nach der Thür hin,

aber Veronika lief auf ihn zu, umschlang ihn mit ihren Armen und flüsterte ihm jene Worte frommer Tröstung zu, die aus der christlichen Reue ein Asyl gegen die Gewissensbisse einer rohen, ungezähmten Natur machen. Martin hörte sie unschlüssig an. Der fromme, innige Glaube seiner Frau weckte nur ein schwaches Echo in seiner Brust. Die höhnischen Worte seines Oheims Antoine, der in seiner Art ein Freigeist war und sich rühmte, die Messe öfter in der Schenke als in der Kirche zu hören, hatten zum Teil die guten Eindrücke, die er in seiner Kindheit erhalten hatte, verwischt. Indessen übte diese sanfte Stimme, die er so sehr geliebt hatte und die trotz allem eine große Gewalt über sein Herz bewahrt hatte, jetzt, wo sie zu ihm von der göttlichen Vergebung, von der Möglichkeit der Sühne und von ihrer trotz seiner Fehler und der allgemeinen Verdammung unveränderlichen Zärtlichkeit sprach, auf seine kranke Seele die Wirkung eines alles heilenden Balsams aus. Er überließ sich nach und nach diesem Eindrucke; er versprach, menschenfreundlicher zu werden, die Habgier, die ihn zu dieser Grausamkeit getrieben hatte, zu bezwingen und so viel als ihm möglich wäre, das Weh wieder gut zu machen, das er der armen Mutter zugefügt hatte, indem er sie ihrer einzigen Stütze beraubte.

Durch diese guten Entschlüsse ein wenig gestärkt, konnte Martin einige Stunden schlafen; aber sein Schlummer wurde von schrecklichen

Träumen gestört, und um am andern Tage niemand zu sehen, gab er sich für krank aus und ging nicht aus dem Hause.

Am dritten Tage hingegen stand er, da er es nicht über sich vermochte, den Leichenzug der Marie Ramelle vor seiner Hausthür vorüber ziehen zu sehen, noch vor Tagesanbruch auf, kleidete sich hastig an, sagte seiner Frau, daß er den Tag in der Stadt zubringen und erst am Abend zurückkommen würde, und ging geräuschlos aus dem Hause.

Der Tag brach eben an. Die Morgendämmerung beleuchtete die Wipfel der schon entblätterten Bäume und erhellte auch mit noch schwachem Schimmer den offenen Teil des Rasenplatzes, während der Saum desselben noch im Schatten lag. Das Erste, was indessen Martin trotz der frühen Morgenstunde beim Hinausgehen erblickte, war die Mutter Ramelle, die auf einem Steine vor der Hausthür saß. Die alte Frau war wie gewöhnlich in ihr großes weißes Tuch eingewickelt, ihr Stock lag auf ihren gekreuzten Armen, ihr Korb stand neben ihr auf dem feuchten Boden; aber ihr Kopf neigte sich bis auf den Schoß herunter, und ihre ganze Haltung verriet eine tiefe Niedergeschlagenheit, eine gänzliche Verzweiflung. Wie sie die Thüre öffnen hörte, erhob sie ihr verwelktes Antlitz; ihr altes gewohntes Lächeln schien auf ihren blassen Lippen wieder erscheinen zu wollen, aber bald zogen sich ihre

alten Züge schmerzlich zusammen, und während die Thränen still an ihren Wangen herabflossen, heftete sie ihre Augen auf Martin mit jenem durchbohrenden, fragenden Ausdruck, der ihm so unerträglich war. Er ging rasch an ihr vorüber, dann bezwang er sich und blieb plötzlich stehen.

„Bleibt nicht hier sitzen, Mutter," sagte er, „es ist kalt und feucht; geht hinein zu uns; Veronika soll Euch Suppe geben und Feuer machen, damit Ihr Euch wärmen könnt."

Die Alte antwortete nichts. An die Stelle ihres unaufhörlichen Geschwätzes war seit dem Tode ihrer Tochter ein düsteres Schweigen getreten; sie schüttelte verneinend den Kopf und neigte auf's neue ihre Stirne auf ihren Schoß.

Martin wollte diesen Augenblick benutzen, um sich zu entfernen; er schritt hastig vorwärts und war bald am Ende des Gemeindeplatzes angekommen, aber hier konnte er einem geheimen inneren Zuge nicht widerstehen, er mußte sich umdrehen. Die Alte war aufgestanden und sah ihm mit ihrem seltsamen Blicke nach. Martin trat rasch in den kleinen Hohlweg, unbekümmert um den von der Feuchtigkeit schon aufgeweichten Boden, um nur den durchbohrenden Blicken zu entfliehen, die ihn durch alle Hindernisse und Entfernungen hindurch zu verfolgen schienen.

Er verbrachte den ganzen Tag in der Stadt, allerlei Geschäfte aufsuchend, verriet aber unaufhörlich eine innere Unruhe, die von allen, mit

denen er zusammen kam, bemerkt wurde. Gegen Abend machte er sich auf den Heimweg. Der glückliche Abschluß einiger wichtigen Handelsgeschäfte hatte ihn einigermaßen neu belebt, und er begann, seine Lage ruhiger aufzufassen, sich für minder strafbar zu halten, und, wenn ihm auch das Geschehene leid that, ebensowohl die Ungeschicklichkeit der Marie Ramelle und einen unseligen Zufall wie seine eigene Brutalität anzuklagen. In einiger Entfernung vom Dorfe begegnete er seinem Oheim, dem Zimmermann und redete ihn munter an, denn er fühlte instinktmäßig, daß Antoine, seinen selbstsüchtigen positiven Ansichten zufolge, den Vorfall mit philosophischer Gleichgültigkeit betrachten und seinem zu bedenklichen Gewissen helfen würde, sich zu verhärten.

„Ei! guten Tag!“ rief der Zimmermann, indem er sich nmwandte, als ihm Martin auf die Schulter geklopft hatte. „Du kommst aus der Stadt zurück, wie ich sehe? das ist recht so! Es war mir gesagt worden, du hättest dich zu Hause eingeschlossen, um über Marie Ramelle zu weinen.“ Und darauf fing er an, höhnisch zu kichern.

„„Man hat Euch also erzählt, was vorgefallen ist,““ frug Martin, dessen Gesicht sich plötzlich verdüsterte.

„Ich sollt' es doch denken! Gestern hat man den ganzen Tag von nichts andrem gesprochen. Bei dem Lärm, den man darüber machte, dachte ich erst, die Geschichte wäre schlimmer, du wärest

vielleicht so ungeschickt gewesen, ihr ein paar Stöße zu versetzen; aber wie ich verstanden habe, hast Du den häßlichen Vogel bloß aufgescheucht und, anstatt fortzufliegen, ist er zur Erde gefallen."

„„Ich schwör' es Euch zu, Onkel, daß ich nicht einmal die Hand gegen sie erhoben habe!"" rief Martin lebhaft aus.

„Das hat mir deine Frau schon versichert, wie ich sie heute Morgen auf dem Felde aufgesucht habe, um genau zu wissen, was ich glauben sollte. Da dem so ist, mein Junge, so kannst Du ganz ruhig sein, Du warst in deinem Rechte und, solange Du über die alten Elstern nur mit der Zunge herfällst, gibt's nichts zu reden."

Der Zimmermann lachte laut auf, aber Martin blieb ernst.

„„Es ist mir lieb, Onkel, daß Ihr die Geschichte so nehmt," fuhr er fort, „und wenn Ihr keine Eile habt heute Abend, so möchte ich Euch bitten, ein Glas Wein mit mir zu trinken. Ich würde gern einen Augenblick mit Euch plaudern.""

„Ich habe niemals so viel Eile, daß ich eine solche Höflichkeit ausschlüge," gab der Zimmermann lustig zur Antwort und trat mit seinem Neffen in die erste Schenke ein, die ihnen beim Eintreten in das Dorf aufstieß. Martin ließ eine Flasche Wein bringen, setzte sich mit seinem Oheim in den hintersten Winkel der Stube und schenkte zwei Gläser ein.

Antoine leerte das seine mit einem Zuge; Martin

aber netzte kaum seine Lippen, stellte sein Glas wieder auf den Tisch, stützte den Kopf auf die Hand und begann wieder von dem Unfall zu sprechen, der wider seinen Willen all' seine Gedanken einnahm.

„„Ich habe mir vom Anfang an wohl gedacht, daß man mir wegen des Vorgefallenen nichts anhaben könnte, sagte er mit ernsthafter Miene, trotzdem ist es schrecklich, einen Todesfall auf dem Gewissen zu haben, und von jedermann wie ein toller Hund angesehen zu werden, der jemand gebissen hat. Es liegt mir nicht viel an großem Umgang, ich bleibe ziemlich gern allein für mich, aber ich möchte doch auch nicht, daß man mir den Rücken zukehrt.““

„Was dein Gewissen anlangt, mein Junge,“ antwortete der Onkel Antoine mit seinem höhnischen Kichern und schenkte sich ein neues Glas Wein ein, „darüber kann ich Dir nichts sagen, alldieweil ich nicht recht weiß, was das ist und was es für Schmerzen macht. Was aber das Rückenzukehren betrifft, siehst Du, da ist keine Gefahr. Wenn Du ein armer Teufel wärst, der alle Welt nötig hat, ja, da wäre es etwas andres; da wäre man bedenklich, da würfe man Steine auf Dich. Aber Du bist reich, man hat Dich nötig, da wird man höflich sein, das kannst Du mir glauben.“

Martin dachte einen Augenblick nach; der ganze Vortrag seines Oheims befriedigte ihn nicht sonderlich über die Rechtsfrage, aber er beruhigte ihn in Bezug auf das Thatsächliche.

„„Meiner Frau macht das vielen Kummer,““ sagte er nach einigem Schweigen.

„Ach was! die Weiber, das ist ein empfindsames Volk,“ fing Antoine wieder an und zuckte die Achseln, „das ist ihr Handwerk. Das weint, wenn man laut spricht; das weint, wenn man krank ist; das weint, wenn man ein Glas zuviel im Kopfe hat; das weint, wenn man ihnen ein bischen Staat verweigert; das ist dazu geschaffen zum Weinen, darauf mußt Du nicht acht geben.“

„„Veronika ist besser als ich und auch als Ihr, Onkel, fuhr Martin etwas barsch heraus, „ich hätte vielleicht gut gethan, öfter auf sie zu hören.““

„O! das kannst Du noch immer,“ sagte der Zimmermann ironisch, „mußt auf sie hören, mein Junge, mußt ihr deinen Geldbeutel aufzuheben geben, daß sie mit deinen Thalern klimpern kann. Mußt mit ihr in die Kirche gehen, mußt zum Beichtstuhl gehen, wenn sie Dich hinführen will, mußt den Kopf unter ihre Schürze stecken, und der Herr Pfarrer wird Dir alsdann sagen, daß Du auf dem Wege zum Paradiese bist.“

„„Was ich glaube, Oheim, sagte Martin und blickte Antoine scharf in's Auge, „ich glaube, daß Ihr weder an Paradies noch Hölle, weder an Gott noch Teufel glaubt.““

„Nun, nun! Ich glaube dran, ohne dran zu glauben, wie man zu sagen pflegt, antwortete der Zimmermann, insofern niemand aus der andern Welt wiedergekommen ist, um mir davon

zu erzählen. Wenn die Pfarrer, die so hübsch davon sprechen, erst einmal eine Fahrt dahin machen wollten, ehe sie auf die Kanzel stiegen, würde ich ihnen lieber zuhören, und sie würden mich öfter bei sich sehen als jetzt."

„„Also Onkel, das würde Euch keine Sorge machen, eine Seele hinübergeschickt zu haben und das plötzlich, ohne daß sie Zeit gehabt hätte, sich drein zu finden? Es heißt doch, es sei eine große Sünde und ein großes Unglück. Wie der Herr Pfarrer gekommen ist . . .""

„Ganz bestimmt, mein Junge, wenn Du anfängst, auf die Priester und die Weiber zu hören, da wirst Du bald ebenso einfältig werden, wie die andern, die ihr Geld ausgeben, um Messen lesen zu lassen und Kerzen zu kaufen. Ich sehe, daß dein Erspartes denselben Weg einschlägt."

„„Das glaube ich nicht, antwortete Martin verlegen lächelnd. „Aber Oheim, man sagt weiter, daß ich jetzt für den Unterhalt der alten Ramelle sorgen sollte, da ich doch immer, auf eine oder die andere Weise, Schuld daran bin, daß ihre Tochter — kurz, das sie nicht mehr da ist, um ihre Mutter zu ernähren.""

„Wer sagt das? Deine Frau, nicht wahr?... Oho! will Dich denn das Weib zu Grunde richten? Sie hat Dir doch nicht sonderlich viel mitgebracht. Alles ist Dein. Nun denn, ich sage, Du bist der Alten nichts schuldig und außer ein Stückchen Brot hier und da, wirst Du sogar

gut thun, das vele Gebein Dir gar nicht anzugewöhnen. Siehst Du, das hieße Dich für strafbar bekennen, das hieße den Leuten Grund zum Gerede geben und könnte üble Folgen haben."

„„Ich seh' sie nur nicht gern vor meiner Thüre sitzen, sie hat einen so sonderbaren Blick und ein so grämliches Gesicht, und wie es gegenwärtig ist, kann ich sie doch nicht hart anfahren.""

„Ach, geh' doch! Jetzt, wo sie allein ist, wird sie nicht mehr lange leben wollen. Sie wird Dich nicht lange mehr quälen. Munter, mein Junge, schüttle Dir all die Dummheiten vom Halse, mit denen man Dir die beiden Tage her den Kopf warm gemacht hat. Geh' mit erhobener Stirn einher, blicke den Leuten in's Gesicht, klimpere mit deinen Thalern in der Tasche, aber gib sie nicht weg, kümmere Dich nicht um Weiber und Priester, Teufel und Heilige, man wird die ganze Geschichte bald vergessen haben, und Du wirst wieder glücklich sein wie zuvor."

Martin senkte den Kopf und blieb einige Augenblicke in peinliche Gedanken versunken. Die Worte seines Oheims brachten auf ihn nicht die Wirkung hervor, die er erwartete, die er wünschte, und er war ärgerlich auf den Zimmermann und auf sich selbst, daß im Grunde seines Herzens eine dumpfe Unzufriedenheit zurückblieb, die allen Gründen Antoines und seinem eignen Willen widerstand. Zu seiner Überraschung fühlte er, daß die einfachen Ermahnungen seiner frommen

Frau Tags vorher beruhigender auf sein Gemüt gewirkt hatten, obgleich sie ihm von Haus aus widerwärtig waren; er hatte endlich die dunkle Empfindung, daß er in der Reue und Buße mehr Beruhigung finden würde, als in der rohen Sorglosigkeit, die ihm sein Oheim vorpredigte.

Ganz verwirrt von all diesen Gedanken stand er plötzlich auf, murmelte einige Worte über die Notwendigkeit, nicht zu spät nach Hause zu kommen und bezahlte seine Zeche; dann nahm er rasch Abschied vom Zimmermann, der ihn mit spöttischer Miene ansah, verließ die Schenke und machte sich auf den Weg.

Die Dorfgasse zog sich ungefähr hundert Schritt lang an der kleinen Kirche und dem dieselbe umschließenden Kirchhof hin. Als Martin an der Mauer vorüberging, über die er mit dem ganzen Kopfe hinweg ragte, konnte er nicht umhin, einen flüchtigen Blick auf die Ruhestätte der Toten zu werfen. Die Sonne war schon längst untergegangen, doch war es noch hell genug, um in einige Entfernung sehen zu können, und Martin bemerkte ein frisches Grab, an dessen Fuß eine Frau kauerte, die ganz in sich gekrümmt war. Ihr großer weißer Mantel, das ebenfalls weiße Kopftuch und die dumpfen Seufzer, die sie ausstieß, hätten ihn in ihr sofort die alte Mutter Ramelle erkennen lassen, wenn nicht schon eine geheime Ahnung es ihm gesagt hätte.

Er blieb einen Augenblick stehen, es kam ihm

das seltsame Verlangen an, zu der alten Frau hinzugehen und mit ihr zu sprechen. Es war ihm, als ob er seine verlorene Ruhe wieder finden und seine Schuld sühnen würde, wenn er die Vergebung der unglücklichen Mutter erhalten und sie mit in sein Haus führen könnte, um ihr daselbst ein Obdach zu geben; aber andre Erwägungen traten dieser Bewegung entgegen, die ihn anfangs wie eine unwillkürliche Eingebung mit sich fortriß.

Er berechnete die Folgen dieser unüberlegten Handlung; einige Worte des Zimmermanns kamen ihm in das Gedächtnis zurück; dann ergriff ihn plötzlich die Furcht, von der alten Frau zurückgestoßen zu werden, sie sich schweigend aufrichten und auf ihn jenen Blick heften zu sehen, vor dem er bis in's Innerste zusammenschauerte, und es überkam ihn ein geheimnisvoller Schrecken; er machte sich wieder auf den Weg, erst langsam, dann immer schneller und schneller, bis er den Kirchturm aus dem Gesichte verloren hatte.

Die Nacht ward immer finstrer, und bald ward es in den Hohlwegen so dunkel, daß Martin gezwungen war, langsamer zu gehen. Ein feuchter Nebel stieg aus dem vom frischen Regen getränkten Boden; der Mond war zwar schon aufgegangen, aber sein Schein drang nur spärlich durch die grauen Wolken, die ein kalter heftiger Westwind am Himmel hinjagte; Martin fühlte die Feuchtigkeit durch seine Kleider dringen, trotz seines angestrengten Marsches vermochte er nicht, sich zu

wärmen. Von Zeit zu Zeit warf er einen scheuen Blick um sich, als ob er gefürchtet hätte, die Mutter Ramelle wieder zu sehen, die er doch weit hinter sich gelassen hatte, deren Erinnerung ihn aber verfolgte; dann sah er wieder zur Erde nieder und versuchte seine Schritte zu beschleunigen, denen der holprige Weg bald neue Hindernisse bereitete. Er empfand ein sonderbares Verlangen, nach Hause zu kommen, sich bei seiner Frau in mitten seiner Kinder zu befinden, die fröhliche Helle seines Herdes wieder zu sehen. Er fühlte, daß er jene Ruhe des Gewissens verloren hatte, die ihn früher den übeln Vorbedeutungen und dem abergläubischen Schrecken Trotz bieten ließ, und es schlich sich eine furchtsame Empfindung in sein Herz, die mit der Dunkelheit, der Kälte, der Müdigkeit und der Unruhe seines Gemütes jeden Augenblick stärker ward. Er versuchte sich eins zu pfeifen, um den Eindruck, gegen den er sich umsonst sträubte, zu verscheuchen, aber das anhaltende Sausen des Windes in den entlaubten Bäumen führte, wie seiner spottend, den schwachen Ton, den er über die Lippen brachte, mit sich fort, und es gebrach ihm an Mut, fortzufahren. Er wollte singen, heiser und zitternd rang sich seine Stimme aus der Kehle los und es ward ihm unheimlich bei dem Echo, das sie in den alten hohlen Eichenstämmen weckte, die die Straße einfaßten. Nun suchte er seine Gedanken auf das Lieblingsthema seiner einsamen Betrachtung zu lenken, er

berechnete im Geiste den mutmaßlichen Ertrag seiner Ernten und die Verwendung derselben, seine Gedanken vermochten nicht seinem Willen zu gehorchen, und seine Berechnungen weckten in seinem Herzen nicht mehr das frühere Interesse. Endlich gab er all diese Mittel der Zerstreuung auf, er berechnete nur noch die Länge des Weges und schritt so schnell als möglich vorwärts.

Schon zeichnete sich vor ihm am düstern Himmel der Wipfel des großen Schierlingsbaumes ab, der seine Äste über den Gemeindeplatz vor seinem Hause ausbreitete; es blieb ihm nur noch der kleine Hohlweg zu durchlaufen übrig, durch welchen er zum ersten Mal, damals voll fröhlicher Hoffnungen auf die Zukunft, Veronika hierher geführt hatte; in der Nähe seiner Wohnung ward er wieder beherzter; die Schatten der entblätterten Äste kamen ihm weniger phantastisch, weniger unheimlich vor, sein Blick war mit ihnen vertraut; er durchmaß schnell die kurze Entfernung und trat auf den freien Platz, den jetzt der Mond hell beschien. Er blickte leicht aufatmend um sich und schritt seiner Thüre zu, durch deren Schwellenlücke ein schwacher Schimmer durchdrang, als er mit Erstaunen eine Frau gewahr wurde, die in der erwähnten kleinen grünlichen Lache Wäsche wusch.

Während er sich der einsamen Wäscherin langsam näherte — denn der Weg führte ihn hart an der Lache vorbei —, mußte er unwillkürlich

an Marie Ramelle denken, die er so oft an der nämlichen Stelle gesehen hatte; und je mehr er die Wäscherin ansah, desto mehr fiel ihm ihr seltsames Wesen und die sonderbare Stunde auf, die sie zu ihrer Wäsche gewählt hatte. Sie strich nicht mit der Seife über das große weiße Tuch, das sie in den Händen hielt, sie schlug es nicht mit dem Waschbläuel, sie warf es nur langsam und einförmig in das Wasser, breitete es darin aus, tauchte es unter und warf es von neuem hinein, und das Wasser plätscherte nicht und kräuselte sich nicht, wenn das lange weiße Linnen hineinfiel; das Wasser des kleinen Waschteiches blieb glatt wie ein Spiegel, während ringsumher der Wind heulte und das kleinste Grashälmchen des kurzen Rasens sich im Sturme beugte. Das große Tuch fiel geräuschlos nieder, kein Luftzug bewegte es und die unermüdliche Wäscherin zog es wieder an sich, rang es aus und warf es auf's neue in's Wasser, ohne daß sie an ein Ende ihrer Arbeit zu denken schien.

In dem Maße, wie Martin Renaud diese Seltsamkeiten bemerkte, durchlief ein eiskalter Schauer seine Glieder, daß die großen Schweißtropfen, die auf seiner Stirne hervortraten, zu gefrieren schienen. Ein unbekannter Schrecken hatte sich seiner bemächtigt; er wagte nicht, an der Wäscherin vorbeizugehen; er wagte nicht, in den finstern Schatten der Bäume zurückzutreten, um auf einem Umweg von der andern Seite in

sein Haus einzutreten; er stand wie an den Boden gefesselt; seine stier auf die Wäscherin gerichteten Augen unterschieden jeden Augenblick etwas neues, was sein Entsetzen vermehrte. Es war die braune Haube der Marie Ramelle, es waren ihre geflickten Kleider, ihre plumpen, abgetretenen, durchlöcherten Holzschuhe, die, nach Mariens Gewohnheit, am Rande der Lache standen, und es dünkte Martin, daß sie sich umdrehen würde, um ihm das bekannte und gefürchtete Gesicht seines Opfers zu zeigen. Er erwartete diesen Augenblick mit jener Angst, die alpartig auf uns lastet, wenn wir in einem schrecklichen Traume etwas furchtbares sich vorbereiten fühlen, dem vorzubeugen uns die Kraft mangelt und das der geheimnisvolle Schrecken in uns unfehlbar herbeiführt. So war es auch in diesem Fall: die Wäscherin zog ihr Leinen an sich, rang es mit ihren kräftigen Händen, und wandte sich, indem sie es über ihren Kopf schwang, nach Martin Renaud um . . . Ein dumpfer Schrei entrang sich den Lippen des Unglücklichen, das Übermaß des Entsetzens gab ihm Kraft, hastig rannte er über den Gemeindeplatz und pochte an seine Hausthüre, indem er sich wie ein furchtsames Kind kauernd an dieselbe anlehnte.

Veronika öffnete sofort; aber anstatt ihn willkommen zu heißen, wie sie immer zu thun pflegte, fuhr sie zurück voll Schreck über die Blässe, die Martins Gesicht bedeckte, und über die Aufregung, mit welcher er die Thüre schloß und zuriegelte,

bevor er sich ganz erschöpft auf einen Stuhl fallen ließ.

Ohne auf die Fragen seiner Frau zu antworten, bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen; von krampfhaften Schauern geschüttelt, zitterte er am ganzen Körper und stieß mit heftiger Geberde die Bemühungen und Liebkosungen Veronikas zurück.

Nach Verlauf einer Viertelstunde ungefähr richtete er sich wieder auf; sein Gesicht war ruhiger; er stieß einen tiefen Seufzer aus und blickte mißtrauisch um sich; dann warf er etwas Reisig in's Feuer, um die Stube heller zu machen und suchte sein sonderbares Benehmen zu erklären; aber seine unzusammenhängenden Worte vermochten seine Frau nicht zu beruhigen, plötzlich unterbrach er sich und verfiel wieder in sein düstres Schweigen. Endlich drehte er sich nach seiner jungen Magd um, einem Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, das mit den Kindern neben ihm stand und ihn ebenfalls verwundert ansah, und fuhr sie barsch an:

„Du hast heute Abend das Pferd nicht hereingeholt, Françoise; es ist draußen auf dem Gemeindeplatz, führ' es herein."

„„Nehmen Sie es nicht übel, Herr;*) ich hab' es gewiß hereingeholt,"" antwortete das Mädchen,

*) „not' bourgeois," redet im Text die Magd den Gutsherrn an.

„„ich hab' es gleich beim Dunkelwerden in den Stall geführt.““

„Nun, dann ist es herausgelaufen. Vorwärts, kein Gerede gemacht! Hol' es, sag' ich Dir.“

Das Mädchen that ein paar Schritte nach der Thüre. Martin folgte ihr ängstlich mit den Augen. Es war klar, daß sie nur mit Widerstreben gehorchte. Wie sie öffnen wollte, wandte sie sich um und sagte mit leiser Stimme:

„„Ich fürchte mich, Herr; ich möchte nicht allein gehn.““

„Nimm Jeanne mit,“ erwiderte Martin, auf seine älteste Tochter hinweisend.

„„Nicht, wenn Gefahr dabei ist,““ rief Veronika aus und trat vor das Kind hin; denn das Benehmen ihres Mannes fing an, ihr einen geheimen Schrecken zu verursachen.

„Wenn Gefahr dabei ist, dann ist sie wenigstens nicht für dieses unschuldige Wesen da,“ murmelte Martin leise, indem er sie beim Arme hielt, während die beiden Mädchen die Thüre öffneten und hinausgingen.

Kaum waren sie in der Dunkelheit verschwunden, als Martin aufstand, zur Thüre ging und zuschloß; aber er blieb bei ihr stehen, die Hand auf der Klinke, bereit, sofort zu öffnen und den Kopf geneigt, als ob er ängstlich aufpaßte, was sich wohl begeben würde.

So verflossen einige Minuten, während deren das Geheul des Sturmes immer heftiger zu wer-

den schien; bald ließen sich kleine hastige Schritte hören, es wurde wiederholt schnell an die Thüre geklopft und eine schwache Stimme rief mehrmals hintereinander: „Macht auf! Macht auf!“

Sofort öffnete Martin die Thüre. Die beiden Mädchen stürzten in die Stube, wie verscheuchte Vögel; die junge Magd weinte, die kleine Jeanne versteckte ihr Köpfchen in die Kleider der Gefährtin und schrie dabei aus allen Kräften, ohne recht zu wissen warum.

„Ich hole niemals Euer Pferd so spät,“ rief die Magd laut jammernd aus, „ich hab's auch nicht gefunden, aber ich habe etwas gesehen . . . . ich habe . . .“

„„Was?““ frug Martin, ungestüm zu ihr hingeneigt.

„Ich habe das Gespenst der Nachtwäscherin gesehen!“ stieß das Mädchen schluchzend hervor.

„„Hast Du ihr Gesicht gesehen?““ frug Martin wieder.

„Nein . . . nein . . .“ antwortete sie; „aber ich habe sie doch gleich wieder erkannt,“ fügte sie ganz leise hinzu, „und sie wäscht ein Leichentuch.“

Veronika fuhr schaudernd zusammen. Martin senkte den Kopf und setzte sich in den Winkel des Kamins. Er stützte sich mit den Ellbogen auf die Kniee, barg sein bleiches Gesicht in die Hände und blieb den Rest des Abends stumm. Vergebens setzte sich Veronika, nachdem sie die Kinder schlafen gelegt und auch die junge Magd zu Bette

gegangen war, ihren eigenen Schrecken bezwingend, neben ihn und drang flehend in ihn, ihr zu sagen, was ihm begegnet sei, was er gesehen, gehört habe; vergebens bat sie ihn, Nahrung zu sich zu nehmen, auszuruhen; seine einzige Antwort war eine mutlose Geberde oder, wenn sie auf den unheimlichen Vorfall am Abend anspielte, ein kalter Fieberschauer, der seinen zusammenbrechenden Körper durchrieselte und die Hand erstarren machte, die sie in die ihrigen zu ziehen suchte. Die ganze Nacht blieb Martin bewegungslos in hartnäckiges Schweigen versunken, und als der erste Schimmer des anbrechenden Tages in das Haus drang, sah Veronika mit Entsetzen, wie diese Stunden der Schlaflosigkeit und des Schreckens das Antlitz ihres Mannes verwüstet hatten. Seine verstörten, erloschenen Augen, sein fahles Gesicht, seine bleichen Lippen, das bittre Lächeln, das allein auf ihre tröstende Zusprache antwortete, alles dies zeigte deutlich, daß ein furchtbarer Schlag seine Vernunft und seine Einbildungskraft zugleich erschüttert hatte. Von diesem Augenblick an ging in der That eine gänzliche Veränderung in ihm vor; mit demselben glühenden Eifer, mit dem er sonst den habsüchtigen Erwerb betrieben hatte, ergab er sich jetzt den düstern Gedanken, die sein menschenscheues Gemüt beunruhigten; gleichgültig gegen alles, was ihn umgab, wie ein Mensch, dessen Tage gezählt sind und der nur noch die letzte Katastrophe erwartet, und von unsagbarem Entsetzen bei dem Gedanken an

die geheimnisvolle, übernatürliche Strafe ergriffen, die er über sich verhängt glaubte, brachte er ganze Tage müßig und ohne sich zu rühren in seinem Hause zu oder irrte wie ein gequälter Geist auf den Feldern umher, bei dem geringsten Geräusche zusammenfahrend, furchtsam die Begegnung mit der alten Ramelle vermeidend, ging aber niemals, aus immer welchem Grunde, nach Sonnenuntergang aus dem Hause. Zwei oder drei Mal sah ihn seine Frau bleich, keuchend, von einem neuen Schrecken befallen, heimkehren; aber er verschloß sich in ein hartnäckiges Stillschweigen und suchte zu dem Zeugnis seiner eignen Augen kein zweites zu gesellen.

In der Nachbarschaft wurde man bald die seltsame Veränderung gewahr, die in Martin Renauds Wesen und Gewohnheiten zu Tage trat; was die junge Magd im Vertrauen mitteilte, ließ bald das düstre Rätsel erraten, und ein geheimer, unbestimmter Schrecken entfernte nach und nach jedermann von dem unseligen Hause und von der Familie des Verdammten. Man mied die Gegenwart Veronikas, die Dorfkinder machten sich auf die Flucht, sowie sie das unheimliche Gesicht Martins erblickten, und wenn die kleinen Renauds sich in ihre Spiele mischen wollten, jagten sie dieselben fort und nannten sie die Töchter des Behexten.

Vergeblich kämpfte die arme Veronika gegen die düstre Verzweiflung ihres Mannes und das

Verdammungs-Urteil der Leute an, das sich bis auf sie erstreckte. Von allen verlassen, blieb sie allein all dem unbekannten, unbestimmten Unglück gegenüber, das sie zu bedrohen schien, allein der Furcht vor dem geheimnisvollen, übernatürlichen Etwas gegenüber, die ihre Seele erstarren machte. Mehr als jemals vielleicht liebte sie Martin, der ihre erste, ihre einzige Liebe in den Tagen ihrer Jugend gewesen war und dessen Wunderlichkeiten, schmutzigem Geiz entsprungene Vorwürfe, ja dessen Härte sie später ohne Klage ertragen hatte. Nichts hatte vermocht, nichts vermochte noch jetzt die unveränderliche Zärtlichkeit aus ihrem Herzen zu reißen, die mit allen Fibern desselben verwachsen war. Nicht die Verachtung von Seiten der Leute scheute sie; von allen verlassen und verschmäht, wäre sie glücklich gewesen, wenn sie mit ihren liebkosenden Armen alles, was sie auf der Welt liebte, ihre Kinder und den Vater ihrer Kinder, ihren Gatten, hätte an die Brust drücken können. Aber wenn sie sich demselben nähern wollte, ihre zärtlichen Augen auf ihn heften, ihm Worte der Liebe zuflüstern wollte, die dieses kranke Herz vielleicht geheilt hätten, dann erhob sich plötzlich ein Gespenst unbekannten Schreckens zwischen ihnen und machte die Worte auf ihren Lippen erstarren.

Wie manchen langen, traurigen Herbstabend vergaß sie, wenn sie am Herde saß, die Spindel zu rühren, die unbeweglich in ihren Fingern ruhte, und beobachtete bekümmert Martins Gesicht, während

er in der Stube auf- und abschritt, zuweilen stehen blieb, um dem um das Dach sausenden Winde, dem Plätschern des Regens auf der Schwelle oder dem Klagegeheule des Hofhundes zu lauschen, und dann mit sichtbarem Schauer und unsicherm Schritte wieder hin und her zu gehen begann! Veronika fühlte nach und nach die Furcht in ihr beunruhigtes Gemüt eindringen; einer instinktiven Bewegung gehorchend, ging sie zu dem Lager ihrer Kinder, um sich zwischen sie und ihren Vater zu stellen und sie vor dem geheimen Fluche zu schützen, der sich an ihn zu heften schien. Und doch gewann einen Augenblick darauf ihre Zärtlichkeit die Oberhand über die Angst, von der ihr Herz beklommen war, sie trat zu Martin hin, ergriff seine von eiskaltem Schweiß bedeckte Hand und suchte fromme Worte und religiöse Gesinnungen in sein Herz zu träufeln.

Zuweilen schien Martin diesem sanften Einflusse nachgeben zu wollen, unter dem Händedruck seiner Frau erwärmte sich auch seine Hand wieder, eine düstre Flamme leidenschaftlicher Zärtlichkeit zuckte in seinen Augen auf; dann plötzlich schüttelte er den Kopf und wandte seinen Blick weg, wie wenn ihm die Hoffnung auf das Glück in dieser Welt wie auf das in jener gleichmäßig versagt und sein Schicksal für ewig bestimmt sei.

Niemand erfuhr jemals aus Martins Munde, was diesen Aufruhr in seinem Herzen hervorrief; er hatte keinen Vertrauten für sein Leiden, seine

Seele ertrug allein ihre Schmerzen. Aber aus den verstohlenen, bohrenden Blicken, die er zuweilen auf seine Frau warf und die auf dem Grunde ihres Herzens die geringsten Spuren von Schrecken, das leiseste Beben lasen, aus dem schmerzlichen Zucken seiner Züge, wenn Veronika ihre Furcht und Unruhe nicht ganz verhehlen konnte, aus den brennenden Thränen, die zuweilen sein hageres, welkes Gesicht durchfurchten, konnte man die Folterqualen seiner Seele erkennen und die bittere Verzweiflung erraten, mit welcher er sich sagte, daß er ein Gegenstand des Grausens für diejenigen geworden sei, die er bei all seinen Fehlern, Gewissensbissen und wilden Leidenschaften einzig und tief geliebt hatte.

Als der Pfarrer auf Veronikas Bitten dies verdüsterte Herz frommen Ermahnungen zugänglich zu machen suchte, antwortete ihm daher auch Martin mit seltsamem Lächeln:

„Herr Pfarrer, Eure Gebete sind recht gut und vermögen viel, aber nichts für mich. Mein Urteil ist gefällt, mein Los ist bestimmt; man hat mir's gesagt, und ich fürchte nicht sonderlich, was mich drüben erwartet, denn ich leide schon hier mehr, als die Verdammten in der Hölle!"

Onkel Antoine wollte auch versuchen, mit seiner Freigeisterei die kranke Seele seines Neffen zu heilen; er kam eines Nachmittags auf die Große Steingrube; Veronika, die den Zimmermann nicht sonderlich gern hatte, empfing ihn jedoch diesmal

nicht mit ihrem gewöhnlichen Mißtrauen; der Anblick der Leiden ihres Mannes war ihr so schmerzlich geworden, daß die arme Frau nicht den Mut gefühlt hätte, irgend ein Mittel zurückzuweisen, das ihm hätte Linderung verschaffen können.

„Martin ist nicht zu Hause," sagte sie zu Antoine, „aber er ist vermutlich nicht weit. Ihr werdet ihn auf dem Felde finden, oder er sitzt vielleicht im Garten unter einem Baume."

„„Er will also nicht wieder zu Verstande kommen?"" frug der Zimmermann und zuckte die Achseln.

Veronika schüttelte seufzend den Kopf.

„„Aber, wie es heißt,"" begann Antoine wieder und nahm eine wichtige, gescheite Miene an, „„Ihr habt ihm auch was vorgepredigt, Ihr und der Herr Pfarrer, weiter brauchte es nichts, um sein bißchen Gehirn aus dem Häuschen zu bringen, wenn es nicht so schon ihm aufgekündigt hatte. Ich will mit ihm einmal vernünftig sprechen! Man muß ihm nicht sagen: glaube dies und glaube das nicht. Wie soll er sich dabei zurecht finden? Ich glaube nicht an solches Zeug, ich laufe auch keine Gefahr, Gespenster auf meinem Wege zu finden. Ohne Abschied zu nehmen, Frau Nichte! Ich will Euerm Mann den Kopf wieder zurecht setzen. Wenn Ihr ihm ihn nicht auf's neue verdreht, so wird's schon gehn; ich versprech's Euch!""

Antoine ging hinaus; aber er fand Martin nicht im Garten, er mußte lange suchen, bis er

ihn auf einem kleinen Acker entdeckte, der von Buschholz umgeben war und ziemlich entfernt vom Hause lag. Renaud hielt einen Spaten in der Hand, als hätte er die Absicht gehabt, zu arbeiten, was ihm seit vielen Tagen nicht begegnet war; aber er stand ruhig da, matt auf das Grabscheit gestützt, die Augen zur Erde gerichtet und schien in tiefes Sinnen versunken. Als er den Zimmermann kommen hörte, fuhr er zusammen, kehrte sich mit erschrockner Miene hastig um, und grüßte den Kommenden, als er ihn erkannt hatte. mit einem bloßen Kopfnicken, ohne daß das geringste Lächeln seine bleichen Lippen belebt hätte.

Antoine hatte ihn seit dem unglückseligen Begegnen auf der Straße nach Nantes nicht wieder gesehen. Trotz seiner Herzenskälte und seiner selbstsüchtigen Gleichgültigkeit machte doch das veränderte Gesicht seines Neffen, das sonst Kraft und Gesundheit verkündete, einen traurigen Eindruck auf ihn. Auch lag in dem unruhigen düstern Blick seiner schwarzen Augen etwas, was den Zimmermann aus der Fassung brachte und sein unverwüstliches Vertrauen zu sich selbst einigermaßen erschütterte. Er bedurfte einer gewissen Anstrengung, um seine plötzliche Verlegenheit zu verscheuchen, und doch gelang es ihm nicht, das Gespräch so ungezwungen anzuknüpfen, wie er sich vorgenommen hatte.

„Guten Tag, mein Junge,“ redete er ihn an.

„Du arbeitest heute nicht sonderlich. Bist Du etwa krank oder fängst Du gar an, von Deinen Renten zu leben?"

„„Ich wüßte nicht, warum ich nicht ein wenig ausruhen sollte die Zeit lang, die mir noch übrig bleibt,"" antwortete Martin, indem er seinen Spaten weit von sich warf. „„Wozu soll man sich abmühen, wenn man das Korn nicht aufgehen sehen soll, das man sät?""

„Hast Du denn noch immer Deine Narrheit im Kopfe, armer Junge?" erwiderte der Zimmermann mit einem etwas ironischen Tone, denn der Ausdruck der Physiognomie Martins setzte ihn unwillkürlich in Verwirrung. „Ich hielt Dich doch für zu vernünftig, um an die Ammenmärchen und Altweibergeschichten zu glauben."

„„Ha! ha! ha! Allerdings,"" antwortete Martin mit einem abgebrochenen Lachen, bei dem es Antoine wie beim Krächzen eines Schwarmes Raben schauderte. „„Allerdings, Oheim, Ihr glaubt an nichts; ich hatte es vergessen. Es gibt weder Gott noch Teufel nach Eurer Meinung. Man kann in dieser Welt machen, was man will, ohne daß einem später etwas dafür begegnet, weder gutes noch böses! Das war's, was Ihr mir gesagt habt, gerade an dem Tage . . . an dem Abende . . ."" Plötzlich veränderte sich Martins Gesicht, er kehrte sich um und sah dem Zimmermann mit düster glühenden Augen starr in's Antlitz. „„Nun wohlan! Ich, Oheim, ich sage Euch,

es gibt eine Hölle, und ich werde Euch dort einen Platz bereit machen.""

Antoine fuhr ein paar Schritte zurück und war ganz aufgeregt unter der Gewalt dieses Blickes, der wie ein Bleigewicht auf ihm lastete; aber in dem Maße, wie Martins Physiognomie seinen drohenden Ausdruck verlor und wieder in die alte Erschlaffung verfiel, gewann Antoine allmählich auch seine Zuversicht wieder. Er begann indessen an dem Erfolg seiner Bemühungen zu zweifeln, und obgleich seine Eigenliebe ihn abhielt, sich für besiegt zu bekennen, so hätte er im Grund seiner Seele gewünscht, weit weg zu sein und seinen lieben Neffen seinen unheimlichen Hallucinationen zu überlassen. Er suchte nach einem Mittelweg, der ihm erlaubte heimzukehren, ohne daß es den Anschein hatte, als gäbe er die Partie auf. Übrigens kam ihm der kleine Acker, der Zeuge dieser Unterhaltung war, ein wenig zu einsam und abgelegen vor, er wünschte sich den belebten Straßen zu nähern.

„Hör' einmal," sprach er, indem er seinen Neffen beim Arme nahm und sich ein möglichst zutrauliches und ruhiges Aussehen gab, „Du machst mir da ein recht garstiges Versprechen; glücklicherweise hat es noch lange Zeit bis dahin. Unterdessen komme mit mir an einen etwas freundlicheren Ort, wo Dir Deine düstern Gedanken vielleicht vergehen werden. Du wirst mich in's Dorf begleiten, diesmal sollst Du mein Gast sein

und wir werden schon ein paar lustige Patrone finden, die es nicht abschlagen werden, ein Glas mit uns zu trinken."

Martin schüttelte den Kopf. „„Nein, nein, Onkel,"" sagte er, indem er nach dem Himmel sah, an welchem die bleiche Herbstsonne schon tiefer sank. „„Die Schenke lockt mich nicht mehr an, und es ist zu spät für mich, heute Abend noch so weit zu gehn.""

„Geleite mich wenigstens ein Stück Wegs," drang der Zimmermann in ihn, „Du mußt Dich nicht so gegen den Bruder Deines Vaters ereifern. Die Gedanken sind frei, siehst Du, und ich bin im Grunde nicht so schwarz, wie ich aussehe, was Du auch eben gesagt hast."

„„Na denn!"" sagte Martin mit augenscheinlichem Widerwillen, „„ich will's Euch nicht abschlagen, Onkel, es ist so vielleicht das letzte Mal, daß Ihr mich um etwas bittet; aber wahrhaftig, ich kann nicht mit Euch bis in's Dorf gehn.""

„Komm mit, so weit Du willst," antwortete der Zimmermann, erfreut, endlich fortzukommen, und auf die Gewalt seiner Beredsamkeit rechnend, durch welche er seinen Neffen schon etwas weiter mitnehmen würde.

Sie machten sich auf den Weg, Antoine mit etwas zu raschen Schritten, um nicht zu verraten, daß er Eile hatte, sich zu entfernen, Martin hinter ihm, den Kopf gesenkt und zuweilen verstohlen um sich blickend.

„Siehst du, mein Junge,“ begann der Zimmermann wieder mit ungezwungener Miene, als sie sich auf der großen Straße befanden, „ich habe einmal einen Herrn, bei dem ich gearbeitet habe, einen sehr unterrichteten Mann, der auch viel las, sagen hören, daß man sich immer aus Mangel an Kaltblütigkeit erschrecken ließe, und daß, wenn man das Ding, das einem Angst gemacht hatte, nur recht aus der Nähe prüfe, dasselbe ein ganz andres Aussehen annähme.“

Martin antwortete nur mit einem dumpfen Seufzer, der Zimmermann ging unwillkürlich schneller.

„Siehst Du,“ fuhr letzterer fort und strengte sich an, trotz des raschen Ganges die Ruhe im Ausdruck zu bewahren, „wenn ich bei Dir gewesen wäre“ . . .

„„Nun, was hättet Ihr gemacht, Onkel?““ fiel Martin rasch mit halb erstickter Stimme ein, indem er seine derbe Hand auf Antoines Schulter fallen ließ, „„was hättet Ihr gemacht, wenn Ihr gesehen hättet, wie die, die Ihr am Tage vorher getötet hattet, mit ihren Händen Euer Leichentuch wusch und rang, und wenn Ihr, trotz der erloschenen Augen und der Leichenblässe ihr Gesicht wiedererkannt hättet?““

„O!“ antwortete der Zimmermann mit trotz seiner Anstrengung keuchenden Stimme, „ich hätte geglaubt, daß man mir einen Possen spielen wolle; ich hätte es näher betrachtet, und ich würde gesehen haben . . .“

„„Nun! sagt mir doch, was Ihr dort sehet! ... dort! ...““ rief Martin aus, indem er den Zimmermann beim Arme faßte und stier nach einer Stelle blickte, wo der Bach, der hier die Straße durchschnitt, sich in die Breite dehnte und eine kleine von Weiden, Schilfrohr und Binsen umgebene Lache bildete.

Die Sonne war eben untergegangen und der mit düstern Wolken bedeckte Himmel hatte sich ganz verfinstert. War es eine Sinnentäuschung, bewirkt von den phantastischen Schatten der Bäume oder von dem seltsamen Nebel, der sich plötzlich über die Augen des braven Zimmermanns legte, als er nach der Stelle hinzusehen versuchte, auf welche Martin mit zitternder Hand hinwies, wer kann es wissen? Aber er bekannte später, daß er damals eine menschliche Gestalt zu sehen geglaubt hatte, die ein großes weißes Tuch schwenkte. Anstatt die Versuchung zu empfinden, hinzugehen und es in der Nähe zu untersuchen, dachte er nur daran, sich so schnell als möglich zu entfernen und sich von der eisernen Hand zu befreien, deren Finger sich krampfhaft in seine Schulter einkrallten. Es wäre ihm schwer gewesen, aber Martin selbst ließ ihn fahren und floh wieder zurück, von wo sie gekommen waren.

Der Unglückliche trug ein unsagbares Entsetzen in seiner Brust mit fort; sein schwankender Fuß stolperte jeden Augenblick bei dem geringsten Hindernisse, er glitt in dem Kote und Eise des

Geleises aus, der Schweiß tropfte von seiner Stirne, und die verstörten Blicke, die er um sich warf, steigerten noch seinen Schrecken. Vielleicht sah er bei dem schwachen Schimmer der Dämmerung furchtbare Gestalten in dem Schatten der Bäume hin und her schwanken; vielleicht erblickte er, wenn aus Wolkenlücken ein Streiflicht herabglitt, jenes unheimliche Tuch, wie es von leichenhaften Händen geschwenkt und gerungen wurde; vielleicht vernahm er im Pfeifen des Windes gräßliches Hohngelächter oder Rufe von unwiderstehlichem, verhängnisvollem Zwange. Verwirrt, außer sich, rannte er ziellos weiter und weiter, querfeldein, unfähig den Weg zu erkennen, schaudernd um sich blickend, als fühle er den Kreis des Entsetzens, der sich um ihn zusammenzog, sich unwiderstehlich enger und enger schließen.

Anstatt seiner Wohnung zuzugehen, verlief er sich in eine andere Richtung des Dorfes; erstaunt sahen ihn einige so irren, die Beherztesten folgten ihm. Sie sahen ihn nach den verlassenen Steinbrüchen hinirren, die schon Zeuge tragischer Ereignisse gewesen waren und die Große Steingrube genannt wurden, in deren Nähe auch das Haus der alten Ramelle stand. Bald war er am Rande der Steinbrüche und schien den schmalen Fußweg verfolgen zu wollen, der sich zwischen dem Hause und dem tiefsten Bruche hinzog. Aber in diesem Augenblicke erhob sich die alte Ramelle, die vor ihrer Thüre saß und wandte sich nach

ihm hin. Der Unglückliche hielt inne, blickte verwirrt hinter sich, rang die Hände, erhob sie verzweifelt über seinem Kopfe und stürzte dann mit einem wütenden Sprunge in den Steinbruch.

Eine Stunde später wurde der verstümmelte Körper Martins in seine Wohnung gebracht. Bei dem Schrei der Verzweiflung, den seine Frau ausstieß, in ihren Armen, die ihn liebkosend umschlangen, an dem warmen Herzen, das nicht von ihm ließ und sich an seine Brust lehnte, schlug Martin die Augen auf, die durchbohrenden Zweifel, die ihn noch vor kurzem folterten, mußten sicher vor diesem Aufschwung höchster Liebe verschwinden. Er richtete einen zärtlichen, vertrauensvollen Blick auf Veronika, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, schien seine Kinder zu suchen und erhob dann seine Augen gen Himmel, aber dies war die letzte Anstrengung, die er zu machen vermochte, der Tod streckte seine unerbittliche Hand über ihn. Trotz aller Liebe und Reue, die seine Frau in diesem letzten Blicke zu lesen geglaubt hatte, trotz ihrer Thränen, ihrer innigen Bitten, ihrer Verzweiflung — der Selbstmord war einmal bewiesen und das christliche Begräbnis wurde ihrem Gatten verweigert; Martin Renaud wurde in dem Winkel des Friedhofs begraben, der den wenigen Unglücklichen vorbehalten ist, die durch ihr Leben, ihren Tod oder ihr Glaubensbekenntnis von dem Reste der kleinen Herde geschieden sind. Man grub sein abgelegenes Grab am Fuße eines der

Bäume, die diesen Teil des Gottesackers beschatten, und jedermann bezeichnet es mit dem Namen: „Das Grab des Selbstmörders.“

Am letzten zweiten November*) befand ich mich bei einem meiner Freunde, der in geringer Entfernung von dem Gut „die Große Steingrube“ wohnt; ich machte einen einsamen Spaziergang und war so bis zu der kleinen Kirche gekommen, die sich am äußersten Ende des Dorfes auf dem langen platten Ufer des Sees erhebt. Mit dem Rücken an die ziemlich niedrige Mauer des Friedhofs gelehnt, betrachtete ich die grünen Sumpfwiesen, die sich vor mir ausdehnten; der Himmel war, wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit, mit grauen Wolken bedeckt, die ziemlich tief standen, doch war der Horizont noch hell genug, um das entgegengesetzte Ufer unterscheiden und die kaum gekräuselte Flut der schönen Wasserfläche weithin verfolgen zu lassen.

Plötzlich vernahm ich hinter mir kirchliche Lieder, deren ernste Trauer mich sofort daran erinnerte, daß dieser Tag von jeher den frommen

*) Am zweiten November, dem Tage Aller Seelen, findet in den katholischen Ländern die Totenfeier statt; die Überlebenden beten dann an dem Grabe der Geschiedenen für die Ruhe ihrer Seele und legen einen Immortellenkranz auf das Grab nieder. Die herbstlich ernste Jahreszeit stimmt zu der ernsten Feier und verleiht ihr einen würdigen Charakter.

Gebeten für die Seelenruhe der verstorbenen Gläubigen geweiht war. Ich wandte mich um; das Hauptthor der Kirche öffnete sich und die Prozession trat heraus. Wer noch niemals geweint hat, wer alles was er liebt und was ihn freut, noch hinieden besitzt, wem noch keine Erinnerung aus dem Jenseits winkt, der mag vielleicht gleichgültig dieser frommen Zeremonie zusehen, die alljährlich am selben Tage die Christen vereinigt, nicht nur um für die Teuren, die ihr Herz geliebt hat, sondern auch für diejenigen zu beten, die weder während ihres Lebens geliebt waren, noch nach ihrem Tode betrauert wurden und deren verlassene Gräber niemals die Spende eines liebevollen Gebetes erhalten haben. Was mich anlangt, so bekenne ich, daß meine Seele und mein Herz unwiderstehlich von diesem Schauspiel erregt wurden, das die tiefsten Gefühle meines Wesens erweckte; ich trat sofort in den Friedhof ein und schloß mich der Prozession an. An der Spitze schritt ein Bauer, der das Kreuz trug, dann kamen die Kirchenvorsänger, die mit ziemlich schlechter Stimme Trauerpsalmen absangen, hinter ihnen der schwarz gekleidete Pfarrer, der das ganze geistliche Personal des Kirchspiels bildete, einige Männer und eine große Anzahl Frauen.

Wenn Ihr das tiefe Gemüt, welches Tröstung bringt, die Zärtlichkeit die sich durch nichts entmutigen läßt, die Liebe, die über das Grab hinaus

dauert, finden wollt, so sucht alles dies in dem Herzen der Frauen. Die, welche neben mir gingen, beteten fromm ihren Rosenkranz; man las auf ihrem Gesicht ihren demütigen, inbrünstigen, vertrauensvollen Glauben; vielen standen Thränen in den Augen, aber die ewige Hoffnung schien das Herbe ihres Schmerzes zu mildern, und die Ergebung war das Hauptmerkzeichen ihrer Trauer. In dem Augenblick indessen, wo die Prozession vor dem steinernen Kreuze des Friedhofs still hielt, hörte ich plötzlich neben mir ein so herzzerreißendes, obgleich mit Gewalt halb ersticktes Schluchzen, daß ich mich unwillkürlich umdrehte.

Da sah ich neben mir eine noch junge Frau, deren tiefe Niedergeschlagenheit und verzweifelter Schmerz einen grellen Gegensatz zu der gelassenen Trauer der Umstehenden bildete. Niedergesunken auf die feuchte Erde, die Stirn an die Mauer der Kirche gelehnt, suchte sie vergebens ihr Schluchzen zu ersticken, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, die Heftigkeit ihres Schmerzes schüttelte ihren Körper hin und her, und jeder Seufzer, der ihren Lippen entfuhr, schien ihr Herz gebrochen zu haben. Die nächsten Nachbarinnen warfen mitleidige Blicke auf sie und sprachen leise untereinander. Ich suchte die Worte zu erhaschen, die man sich zuflüsterte, und vernahm:

„Es ist die Frau des Selbstmörders!“

Als man wieder aufstand und die Prozession, die in die Kirche zurückkehrte, auf dem Hinweg

auf fast alle frischen Gräber irgend einen frommen Beter verstreute, sah ich die junge Frau sich gewissermaßen wegstehlen und fern von allen in einem abgelegenen Winkel niederknien, den große Ulmen von dem Reste des Friedhofs zu trennen schienen. Hier blieb sie niedergebeugt, von demselben tiefen Schmerze heimgesucht.

Der ganze Vorgang hatte mich lebhaft ergriffen; ich frug, wer sie wäre und um wen sie mit solcher Verzweiflung trauerte; man erzählte mir darauf die Geschichte, die ich soeben niedergeschrieben habe. Ich habe nicht versucht, sie zu erklären, ich habe sie wiedererzählt, wie ich sie am Orte selbst vernommen habe, vor der kleinen, grünlichen Lache der „Großen Steingrube," vor dem unheimlichen Steinbruch, an dessen Rand ich die alte Ramelle habe sitzen sehen, vor dem Friedhof, auf dem ich die arme Veronika oft wieder erblickt habe, der der barmherzige Gott das Gebet und die Hoffnung nicht hat wehren wollen, denn, während sonst alle das „Grab des Selbstmörders" vermieden, bewahrte sie mit frommer Sorgfalt auf dem Grunde ihres Herzens das Andenken an jenen letzten Blick, an jenen letzten Seufzer, dem die ewige Vergebung vielleicht gewährt worden ist.

Inhalt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Semmig, Herman,

Fern von Paris Erzählungen und Novellen aus der Schweiz und dem Innern Frankreichs

Leipzig [ca. 1880]

81.89832

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11535272-5